

Ha-308(50/51)B.97

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz



0.9.97, 50/51

Inhalt

der Hefte 1—4 des 50. Jahrganges 1964

	Seite
Der Turmpfeiler der St.-Stephani-Kirche in Schöppenstedt. Versuch einer Deutung. Von Walter Fanger	1
Die Grabmale der braunschweigischen Kirchen. VI. Die Grabmale auf dem St.-Stephani-Kirchhofe in Helmstedt. VII. Die Grabmale in der Stiftskirche zu Königslutter. VIII. Die Grabmale der Stiftskirche zu Bad Gandersheim. Von Hans Adolf Schultz	5, 46, 78
IX. Die Grabmale der St. Georgskirche in Bad Gandersheim. Von Kurt Kronenberg	113
Ein mittelalterlicher Sühnestein bei Lengede, Kr. Peine. Von Otto Meier	7
Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. 27. Christian Sanderhoff in Ballenstedt, 28. J. A. Chr. Schurig in Braunschweig, 29. J. H. Tümmel in Braunschweig, 30. Christian Vater in Hannover, 31. A. H. Chr. Weber in Braunschweig, 32. Anton Wendel in Hildesheim, 33. Bode in Neuendorf (?), 34. J. H. Langschwad in Braunschweig, 35. J. G. Müller in Braun- schweig. — Nachträge Barthold Fritz, Carl Lemme, Karl Tölke, H. J. Blume, J. Chr. Fiedler, Hüsemann, Katterfeld, Johann Kruse und Preuß(e). (48. Jahrg. 1962 und 49. Jahrg. 1963). Von Werner Flehsig	9, 53
Julius Holtzberg, ein altbraunschweigischer Forstmann und Heimatfreund. Von Heinz Mollenhauer	15
Ostfälische Fasselabendbräuche in Destedt, Kr. Braunschweig. Von Anna Hinze	17
Fasselabend in Wahrstedt, Kr. Helmstedt. Von Hermann Probst	18
Die Einhänselung der Enken, ein alter Brauch bei den Knechten in den Dörfern des Kr. Goslar. Von Hermann Warkehr	19
Die Restaurierung des Löwenwalls in Braunschweig. Von Helmut Löhmer	20
Stadterneuerung in alten Städten. Von Robert Dirichs	25
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1953	27
Neues heimatliches Schrifttum	31, 96, 127
Blankenburg vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert. Von Adolf Gerade	33

	Seite
Nyenbrugge — Neubrück. Ein Beitrag zur Verkehrs- und Wirtschaftspolitik der Stadt Braunschweig im 14. und 15. Jahrhundert. Von Kurt Bratmann	40
Odyssee eines Museums. Aus der Geschichte des Braunschweigischen Landes-Feuerwehrmuseums. Von Hermann Günther	60
Die Nordgrenze Ostfalens und das Lüneburgische. Neue wortgeographische Beiträge zur Siedlungsgeschichte und Stammeskunde. Von Werner Flehsig . . .	65
Die Clusen im Lande Braunschweig. Von Otto Hahne	72
Blankenburg im 19. und 20. Jahrhundert. Von Adolf Gerade	82
Martinstag (10. November) in Dörringsen, Kr. Einbeck. Von Hugo Grimme	88
Die alte Kirche in Sunstedt. Von Richard Diestelmann	91
Sagen aus Wendschott. Gesammelt von Heinz-Bruno Krieger	94
Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Braunschweig	95
Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig. B. Größere Steinbauten. Von Rudolf Fricke	97
Glaube und Brauch der „Zwölften“ in Ostfalen. Nach Umfragen des braunschweigischen Landesmuseums in den Jahren 1958 und 196 . . Von Werner Flehsig .	106
Rudolf Fricke wurde 65 Jahre alt. Von Werner Flehsig	117
Hai wait nich, wadd'e well. Eine winterliche Erzählung in der Mundart von Groß Ilsede, Kr. Peine. Von Otto Söchtig	121
Wer die Heimat liebt wie Du . . . Oberamtmann Albert Nehr Korn zum Gedächtnis. Von Gerhard Schridde.	122

Kunstdruckbeilagen mit Bildern von braunschweigischen Bau- und Kunstdenkmälern

Sinnbildliche Reliefplastiken am romanischen Turmpfeiler der St.-Stephani-Kirche in Schöppenstedt	Heft 1, Tafel I—III
Die Grabkapelle am Nordrand des St.-Stephani-Kirchhofes in Helmstedt	Heft 1, Tafel IV
Die Grabmale in der Stiftskirche zu Königsutter	Heft 2, Tafel I—IV
Die Grabmale in der Stiftskirche zu Bad Gandersheim	Heft 3, Tafel I—IV
Die Grabmale in der St.-Georgs-Kirche zu Bad Gandersheim	Heft 4, Tafel I—IV

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 12,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

50. Jahrgang

April 1964

Heft 1

Der Turmpfeiler der St.-Stephani-Kirche in Schöppenstedt

Versuch einer Deutung

von Walter Fanger

Am Südrand des Elms, einem buchenbewachsenen Höhenzug nahe Braunschweig und Wolfenbüttel, liegt die kleine Stadt Schöppenstedt.

Der romanische Kirchturm der St. Stephanikirche aus dem 12. Jahrhundert überragt alle Häuser und birgt als Sehenswürdigkeit einen Pfeiler mit Darstellungen aus der frühen Religionsgeschichte.

Bei einer Höhe von 2,90 m bis 3,00 m und einem Schaftdurchmesser von 0,76 m trug der aus Elmkalk gefertigte Pfeiler einst vier Kreuzgewölbe.

An allen vier Seiten mit Ecksäulen versehen, ist insbesondere das Kapitell mit merkwürdigen, außerordentlich früh anmutenden reliefartigen figürlichen Beiwerk verziert.

Noch im 19. Jahrhundert stand dieser Pfeiler ca. 1,20 m tief im Boden. Nach der Freilegung kam an der einen Seite ein kletterndes Tier zum Vorschein.

In den „Bau- und Kunstdenkmälern“ von P. J. Meier und Steinacker (1), den Schriften von Gottlieb Schmidt (2) und von Wolfgang Scheffler (3), ist diese Säule kurz beschrieben und abgebildet worden. — Erstmals hat Schmidt von heidnischen Motiven geschrieben, den Sinn der mythologischen Darstellungen jedoch hat keine Arbeit bisher erfaßt.

Der ausgeprägte Schachbrettfries ordnet diesen Pfeiler in die ottonische Zeit ein, er ist also wesentlich älter als der Turm. Die symbolischen Motive am Kapitell sind Heidnischwerk (eine Bezeichnung des 14. Jahrhunderts für figürlichen, ornamentalen Zierrat). Wahrscheinlich hat die Missionspolitik der damaligen Zeit dem neuen Christengott eine altheidnische Kultstätte zu eigen gegeben und man hat um oder auf ihr eine neue Kirche geweiht.

Wie aus vielen Beispielen bekannt, so wollte man auch hier die an dem Pfeiler dargestellten Götter bannen.

Bild 1 (Kunstdruckbeilage Tafel I oben)

An der Ostseite des viereckigen Pfeilers sind zwei Köpfe reliefartig eingehauen. Der linke Kopf unter der Korngarbe und dem kurzen Stück derb ein-

gehauenen Palmettenfries kann Donar sein. Wie schon auf Votivtafeln germanischer Bildskizzen der Römer am Rhein wurde auch hier Donar mit einem Bart dargestellt. Eine ähnliche Darstellung finden wir an einem Pfeiler der Kilians-Kirche in Lüdge - Westfalen. Thor oder Zinn — wie Donar noch genannt wurde — verlor an Wotan die Gunst der Germanen.

Vielleicht entspricht die Palmette aus dem kurzen Fries über dem Kopf Donars dem Symbolgehalt der altgermanischen Lilie. Das Motiv einer Korngarbe verziert das Eckstück des Frieses. Dieses Fruchtbarkeitssymbol kann die letzte Garbe sein, die für das Pferd des Jägers Wotan zurückgelassen wurde. Ein Brauch, der noch heute vielfach in Norddeutschland üblich ist.

Bild 2 (Kunstdruckbeilage Tafel I unten)

An der rechten Säulenecke erkennen wir einen zur Fratze verzerrten Kopf, vor dessen rechtem Ohr ein Vogel sitzt.

Denken wir nicht gleich an Wotan, dem der Rabe Hugin (oder Munin?) die Kunde von der Welt zuraunte.

Aus der Edda, der altisländischen Sagenquelle ist bekannt, daß die Götter oder Asen nicht allwissend waren. Als Boten brachten täglich die Raben Hugin (der Gedanke) und Munin (das Gedächtnis oder Erinnerung) Wotan die Kunde von den Ereignissen der Welt.

Im Grimmnismal der Edda (Strophe 20) heißt es: „Hugin und Munin müssen jeden Tag über die Erde fliegen. — Ich fürchte, daß Hugin nicht nach Hause kehrt, doch sorg' ich mehr um Munin!“

Man darf also bei dieser Darstellung annehmen, daß hier Wotan dargestellt werden sollte.

Über dem Kopf Wotans sind zwei Viersterne im Kreis oder Radkreuze angebracht. Sie können, da die Germanen das Jahr zuerst nur in zwei Zeiten, Sommer und Winter, einteilten, die Sommer- und die Wintersonne bedeuten. Später erst hatte das germanische Jahr drei Zeiträume: Frühjahr, Sommer, Spätherbst und dann die 12 Nächte, der Mittwinterpunkt.

Eine ähnliche Darstellung finden wir im Bogenfeld der Kirche Elsterstrebritz in Sachsen angebracht.

Wotan — so bei den Sachsen genannt — wurde von den Angelsachsen Vode und von den Nordgermanen Odin genannt; er ist der germanische Allvater. Aus römischen Quellen kennen wir ihn unter dem Namen Mercurius. Ihm war der vierte Wochentag geweiht.

Bild 3 (Kunstdruckbeilage Tafel II oben)

An der Nordseite der Säulen erscheint links wieder der Kopf Wotans in der gleichen Darstellung, diesmal allerdings ohne Rabe.

Geblichen sind die Vierkreuze oder Radkreuze im Kreis auf dem linken Vorderblatt.

Es soll also der gleiche Kopf (Wotan) dargestellt werden. Aufrecht stehende Blätter der Esche, umfassen die (rechte) Nordwestecke, darüber zweimal der Dreisproß, dessen symbolische Bedeutung noch nicht ganz geklärt ist.

Bild 4 (Kunstdruckbeilage Tafel II unten)

An der Südseite des Kapitells ist ein wolfähnliches Tier abgebildet, mit großer Wahrscheinlichkeit der Fenriswolf. — Daß es sich um den Fenriswolf handelt, kann aus dem Sonnenwirbelrad geschlossen werden, welches — erst durch ein Foto erkennbar geworden — auf den Leib des Tieres eingeritzt ist.

Der Mythos eines Untieres, welches die Sonne verschlingt, ist über die ganze Erde verbreitet. Die nordische Dichtung kennt dieses Untier unter dem Namen Fenriswolf, der nach der Volkssage am Himmelsrand entlangrennt mit bis zum Zenit klaffenden Rachen.

Der Edda nach haben die Asen das Ungetüm selbst großgezogen.

Als es aber zu mächtig wurde, fesselten sie es durch List mit der von den Zwergen gefertigten Zaubersessel Gleipnir, die aus dem Lärm der Katze (das Geräusch des Sohlentrittes), dem Bart des Weibes, der Seele des Fisches, der Milch des Vogels, den Wurzeln des Berges und den Sehnen des Bären hergestellt war.

Beim ersten Versuch, dem Fenris diese Fessel anzulegen, hatte Tyr (ein Göttersohn) eine Hand eingebüßt. Dann wurde das Tier in die Höhle Gjoll gebannt und ein Schwert zwischen seine Kiefer gestemmt. Hier heult er fürchterlich und aus seinem Rachen ergießt sich der Strom Von.

Beim letzten großen Götterkampf, dem Weltuntergang Ragnarökt, ist Fenris der Gegner Odins. Der Fenriswolf fällt Odin, aber sein Sohn Widarr tötet den Fenris dadurch, daß er seinen Fuß auf den unteren Kiefer setzt und den oberen weit aufzieht. (Wahrscheinlich ist diese letzte These unter christlichem Einfluß entstanden!)

Bild 5 (Kunstdruckbeilage Tafel III oben)

An der westlichen Pfeilerecke sitzt ein Vogel, es kann ein Adler sein. Dicht über dem Boden erkennen wir ein Tier, das an der Ecksäule zum Vogel hinaufklimmt.

Auch hier können wir in der Edda, dem Grimnismal, nachlesen (Strophe 32): „Ratatösker heißt das Eichhorn, das auf und abrennt, an der Esche Yggdrasils. — Des Adlers Worte von oben vernimmt es und bringt sie Niedhöggern wieder!“ (Niedhöggern ist der an den Wurzeln der Weltesche lebende Drache!)

Sollte diese Ecksäule symbolisch die Weltesche Yggdrasils, die Irminsul, darstellen und das Tier das Eichhörnchen Ratatösker sein, welches zum Adler hinaufklettert?

Bild 6 (Kunstdruckbeilage Tafel III unten)

Weiter heißt es in der Strophe 31 der Edda: „Drei Wurzeln strecken sich nach drei Seiten unter der Esche Yggdrasils. Hel wohnt unter der einen, unter der anderen die Hrimthursen, aber unter der dritten die Menschen.“

An der Weltesche Yggdrasils wurde von den Asen Gericht gehalten. Wie schon bei der Einführung geschrieben wurde, liegt die Vermutung nahe, daß die neue Kirche oder Kapelle an alter Thingstätte oder an einem heiligen Hain gebaut wurde. Die Bekehrung zum Christentum, die Umbruchzeit des Glaubens, hat bei uns viel länger gedauert als wir annehmen. Auch wird die Zeit der

Christianisierung meist zu weit zurückgelegt. Erst Karl der Große begann planmäßig mit der Bekehrung und Taufe zum Christentum.

Und im altsächsischen Taufgelöbnis von der Kirche um 700 heißt es: „Diabalaе unde Thunaer unde Unôden unde Saxnôde unde allune thêne unholdum the hira genôtas sint!“

Dem Teufel und Donar und Wotan und Saxnot (Tius — Zinn — Donar!) und allen den Unholden, die ihre Genossen sind.

Um 1158 erst erfolgte die Bekehrung der Pommern durch den Mönch Herbort.

Noch im Jahre 1231 mußten durch „Kaiserlichen Erlaß“ für den Bischof den Teilnehmern an heidnischen Kulthandlungen auf dem heiligen Berg Numburg in Thüringen (wo keine Kirche errichtet war) Todesstrafe angedroht werden.

Die Auseinandersetzung der ethisch betonten Lehre des Christentums mit der mythologisch-kosmischen Anschauung der nordisch-germanischen Naturreligion dauerte also bald 500 Jahre.

Nur langsam konnte die neue Heilslehre des Christentums, die Erlöserreligion, die Überreste heidnisch religiöser Vorstellung restlos umwerten oder auslöschen.

Es gibt wohl kein Beispiel ikonographischer Art, welches so viel aus unserer frühen Religionsgeschichte vereinigt wie der vorstehend beschriebene und abgebildete Pfeiler aus der Schöppenstedter Kirche.

Wir kennen viele Darstellungen des Fenriswolves (u. a. in der Hildesheimer Laurentiuskapelle und in Quedlinburg), doch kann erst durch die verschlungene Sonne im Leib des Untieres an dem Schöppenstedter Pfeiler mit Bestimmtheit auf den Fenriswolf geschlossen werden.

Der Rabe am Ohr Wotans, das zum Adler heraufkletternde Eichhorn Rata-tösker und die anderen Steinmeißelungen lassen klar die Absicht der „Edda“-Darstellung erkennen.

Die Menschen der romanischen oder ottonischen Zeit faßten nicht das Ornament als ästhetische Schmuckform auf, sondern als Sinnbild.

Die Bildwerke der St. Stephani-Kirche in Schöppenstedt sind einwandfrei mehr als reine Zierform der Bauromantik.

Die ikonographischen Darstellungen an dieser Säule volkskundlicher, religionsgeschichtlicher und vor allem symbolkundlicher Art sind so überzeugend, daß wir hier wohl ein einmaliges Beispiel der Stein gewordenen Edda haben.

Lit. 1 P. J. Meyer u. Steinacker, Die Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Wolfenbüttel.

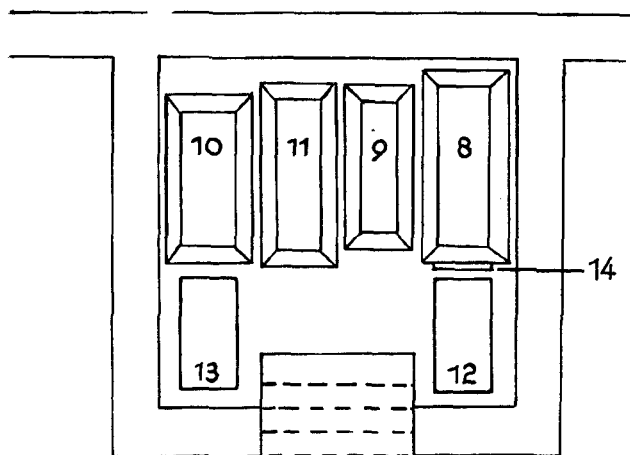
Lit. 2 Gottlieb Schmidts, Kirchliche Kunst der romanischen Zeit am Elm. Braunschweigische Heimat, Heft 4 (1957).

Lit. 3 Wolfgang Scheffler, Schöppenstedt und Küblingen. Kleiner Kunstführer für Niedersachsen.

Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen

von H. A. Schultz

VI. Die Grabkapelle*) auf dem St. Stephani-Kirchhofe in Helmstedt



Grundriß der Grabkapelle
auf dem St.-Stephani-Kirchhofe
in Helmstedt.

Hierzu siehe die
Kunstdruckbeilage Tafel IV

An der Nordseite des St. Stephani-Kirchhofes, mit der Rückseite unmittelbar an die innere Stadtmauer angebaut, steht dieser schlichte zweistöckige Bau. Über einer tonnengewölbten Grabkammer liegt ein ehemals als Kapelle hergerichteter Raum mit Kreuzgewölbe. Der Zugang zu diesem ist durch ein schmiedeeisernes Gitter abgeschlossen, auf dessen Querbändern zwischen Rankenwerk die Namen der Stifter mit der Jahreszahl 1669 und der Spruch „Soli deo gloria“ zu lesen ist. Hiernach wurde die Grabkapelle von dem Prof. Johann Eichel (ab 1680) Edler von Rautenkron) nach dem Tode seines Schwiegervaters, des Prof. Dr. jur. Heinrich Hahn, 1668/69 erbaut. Heute finden sich in der unteren Grabkammer, die z. T. mit Erde zugeschüttet und völlig zugemauert ist, 7 Steinsärge und in dem oberen Kapellenraum 4 Steinsärge, einige mit reicher Barockverzierung, dazu 3 Grabplatten von Kindern des Prof. Eichel.

In der unteren Grabkammer werden stehen (leider nicht zugänglich):

1. *Steinsarg des Heinrich Hahn*, Prof. Dr. jur.
(geb. 28. 8. 1605 in Hildesheim, gest. 26. 2. 1668 in Helmstedt), seine Wohnung war Kybitzstraße 11, er war zweimal verheiratet: 1. mit Anna Maria Pfeiffer, die zusammen mit ihrem 5. Kinde 1657 auf dem St. Stephani-Kirchhofe beigesetzt worden ist und 2. mit der nun folgenden Nr. 2. (Text auf dem Steinsarg s. Böhmer, S. 107).
2. *Steinsarg der Hedwig Hahn*, geb. Arends, Witwe des stadtbraunschweigischen Patriziers Reinhold von Vechelde, zweite Ehefrau von Nr. 1
(geb. 1614 in Samleben, verh. 13. 7. 1658, gest. 14. 3. 1675 in Helmstedt.)
3. *Steinsarg der Anna Maria Elisabeth Ackenhausen*, geb. Eichel, Edle von Rautenkron, Tochter von Nr. 4 und 5, Frau des Statthalters zu Ottersdorf im Lande Hadeln Christian Ackenhausen
(geb. 14. 11. 1656 in Helmstedt, verh. 1676 mit Chr. A., gest. ? 10. 1679 in Ottersdorf), nach Helmstedt in die Familienkapelle überführt.

4. *Steinsarg des Johann Eichel Edler von Rautenkron*, Prof., Vizekanzler, Geheimer Rat, Erbherr auf Netlitz, Bornum und Hohensleben
(geb. 19. 9. 1621 in Gellershausen, am 23. 10. 1655 verheiratet und am gleichen Tage zum Dr. jur. und Dr. phil. promoviert, 1680 geadelt, gest. 2. 8. 1688 in Braunschweig), Wohnung: Bötticherstraße 51, Text auf Sarg s. Böhmer S. 107.
5. *Steinsarg der Anna Sophia Eichel Edle von Rautenkron*, geb. Hahn, Tochter von Nr. 1 und 2, Frau von Nr. 4
(geb. 10. 2. 1634 in Helmstedt, gest. 28. 5. 1698 in Helmstedt). 1661 schenkte sie der Walpurgis-Kirche zu Helmstedt eine Kopie des P. P. Rubens „Erweckung des Lazarus“.
6. *Steinsarg des Rudolf Franz Eichel Edler von Rautenkron*, Kammerjunker und Erbherr auf Netlitz
(geb. 12. 5. 1667 in Helmstedt, gest. 1720), Sohn von Nr. 4 und 5.
7. *Steinsarg der Eva Sophie von Burkersrode*, geb. von Stauff, Tochter von Nr. 9, Frau des Christian Wilhelm von Burkersrode, Fürstl. Sächs. Merseb. Stiftsrat und Bischöfl. Domherr daselbst
(geb. in Warberg vermutlich, gest. 1738, beigesetzt am 30. 4. 1738 in Familien-Grabkapelle).

In der oberen Grabkapelle stehen:

8. *Steinsarg der Auguste Sophie Charlotte von Hacke* (auch von Haken geschrieben!) geb. Eichel Edle von Rautenkron, Tochter von Nr. 4 und 5
(geb. 13. 10. 1673 in Helmstedt, gest. 1700, beigesetzt 21. 7. 1700 in dieser Grabkapelle).
9. *Steinsarg der Johanne Henriette von Stauff*, geb. Eichel Edle von Rautenkron, Tochter von Nr. 4 und 5, Frau des Drostens Anton Ulrich von Stauff(en) in Warberg
(geb. 22. 12. 1664 in Helmstedt, gest. 1701 in Warberg, nach Helmstedt überführt).
10. *Steinsarg des Johann Gotthard von Bö(oe)ckel(l)en*, Prof., Dr. jur., Schwiegersohn von Nr. 4
(geb. 9. 7. 1645 in Ratzeburg, gest. 5. 2. 1702 in Helmstedt). Text auf Sarg s. Böhmer S. 107.
11. *Steinsarg der Hedwig Sophia von Böckellen*, geb. Eichel Edle von Rautenkron, Frau von Nr. 10, Tochter von Nr. 4 und 5
(geb. 11. 12. 1659 in Helmstedt, gest. 1723, beigesetzt am 21. 8. 1723). — Im Jahre 1704 hat sie einen Kelch für die St. Stephani-Kirche gestiftet.

Im Fußboden der oberen Grabkapelle liegen:

12. *Grabplatte der Anna Kunigunde*, von 1663, Tochter des Johann Eichel (ab 1680 Edler von Rautenkron) u. d. Anna Sophia, geb. Hahn
(gr. Lg. 1,50 m, gr. Br. 0,75 m), im oberen Teil zwei Wappen (Eichel und Hahn), darunter Schrift: „HIC SITAE SUNT EXUVIAE SCITAE ET OPTIMAE PUELLAE ANNAE KUNIGUNDAE D. JOHANNIS EICHELII R. P. A. V. C. S. C. W. ET ANNAE SOPHIAE HAHNAE FILIAE D. HENRICI HAHNII COD. P. SEN. ASS. ET ANNAE MARIAE PFEIFFERIAE NEPTIS NATAE ANNOS IV MENSES VII DIES XVI. XVI AUG. ANNO MLXII INTRA SECUNDAM ET TERTIAM MATUTINAM. VARIOLIS EXINCTAE FORM. INDOLE · MOEDESTIA PROPECTII RUDEIMENT. LING. LATINAE AETAT. SUPERRAT PURAM ET INTAMINATAM ANIMULAM COELUM HABET CUIUS POS. ET INNOCENTIBUS MANIBUS AETERNUM BENESIT. MOESTI PARENTES HOC MONUMENTUM PONI CURARUNT XX FEBRUARII ANNO MDCLXIII.“

13. *Grabplatte der Johanna Eichel*, Tochter von Nr. 4, von 1663,

im oberen Teil wiederum die beiden Wappen (Eichel und Hahn), (gr. Lg. 1,50 m, gr. Br. 0,75 m), Text: „HIC LAPIS TEGIT EXANGUE CORPUSCULUM SCITULAE ET ELEGANTISS. PUELLULAE JOHANNAE EX IISDEM AVIS ET PARENT. PROGNATAE QUIBUS VICINA ANNA KUNIGUNDA EICHELIANA OPTA EST. QUAS SORORES DUM VIVIB. SIMILLIMAS. IDEM MORBUS VARIOLORUM EXTINXIT UNA DIES SIMUL EFFERRI VIDIT ET UNA TUMBA TEGIT. AETATE SALTIM. DIFFERENTES HAEC ENIM SALTIM XLIV SEPTIMAM ET IIL DIES NATA AD. COELIM REDIIIT. EXUVIIS ELEGANTISS. COPUSCULI HIC TANTISPEP. POSITIS DONEC CUM ANIMULA ITERUM MOESTI PARENTES. LAPIDEM HANC FIERI CURARUNT XX FEBRUARII ANNO MDCLXIII.“

14. *Grabplatte des Johann Heinrich Julius Eichel*, wohl auch von 1663, Sohn von Nr. 4

(geb. 26. 7. 1661, gest. 18. 10. 1663), Grabplatte ähnlich denen von Nr. 12 und 13, Schrift nicht zu erkennen, da großer Steinsarkophag (Auguste Sophie Charlotte von Hacke, geb. Eichel Edle von Rautenkron) unmittelbar darüber steht.

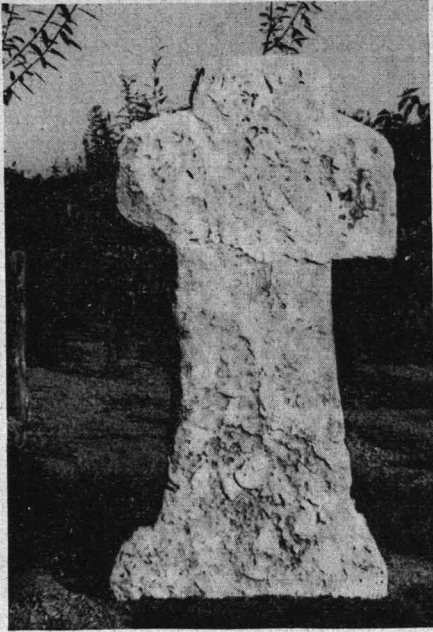
*) Diese Kapelle wird irrtümlich im Schrifttum häufig die „Böckelsche Kapelle“ genannt. Lit.: Böhmer, Justus Christoph, *Inscriptiones Sepulchrales Helmstadiensens* ... Helmstedt MDCCX; Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Helmstedt (Bd. I d. Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig, bearb. von P. J. Meier), Wolfenbüttel, 1896, S. 73; Querner, Carl Gustav August, *Die St. Stephanikirche zu Helmstedt*, 1851, als Manuskript freundlicherweise von Herrn H. Querner, Braunschweig, Harzburger Straße 9, zur Verfügung gestellt; Bartels, Joh., *Die Stephanikirche zu Helmstedt*, J. C. Schmidt, Helmstedt 1906; Schrader, W., *Die Grabkapelle neben der Stephanikirche*, in „Alt-Helmstedt“, 19. Jg., Nr. 7, Juli 1955. Für die Unterstützung dieser Zusammenstellung gebührt den Herren W. Schrader (Helmstedt), Dr. Schrader (Helmstedt), M. Haun (Helmstedt) und H. Querner (Braunschweig) besonderer Dank.

Ein mittelalterlicher Sühnestein bei Lengede, Kr. Peine

von Otto Meier

Allerlei Geheimnisse hat der Boden bei der Verlegung der Kanalisation in dem Dorfe Lengede, Kreis Peine, preisgegeben. So fanden sich in der „Großen Straße“ Aufschüttungen in einer Stärke von 1,50 m über dem gewachsenen Boden. Allerlei Knochen, mehrere Hufeisen aus großer Tiefe, Reisig- und Bohleschichten in verschiedener Höhe brachte der Bagger mit der Erde ans Tageslicht. Gefundene Scherben deuten darauf hin, daß diese Aufschüttungen etwa um 1600 entstanden sind. Und die festgestellten Bevölkerungszahlen unterstützen diese Annahme, weil nämlich damit nachgewiesen wird, daß eine Vergrößerung des Dorfes notwendig war. Standen im Jahre 1539 den 156 Einwohnern 30 Hofstätten zur Verfügung, so brauchten 34 Jahre später die 218 Einwohner schon 42 Höfe, das entspricht einem Zuwachs von 12 Hofstätten in einer Generation — die bestimmt nicht alle durch Aufteilung innerhalb der Ortschaft geschaffen werden konnten. Und 1665 gab es dann schon — nach vorübergehendem Rückgang während des 30jährigen Krieges — 58 Wohnstätten mit 287 Einwohnern.

Demnach ist anzunehmen, daß diese Straße einst der Nordrand des ältesten Dorfkerns gewesen ist, wo vielleicht auch wegen der Tiefe ein Bach floß. Als dann aber der Ort nach dieser Seite hin erweitert wurde, mußte hier ein befahrbarer



Der mittelalterliche Sühnestein von Lengede nach seiner Neuaufstellung bei der Volksschule.

Aufnahme: O. Meier

Weg entstehen, wozu die Aufschüttungen und Befestigungen mit Reisig und Knüppeln wohl erforderlich waren.

Der interessanteste Fund bei den Ausbaggerungsarbeiten ist aber zweifellos ein großer Stein in Kreuzform. Aus einer Tiefe von rund zwei Metern förderte ihn der Bagger im Mai 1963 zutage, und zwar an der Nordwest-Ecke des Dorfes nach Woltwiesche zu. Heute ist dort neben der Fuhse ein niedrig gelegener, mit Gras bewachsener freier Platz, bis zur Verkoppelung aber befanden sich hier die „Rotten“, wie die Feldmarkskarte vor 100 Jahren ausweist. Dicht am Rande solcher „Rotte“ war der Lagerplatz des Steines.

Ein Stein in Kreuzform ist es, herausgehauen aus einem Muschelkalkblock, in dem noch Tierabdrücke zu erkennen sind. 130 cm beträgt die ganze Höhe des Steines, etwa 30 cm sind die nicht ganz symmetrisch zugehauenen Kreuzarme hoch, und der trapezförmig verbreiterte Fuß hat eine Höhe von fast 40 cm. Während die Kreuzarme und der Sockel eine Breite von rund 60 cm aufweisen, ist der nicht überall gleichmäßige Kreuzstiel etwa 30 cm breit. Die Vorderseite ist fast glatt, während die Rückseite des gut 20 cm dicken Steines ziemlich unregelmäßig ist und auch einige — ausgewaschene? — Vertiefungen aufweist.

Irgendeine Inschrift, eine bildliche Darstellung oder ein sonstiges Zeichen, wodurch der Sinn dieses Steinkreuzes zu deuten wäre, ist nicht vorhanden. Und doch muß es als steinerne Urkunde angesehen werden. Sicherlich ist auch dieser Stein — ähnlich den von Heimatforschern in anderen Gegenden gefundenen — ein Mahn- oder Sühnestein gewesen, wie sie in früheren Jahrhunderten aufgestellt wurden oder aufgestellt werden mußten, und zwar an der Stelle, wo durch einen Täter ein Mord oder Totschlag verübt worden war.

Durch Vergleiche wurde festgestellt, daß der Lengeder Stein wohl aus der

gotischen Zeit um 1300 oder 1400 stammen dürfte, ähnlich dem Stein von Hohegeiß mit der Jahreszahl 1350.

Hierauf deutet auch ein Scherben, der nach der Ausbaggerung in der Abraumerde gefunden wurde, ohne daß aber mit Sicherheit behauptet werden könnte, daß er in gleicher Tiefe mit dem Steinkreuz gelegen hat, da die Forschungen leider erst einsetzen konnten, als der Graben wieder zugeschüttet war. Auch die Herkunft mehrerer an gleicher Stelle mit ausgebaggerter Quadersteine ist noch nicht geklärt. Auch erneuter Aushub in zwei Meter Abstand für eine Wasserleitung ergab keine neuen Anhaltspunkte, deutete aber mit der von Wurzelfasern und Schneckenhäuschen durchsetzten Erde auf die früheren „Rotten“ hin.

Ob der Mahnstein an der Fundstelle ursprünglich seinen festen Platz hatte, oder ob er hier im Modder der „Rotten“ später versenkt worden ist — niemand weiß es, und der Stein kann nicht sprechen. Auch in der vorhandenen Ortschronik findet sich keinerlei Hinweis auf früheres Bekanntsein. Ob er irgendwo in der Lengeder Feldmark — am Orte der Untat selbst — einst seinen Stand hatte und bei der Verkoppelung mit der neuen Flureinteilung im Wege war und deshalb anderswo hingebracht wurde? Oder ob der Stein gar an eine frühere Gerichtsstätte erinnert? Ein Meierding wurde hier früher gehalten.

Wegen der Wichtigkeit dieses Sühnesteines, der vom Denkmalspfleger Dr. Reuther beim Landeskonservator in Hannover als kunstgeschichtliches, volkswundliches und religionsgeschichtliches Denkmal einer früheren Kulturperiode bezeichnet wurde, fand das Steinkreuz jetzt seine Aufstellung bei der neuen Volksschule. Vor einer Buschgruppe im grünen Rasen wurde der helle Stein aufgerichtet, mit seinem breiten Sockel tief genug in einem Betonfundament versenkt und durch Eisenstäbe verankert. Dieser Platz wurde für günstiger gehalten als die Fundstelle selbst, weil hier der Mahnstein von mehr Menschen gesehen werden wird, die sich sicherlich einige Gedanken über seine Bedeutung machen werden.

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts

27. Hof-Instrumentenmacher Christian Sanderhoff in Ballenstedt

In den „Braunschweigischen Anzeigen“ vom 6. August 1808 steht zu lesen: *„Der Hof-Instrumentenmacher Christian Sanderhoff aus Ballenstedt empfiehlt sich in dieser bevorstehenden Sommermesse mit einem Lager von selbstgearbeiteten Flügel- und tafelförmigen Pianoforte's von 5½ bis 6 Oktaven. In Ansehung der äußern als innern Bauart stehen selbige den Wiener Instrumenten nicht nach, auch sind die Preise derselben weit billiger. Sein Logis ist im goldenen Arm auf der Gördelinger Straße.“*

Es war dies das erste Mal, daß ein auswärtiger Instrumentenmacher mit einem Vorrat eigener Klaviere die Braunschweiger Messe bezog. Wahrscheinlich sah er sich in seinen Hoffnungen auf guten Absatz bei den fremden und einheimischen Messekunden getäuscht, denn er kam nicht wieder. Über Sanderhoff schrieb Gerber 1813 in seinem Lexikon der Tonkünstler, er sei ein *„Tasteninstrumentenmacher zu Stecklenburg bey Quedlinburg, dessen Fortepiano's sowohl ihren*

inneren als äußerlichen Vorzügen nach ums Jahr 1803 sehr gerühmt wurden". Herr Museumsleiter Dr. Klocke in Ballenstedt teilte dazu brieflich die folgenden Angaben über Sanderhoff mit, die wir den Nachforschungen seiner Schwägerin Elisabeth Koehler, der Leiterin der Ballenstedter Stadtbibliothek, verdanken. Danach wurde Christian Christoph Paul Sanderhoff am 18. Mai 1769 in Stecklenberg als jüngster Sohn des Instrumentenmachers und Musikhändlers Johann Christian S. geboren, heiratete 1790 in Stecklenberg als „Instrumentenmacher und Mousquetier im v. Thaddenschen Regiment" die Müllerstochter Friederike Magdalene Rohnen und starb verwitwet als „Tischler und Instrumentenmacher" am 3. Oktober 1827 in Ballenstedt. Eine Anzeige von ihm in den Anhalt-Bernburgischen Wöchentlichen Anzeigen vom Jahre 1807 lautete: „Nachdem unterzeichneter mit höchstgnädigster Erlaubniß die hiesige Tischler-Innung gewonnen hat, und auch darinn als Meister aufgenommen worden ist: so nimmt derselbe sich die Ehre einem hochgeehrtesten Publikum anzuzeigen, daß nunmehr außer den von ihm verfertigten musikalischen Instrumenten, auch alle Arten von Tischlerarbeit gefertigt werden und bittet derselbe um Bestellungen auf diese Arbeit ganz gehorsamst. Ballenstedt, Sanderhoff, Instrumentenmacher."

Weiteres war über Sanderhoffs Wirken bisher nicht in Erfahrung zu bringen. Auch ist nicht bekannt, ob sich Instrumente von ihm irgendwo erhalten haben.

28. Klaviermacher Johann Andreas Christian Schurig in Braunschweig

Am 12. März 1781 erhielt der Tischlergeselle Johann Andreas Christian Schurig in Braunschweig auf sein Ansuchen hin von Herzog Carl Wilhelm Ferdinand die „*Concession, Musikalische Instrumente zum Verkauf machen zu dürfen*". Die Urkunde darüber befindet sich im Braunschweiger Stadtarchiv¹⁾. Das ist aber auch alles, was wir von Schurig wissen. Instrumente von ihm sind in den „Braunschweigischen Anzeigen" niemals angeboten worden. Vielleicht ist er bald verstorben oder fortgezogen, vielleicht fehlte es ihm aber auch an Kapitalkraft, um eine eigene Werkstatt unterhalten zu können, und er entschloß sich, bei einem anderen, leistungsfähigeren Instrumentenmacher als Geselle mitzuarbeiten, um unter Verzicht auf eigenes Urheberrecht ein sicheres Brot zu haben.

29. Klaviermacher J. H. Tümmel in Braunschweig

Im Jahre 1820 erscheint zum ersten Male der Name des Instrumentenmachers Tümmel in den „Braunschweigischen Anzeigen". Er wohnte im Olschlägern Nr. 2336 und hatte am 2. Februar „*ein neues Fortepiano von 6 Octaven und ein altes Clavier*" zu verkaufen. Am 20. Mai empfahl er in einer weiteren Anzeige: „*Zwei Pianofortes, wovon ich eins mit einer neuen Erfindung so eingerichtet habe, daß bei englischer Verdämpfung beim Fortespiel die Claviatur ruhig liegen bleibt, und dennoch ein leichter Anschlag bewirkt wird. Auch kann bei dieser Einrichtung ein jeder Claves, ohne den Dämpfer loszuschrauben, herausgenommen werden.*"

Wie es diesem Thümmel mit seiner Erfindung weiter ergangen, wann er geboren und gestorben ist, habe ich nicht verfolgen können, weil ich die Br. Anzeigen nur bis 1820 durchgearbeitet habe. Ich fand nur noch im Adreßbuch 1817 Joh. Heinrich Tümmel, Tischler im Hause Olschlägern Nr. 2336, und 1832 Joh. Heinr. Tümmel sen. als Schenkwrth im Judenwinkel Nr. 2257 und Carl Tümmel

jun., wohl des vorigen Sohn, als musik. Instrumentenmacher auf der Kuhstraße Nr. 2133.

30. Orgelbauer Christian Vater in Hannover

Leben und Schaffen des Orgelbauers Vater in Hannover hat der Gifhorner Organist G. Piper vor kurzem erforscht und beschrieben²⁾. Als Ergänzung dazu sei hier noch mitgeteilt, was über Vater in den „Braunschweigischen Anzeigen“ zu finden war. Nach seinem Tode erschien am 21. Februar 1756 folgende Bekanntmachung der Witwe:

„In Hannover: Des verstorbenen Hrn. Hoforgelbauers Vater, Witwe, daselbst ist entschlossen, einen großen Vorrath von allerley zur Orgelmacherkunst gehörigen Sachen um billigen Preis aus der Hand zu verkaufen, als 1) Metall zu Pfeifenwerk, 2) einige zu 1 neuen Orgelwerk verfertigte metallene und hölzerne Stimmen, 3) völlig eingerichtete Windladen, 4) einen großen Vorrath Mundstücke von Messing, 5) einen großen Vorrath allerley von Holz etc. zu neuen Orgeln, 6) viele Mensuren, Abrisse und dergleichen, und 7) unterschiedliche Stücke zu Clavecins und Clavieren, wie auch einige tausend Stück neue Tangenten. Dieses alles ist von obbemeldeten bekannt gewesenen Orgelbauer auf das beste verarbeitet worden.“

Hier erfahren wir, was bisher noch nicht bekannt war, daß Vater außer Orgeln auch Klaviere gebaut hat. In Gifhorn, wo in der Stadtpfarrkirche heute noch ein Orgelwerk von Vater erhalten ist, befand sich 1772 nach den Br. Anzeigen vom 10. Oktober auf der Superintendentur *„ein schöner ausgespielter Flügel von Vater in Hannover, nebst Notengestell“*. Am 19. Mai 1781 hatte in Braunschweig der Hofmusikus Matern *„ein Vatersches Clavier, von contra A bis dreygestrichen E“* zu verkaufen. Von dem Musikus Liebing in Braunschweig wurde am 24. Juni 1786 *„ein Flügel von Vater in Hannover, von 5 Octaven, mit doppelten Clavier“* angeboten. Ein gleiches Instrument von Vater *„im besten Stande“* war am 12. April 1797 verkäuflich. Seitdem kommen Vatersche Instrumente in den Br. Anzeigen nicht mehr vor.

31. Flötenuhrmacher August Heinrich Christian Weber in Braunschweig

Am 23. Mai 1794 erhielt der Bürger August Heinrich Christian Weber in Braunschweig von Herzog Carl Wilhelm Ferdinand die Konzession, *„neben Verfertigung neuer Flüthenwerke zu Spiel-Uhren und kleinen Orgeln auch allerley Uhren reparieren zu dürfen“*³⁾. In den Akten des Polizeidepartements, die dieser Konzessionserteilung voraufgehen, wurde Weber als *„Bürger und Kunstarbeiter“* bezeichnet und vermerkt, daß er nach seinen Angaben *„neben seinen sonstigen Arbeiten, die in der Verfertigung neuer Flüthen Werken zu Spieluhren, Kleinen Orgeln und der beschlagenen Walzen bestehen, allerley Uhren reparieren dürfe, damit er, weil zur Verfertigung jener angezeigten Stücke nicht immer Bestellungen erfolgen, durch Reparierung der Uhren, die täglich vorfielen seinen Unterhalt einstweilen finden möge“*. Das Polizeidepartement befürwortete die Zulassung Webers als Uhrmacher trotz des Einspruchs des Hofuhrmachers Delolme, dessen *„leidenschaftliche Gesinnungen“* seinen Brotneid schon im Falle Rudloff verraten hätten, mit dem Hinweis darauf, daß Uhrmacherkunst ein freies Metier sei und keinem Gildezwang unterliege.

Weber machte die erhaltene Konzession am 4. Juni 1794 in den „Braunschweigischen Anzeigen“ bekannt. Er wohnte damals auf der Höhe. Am 1. Februar 1797,

als er zum zweiten Male inserierte, wohnte er Hintern Liebenfrauen. Damals gab es bei ihm *„eine sehr moderne Tafeluhr nebst Konsole mit Flötenwerk und das Gehäuse mit gegossenem Messing garnirt, sie geht 8 Tage, schlägt Viertel und Stunden, reoetirt und spielt 8 auserlesene Stücke“*. Weitere Nachrichten über Leben und Schaffen Webers waren nicht zu finden. Im Adreßbuch von 1817 ist er nicht mehr aufgeführt. Es ist anscheinend auch keine von ihm verfertigte Flötenuhr in öffentlichen Besitz gelangt und erhalten.

32. Klaviermacher Anton Wendel in Hildesheim

Nur ein einziges Mal erscheint der Name des Hildesheimer Klaviermachers Anton Wendel in den „Braunschweigischen Anzeigen“, und zwar am 11. Februar 1797, als er seine Niederlassung ankündigte. Er schrieb damals:

„Ich habe die Ehre, hierdurch allen einheimischen und auswärtigen Liebhabern der Musik bekannt zu machen, wie ich mich, nachdem ich durch einen langjährigen Aufenthalt in Wien, woselbst ich bei allen berühmtesten Meistern in Arbeit gestanden, die erforderliche Fähigkeit erworben, ganz vorzügliche, nach der allerneuesten Art eingerichtete, denen englischen nichts nachstehende große und kleine Fortepiano in Klavier- und Flügelform, auch Klaviere zu verfertigen, die sich dadurch für andern bisher bekannten, sowohl in der Leichtigkeit der Spiel- und Tonart und besonders dadurch auszeichnen, daß ich solche nach der erst seit wenigen Jahren in Wien erfundenen allerneuesten Art, nach welcher das Hammerwerk durch Stahlrath in messingenen Hülzen auf eine elastische Art seine Bewegung erhält, wodurch nicht allein das Instrument weit dauerhafter eingerichtet ist, sondern sich auch durch seine Leichtigkeit im Spielen empfiehlt, verfertige. Da ich bereits ein solches Instrument gemacht, auch in kurzem wiederum zwei Stück fertig habe: so berufe ich mich auf das Zeugniß derjenigen, die diese Instrumente bereits gesehen haben. Ich empfehle mich bestens und erwarte einen geneigten Zuspruch; und versichere ich einem Jeden, der mich mit Aufträgen beehrt, daß ich denselben nach der allerreellsten Art behandeln werde. Anton Wendel, Instrumentenmacher in Hildesheim.“

Da die einschlägigen Akten des Hildesheimer Stadtarchivs seit deren Auslagerung im Kriege wegen Raummangels noch nicht wieder zugänglich gemacht werden konnten, ist es einstweilen leider nicht möglich, über Wendels Leben und Wirken in Hildesheim mehr zu erfahren. Das ist um so bedauerlicher, weil wir gerade aus solchen Quellen vielleicht interessante Aufschlüsse darüber gewinnen könnten, wie die Neuerungen des Wiener Klavierbaues in Niedersachsen Schule gemacht haben.

33. Instrumentenmacher Bode in Neuendorf (Neindorf?)

Aus Wolfenbüttel wurde am 18. August 1751 folgende Mitteilung in den Br. Anzeigen veröffentlicht: *„Es hat ein gewisser Künstler im Lande ein besonderes Clavezin verfertigt, und weil er selbiges für einen billigen Preis zu verkaufen gewillet ist: So hat er solches hiemit bekannt machen wollen. Es hat dieses Instrument 6 Registers, welche nach Art der Orgeln können angezogen werden, und kann man verschiedene Veränderungen damit fürnehmen, so daß diese Register einzeln oder auf einmal gespielt werden können. Auf dem Instrumente selbst befinden sich 3 Chore Seiten, welche alle besondere Züge haben, worunter die Octav, durch ein besonderes Register an statt einer Laute kann*

gespielt werden. Was dieses Clavezin vor andern angenehm macht, ist, daß bey selbigen eine Flöte Travers angebracht, welcher wieder, durch einen andern Anzug, der einen verborgen liegenden Tremulanten berührt, ein bebender Ton oder bewegende Stimme kann gegeben werden. Der Blasebalg, welcher der Flöte den gehörigen Wind gibt, liegt unter dem Clavezin, und kann mit gar leichter Mühe, entweder von demjenigen selbst, welcher spielt, oder von einem andern, getreten werden. Übrigens nimt dieses Instrument nicht mehr Raum ein, wie ein anderes von gemeiner Art, und kann füglich von einem Orte zum andern gebracht werden. Wenn jemand selbiges kaufen und besehen will: So darf er sich nur zu Wolfenbüttel, in des Hrn. D. Brückmann auf der Stobenstrasse bel. Hause einfinden, woselbst man auch den Verfertiger desselben zu sprechen bekommen kann.“

Am 8. Dezember des gleichen Jahres wurde erneut auf dieses Instrument aufmerksam gemacht. Es heißt nach Wiederholung der Beschreibung dort weiter: „Weil sich nun bisher kein Käufer dafür gefunden hat, so hat sich der Künstler, welcher es verfertigt, entschlossen selbiges vor 75 Thlr., da er von Serenissimo gehörigst die Erlaubnis dazu erhalten, in einer Lotterie auszuspielen. Der Einsatz dazu wird 1 Thlr. betragen. Wem nun gefällig ist, seyn Glück hiebey zu versuchen, der kann in Helmstädt bey dem Hrn. Auditor Tuplitz, in Wolfenbüttel bey dem Hrn. Chirurgo Bücking, und in Braunschweig bey dem Hrn. Sergeant Brückmann, welcher in des Fuhrmann Büdler Hause auf der Kuhstraße wohnt, die Lose bekommen. Sobald die verlangte Anzahl der Lose zusammen ist, wird die Losung sogleich, wie es seyn kann, vor sich gehen. Es dienet ferner zur Nachricht, daß dieses Instrument in des Hrn. Chirurgi Bücking Hause zu Wolfenbüttel einem jeden wird gezeigt werden. Der Künstler, welchem dieses Instrument zugehört und der es verfertigt hat, nennet sich Bode, und ist in dem Dorfe Neuendorf wohnhaft.“

Bei der engen Verbindung des Künstlers zu Wolfenbüttel unterliegt es wohl kaum einem Zweifel, daß mit Neuendorf das 5 km südlich von Wolfenbüttel am Fuße des Osels gelegene Dorf Neindorf gemeint war. Der Name Bode ist ja auch in der Umgebung Wolfenbüttels wie überhaupt im Braunschweigischen durchaus nicht selten, und gerade deshalb ist es sehr schade, daß die Vornamen unseres Instrumentenmachers nicht genannt sind. Es liegt nun nahe, den hoch- und vielseitig begabten J o h a n n J o a c h i m C h r i s t o p h B o d e für den Verfertiger des beschriebenen Instrumentes zu halten, der am 16. Januar 1730 in Barum, rund 10 km westlich von Neindorf geboren war, als Kind einige Zeit in Schöppenstedt gelebt hatte, nach siebenjährigem Musikunterricht bei dem Stadtmusikus Knolle in Braunschweig Hautboist beim Militär erst in Braunschweig und dann in Celle wurde und später in Hamburg zum Konzertdirigenten, Komponisten, Übersetzer englischer Literatur, Verleger und Freund Lessings aufstieg. Aber dieser Bode war 1751, als das beschriebene Instrument ausgebaut wurde, noch nicht mit seiner 1745 begonnenen musikalischen Lehrzeit in Braunschweig fertig, und es ist von ihm auch nicht bekannt, daß er sich mit dem Instrumentenbau ebenfalls befaßt hat. Deshalb wird der Instrumentenmacher Bode schwerlich mit J. J. Chr. Bode eine und dieselbe Person gewesen sein, eher schon ein musikalisch ebenfalls begabter Verwandter von diesem. 1798 nennt von Gerber einen Berliner Klaviermacher J o h a n n F r i e d r i c h B o d e, über dessen Lebenslauf nichts weiter bekannt ist⁴⁾. Vielleicht ist er derselbe, der 47 Jahre zuvor in Wolfen-

büttel eine frühe Probe seiner Geschicklichkeit im Instrumentenbau abgegeben hatte. Daß unser Bode seiner Heimat bald den Rücken gekehrt hat, möchte man daraus schließen, daß sein Name als Instrumentenmacher nach 1751 in den Br. Anzeigen nie wieder vorkommt.

34. Instrumentenmacher

Johann Heinrich Langschwad in Braunschweig

Am 17. Mai 1755 waren „bey dem Orgel- und Instrumentenmacher Hrn. Joh. Heinr. Langschwad“ Martin Luthers sämtliche Schriften zu verkaufen. Er wohnte damals in des Brauers Lasius Hause auf der Gördelingerstraße in Braunschweig. Das ist aber auch das einzige, was wir über ihn erfahren. Niemals später sind in den Br. Anzeigen Instrumente von Langschwad zum Kauf angeboten worden, und es sind bisher auch keine erhaltenen Instrumente von ihm bekannt. Wir wissen daher weder, worin seine Stärke als Instrumentenmacher lag, noch wann er geboren und gestorben ist.

35. Instrumentenmacher Johann Gottlieb Müller in Braunschweig

Am 29. April 1752 wurde in den Br. Anzeigen aus Braunschweig gemeldet: „Es dienet allen Liebhabern neuerfundener musikalischer Instrumente zu wissen, daß allhier ein Orgelinstrumentenmacher, Namens Joh. Gottl. Müller, in der Fr. Witwe Horsten, auf dem Damme bel. Behausung sich niedergelassen, und nachfolgende Instrumente zu verkaufen hat, als ein Cordoral, ein Celestin, vier Stücke Clavicordien, welches zum Theil an noch unbekannte Instrumente, mit gesponnenen Silberseiten bezogen sind, und gleich einem Clavecimbel, jedoch gelinder tractiret werden. Es sind auch Clavecimbel, wenn selbige bestellt werden, bey ihm zu haben; auch hat derselbe noch ein neu erfundenes, so genanntes Mixturalinstrument in Arbeit, und ist gewillet, in der Geometrie, Gnomonick und Architektur um civilen Preis zu informiren. Es recommendiret sich daher derselbe den Liebhabern zu geneigtem Angedenken.“

Wie ein Jahr zuvor Bode, so mußte auch Müller, um seine nicht verkauften Instrumente absetzen zu können, sie in einer behördlich genehmigten Lotterie ausspielen. In einer Bekanntmachung vom 24. Juni 1752 nannte er als Werte der Instrumente 30 Taler für „ein englisches Cordoral“, 20 Taler für „ein so genanntes Celestien“ und 14 Taler für ein Clavier. Es sollten 32 Lose zu 2 Taler ausgegeben werden.

Es ist dies das einzige Mal, daß Müller auf einige seiner Instrumente in den Br. Anzeigen hingewiesen hat. Wie von Bode wissen wir auch von ihm bisher leider nichts über seine weitere Tätigkeit und seine Lebensdaten. Ob der Blasinstrumentenmacher Müller, der sich 1817 in Braunschweig niederließ, mit ihm verwandt war, ließ sich ebenfalls noch nicht klären.

¹⁾ Stadtarchiv Braunschweig C VII (Polizeidepartement), M 19 (Musikinstrumentenmacher). — ²⁾ G. Piper, Gifhorner Orgelchronik. Gifhorn o. J. (1962; hier S. 7.) — ³⁾ Stadtarchiv Braunschweig C VII (Polizeidepartement), U 1 (Uhrmacher). — ⁴⁾ E. L. Gerber, Historischbiographisches Lexikon der Tonkünstler. 2. Aufl. 1812/14.

Julius Holtzberg,
ein altbraunschweigischer Forstmann und Heimatfreund
von Heinz Mollenhauer



Wir dürfen eines Mannes der grünen Farbe gedenken, dem es während eines ungewöhnlich langen Lebens in seinem Berufe beschieden war, an der Ausgestaltung des Braunschweiger Landes an wichtigen Stellen mitzuwirken, der sich für die Zucht des Hannoverischen Schweißhundes über 65 Jahre einsetzen konnte, und der aber auch darüber hinaus dem Heimat- und Naturschutzgedanken tief verbunden war.

Der Forstmeister Julius Holtzberg wurde am 30. 6. 1867 in der Lessingstadt Wolfenbüttel geboren. Seine Familie war alteingesessen. Frühere Vorfahren waren Bauern in Lobmachersen (Kreis Wolfenbüttel) gewesen. Da er seine Eltern früh verlor, verlebte er seine Jugend in dem Hause seines Onkels, der in Wol-

fenbüttel ein großes Geschäftshaus besaß. Das Gebäude steht noch in der jetzigen Dr.-Heinrich-Jasper-Straße Nr. 20 und enthält heutzutage eine Apotheke. In diesem Hause herrschte früher ein ähnliches Leben und Treiben, wie es Gustav Freytag in seinem berühmten Romane „Soll und Haben“ beschrieben hat. So ist es kein Wunder, daß der junge Holtzberg schon früh lernte, mit scharfem Blick eine erweiterte Umwelt zu übersehen. Glücklicherweise ergänzte sich mit der wie selbstverständlich erworbenen Weltkenntnis ein gelehrtes Studium an dem Gymnasium in Wolfenbüttel, das er erfolgreich bis zum Abitur besuchte. Stark beeinflusst wurde er auch durch das vorbildliche Beispiel seines Onkels, der sich sein Leben lang von den Grundsätzen strengster Pflichterfüllung leiten ließ und daneben von einem beachtlichen Schaffensdrang erfüllt war.

Es war jedoch Julius Holtzberg nicht beschieden, selbst ein erfolgreicher Geschäftsmann zu werden. Eine tiefe Liebe zur Natur zog ihn zum Studium der Forstwissenschaften und zu den damals noch stark im Vordergrund stehenden Kameralwissenschaften.

Die forstliche Lehrzeit wurde in Bad Harzburg abgemacht. Dann studierte er

in München, Eberswalde und an der Technischen Hochschule in Braunschweig. In München hatte er die Gelegenheit, im Hause des ausgezeichneten Malers und Graphikers Friedrich Wilhelm Pfeiffer aus Wolfenbüttel zu verkehren und mancherlei künstlerische Anregungen zu erhalten, die auch seinem eignen Berufe zugute kamen. Der sogenannten Forst-Ästhetik hat er stets besondere Aufmerksamkeit zugewandt.

Da Holtzberg seine beiden forstlichen Examina mit „gut“ bestand, wurde ihm eine Tätigkeit als Assistent an der damaligen „Herzoglichen Braunschweigischen Forstlichen Versuchsanstalt“ in der Buchhorst bei Riddagshausen übertragen. Der sogenannte „Forstgarten“ wurde im Jahre 1838 auf Betreiben des bekannten Professors am Collegium Carolinum Theodor Hartig gegründet und hatte sich in der Folgezeit ein hohes Ansehen errungen. Hier konnte Holtzberg von 1896 bis 1902 tätig sein. Er war beteiligt an Anpflanzungen ausländischer Bäume und Sträucher sowie an den Vorarbeiten für die sogenannten Grundnerschen Lokalertragstafeln. Er übernahm auch umfangreiche Zusammenstellungen für den gedruckten „Führer zum Besuche des Forstgartens“ (1. Aufl. 1896, 2. Aufl. 1901, Limbach, Braunschweig). Die Lektüre ist noch heutzutage interessant.

Nach kurzer Tätigkeit bei der „Herzoglichen Cammer, Direktion der Forsten“, erhielt Holtzberg im Jahre 1904 das Forstamt in Lutter und im Jahre 1913 das Forstamt in Danndorf, das er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1928 verwaltete. Hier konnte er besonders durch die Förderung des Pappelbaues große Verdienste erwerben. Am 17. November wurde er zum Forstmeister ernannt, ein Jahr später erhielt er das Ritterkreuz II. Klasse des Herzoglichen Braunschweigischen Ordens Heinrichs des Löwen.

Der Landforstmeister Dr. Borchers hat in der Zeitschrift „Der Forst- und Holzwirt“ vom 1. Juli 1957 einen Gedenkartikel an Julius Holtzberg aus Anlaß von dessen 90. Geburtstag geschrieben. In diesem gibt er u. a. über den Jubilar folgende fachliche Beurteilung ab: „Ich habe ihn kennengelernt als einen mit vielseitigem und hervorragendem Fachwissen ausgestatteten Waldbaupraktiker und Verwaltungsbeamten, der auch zugleich über ein reiches Allgemeinwissen verfügte.“ Weiter: „Große Verdienste hat er sich als Mitbegründer des Vereins Hirschmann um die Förderung der Nachzucht des Hannoverschen Schweißhundes erworben.“

Der erwähnte Verein Hirschmann war im Jahre 1894 in Erfurt unter dem Vorsitz des Prinzen Egon von Ratibor und Corvey gegründet worden. Holtzberg nahm als damaliger Forstreferendar an der Versammlung teil. Man wollte eine besonders wertvolle und allgemein anerkannte Tradition des früheren sogenannten Kgl. Hannoverschen Jägerhofes fortsetzen. Auf kurze Formel gebracht, sollte die Arbeit des Leit- mit der des Schweißhundes züchterisch und durch gerechte Führung kombiniert werden. Die Voraussetzungen von Erfolgen waren u. a. ein feines Einfühlungsvermögen des Rüdemannes in die Seele des Hundes, ferner vielfältiges Training und züchterische Kenntnisse. Rassekennzeichen mußten festgelegt und Stammbaumbücher aufgestellt werden. Hundaussstellungen und Leistungsprüfungen waren weitere unerläßliche Hilfen.

Als der Verein Hirschmann im Jahre 1954 die Feier seines 60jährigen Bestehens in Goslar beging, lebte von den Gründern nur noch der Forstmeister Julius Holtzberg. Er konnte in erstaunlicher Frische an der Veranstaltung teilnehmen.

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstraße 1, Fernruf 2 43 89

Veranstaltungen im Sommerhalbjahr 1964

1. **Studienfahrt** halbtägig am Sonnabend, dem 30. Mai, „Rund um die Asse“ (Landschaftsschutzgebiet Filgensee bei Dettum, Klosterhof Mönche-Vahlberg, Gutspark Groß Vahlberg, Asse-Wirtschaft, Kemnate Wittmar).
2. **Studienfahrt** ganztägig am Sonntag, dem 21. Juni, in das **Schaumburger Land** (Kloster Fischbeck, Stadt Rinteln, Obernkirchen, Burg Schaumburg).
3. **Studienfahrt** halbtägig am Sonnabend, dem 22. August, in den Kreis **Neustadt a. Rbg.** (Stadt Wunstorf, romanische Dorfkirche Idensen mit restaurierten Fresken, Landschaftsschutzprobleme des Steinhuder Meeres und seiner Umgebung).
4. **Studienfahrt** ganztägig am 20. September, zur **Oberweser** (Bodenfelde, Karlishafen, Helmarshausen, Lippoldsberg, Bramburg mit Basaltbrüchen).
5. **Studienfahrt** halbtägig am Sonnabend, dem 21. Oktober, nach **Celle** (Altencelle und Stadt Celle mit Museums- und Theaterbesuch).

Monatsversammlungen mit Kurzreferaten und Ansprachen am Donnerstag, dem 14. Mai, 4. Juni, 6. August, 3. September und 1. Oktober jeweils um 20 Uhr in der „Badeschänke“ an der Badetwete in Braunschweig.

Zu den Studienfahrten wird durch Postkarten jeweils eine Woche vorher eingeladen. Die Themen der Referate auf den Monatsversammlungen werden kurz vorher in den Tageszeitungen unter den Vereinsnachrichten bekannt gegeben.

Die Mitglieder werden gebeten, den Jahresbeitrag für 1964 (Einzelmitglieder 12,— DM) möglichst schon in der ersten Jahreshälfte auf unser Postscheckkonto Hannover Nr. 4 40 65 oder unser Bankkonto bei der Braunschweigischen Staatsbank Nr. 2 017 762 Braunschweig überweisen zu wollen. Von Barzahlungen an die Geschäftsstelle bittet der Schatzmeister aus Gründen der Arbeitsersparnis Abstand zu nehmen.



Bild 1 Südosten

Von links: Feuriswolf mit verschlungener Sonne, dann Donar mit Korngarbe, rechts Wotan mit Raben.

Teilansichten des Turmpfeilers in der St.-Stephani-Kirche zu Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel

Fotos: Walter Fanger



Bild 2 Süden

Wotan mit dem Raben Hugin oder Munin.

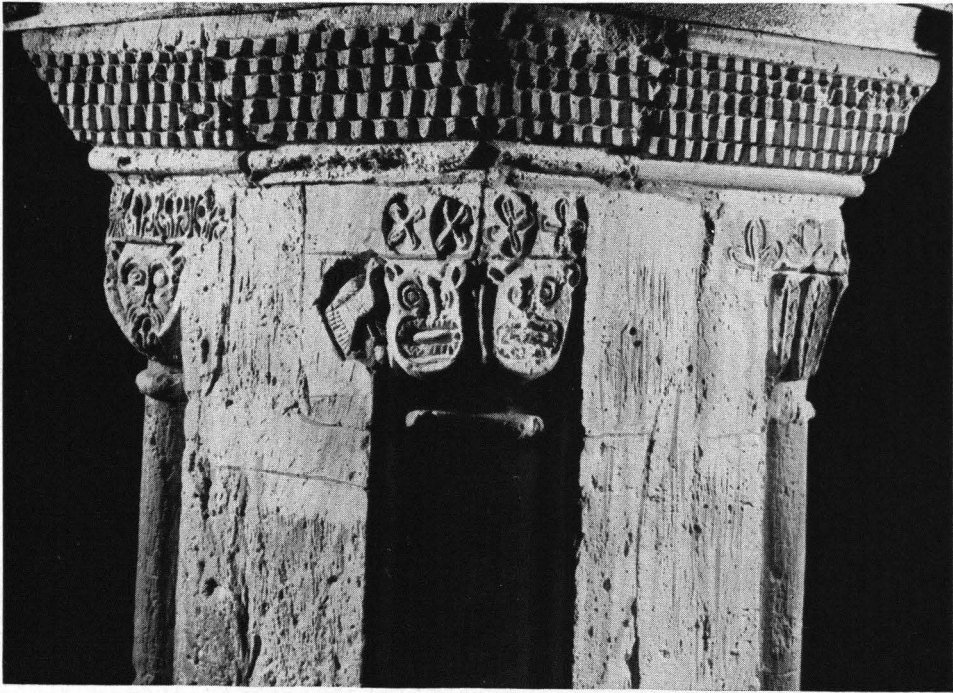


Bild 3 Nordosten

Von links: Donar mit Korngarbe und Palmetten, dann Wotan mit Raben – Wotan ohne Raben, darüber Sommer- und Wintersonne. Rechts Eschenblätter und kleeblattähnliche Darstellungen.



Teilansichten des Turmpfeilers
in der St.-Stephani-Kirche
zu Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel

Fotos: Walter Fanger

Bild 4 Osten

Der Feuriswolf mit verschlungener
Sonne.

Teilansichten des Turmpfeilers in der St.-Stephani-Kirche
zu Schöppenstedt, Kr. Wolfenbüttel

Fotos: Walter Fanger

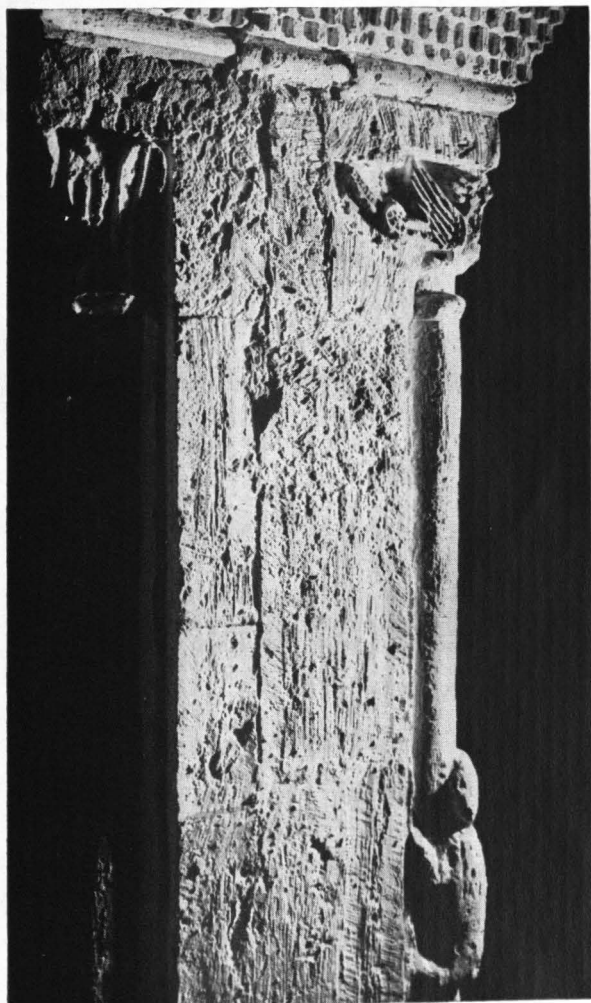


Bild 5 Westen

Das Eichhörnchen Ratatösker klettert an der Weltesche
Yggdrasils zum Adler hinauf



Bild 6 Südwesten

Das Eichhörnchen Ratatösker klettert an der Weltesche
Yggdrasils zum Adler hinauf — rechts der Feuriswolf

Die Grabkapelle am Nordrand des St.-Stephani-Kirchhofs in Helmstedt



Unmittelbar an die Stadtmauer angelehnt steht die 1668–69 von Prof. Johann Eichel Edler von Rautenkron erbaute Grabkapelle.

Die Stirnseite der reich verzierten, in der oberen Grabkapelle aufgestellten Steinsarkophage des Prof. Johann Gotthard von Böckellen (Nr. 10) und seiner Ehefrau Hedwig Sophia geb. Eichel Edle von Rautenkron.



Anwesend war auch sein Schwiegervater Eugen Teuwsen, bekannt durch seine „Fährten- und Spurenkunde“, der schon 1919 die in Neudamm erschienene „Hirschmann“-Jubiläumsschrift „Vom Hund des hirschgerechten Jägers“ verfaßt hatte. Auf diese darf für alle Fachfragen verwiesen werden.

Mit Teuwsen hatte sich Holtzberg insofern gemeinsam literarisch betätigt, als sie 1939 die 4. Auflage des bekannten, umfassenden Buches des Ritters Ernst von Dombrowski „Deutsche Waidmannssprache“ herausgegeben hatten (Neumann, Neudamm).

Nach seiner Pensionierung zog der verdiente Mann der grünen Farbe nach Bad Harzburg und kurze Zeit später nach dem nahen Vienenburg. Hier konnte er ein entzückend am Fuße des Harli gelegenes Einfamilienhaus beziehen. Er betrachtete das in sich abgeschlossene kleine Gebirge als sein Revier, freilich nur zu Beobachtungszwecken. In einer vom Landkreis Goslar 1949 unter der Schriftleitung von Reginald Beerbohm herausgegebenen Schrift über den genannten Landkreis als Vorharzkeis hat Holtzberg einen ansprechenden Aufsatz „Allerlei vom Harliberg“ veröffentlicht (S. 18—25). Nach seinem am 8. 7. 1962 erfolgten Tode hat seine Witwe dankenswerterweise die umfangreichen Sammlungen ihres Mannes von Forstdokumenten dem Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum übergeben, damit diese der zünftigen Forschung dienen können.

Ostfälische Fasselabendbräuche in Destedt, Kr. Braunschweig

von Anna Hinze

Das Fasselabendvergnügen wird von altersher hier an einem Sonntag und dem folgenden Montag in der ersten Februarhälfte gefeiert. Am Neujahrstage beschließt die Junge Gesellschaft das Datum. Vorsitz: ältester Knecht. Jüngster Knecht muß etwa 18 Jahre alt sein, muß ausgelernt haben. Auch Verheiratete können mithalten, d. h. am großen Frühstück (Montag-Morgich) und am großen Umzug danach teilnehmen gegen Entgelt, das in der Neujahrsversammlung festgesetzt wird. Die beiden jüngsten Knechte laden am Festsonntag die Damen ein, die man sich gewählt hat. Sie werden von den Mädchen mit schmalen bunten Bändern geschmückt. — Begrüßungsrede des ältesten Knechtes und Ehrentanz zu Beginn des Festes.

Am Montagmorgen tummeln sich die Verkleideten (in Masken) im Dorf. Musik vor vielen Häusern, tolle Späße. Fast immer wird ein Bär an der Kette mitgeführt (Tanzen), ferner sieht man den Besen, den die Frauen und Mädchen mit langen bunten Seidenbändern schmücken. Eine Wurstspiele, die von den Hausfrauen mit Würsten behängt wird (von den beiden ältesten Knechten getragen). Zwei als Mann und Frau verkleidete Masken tragen den Korb mit den gespendeten Eiern und dem Speck. Einer der älteren Knechte sammelt Geld in einem Kasten, das für den Schnaps gegeben wird, den ein anderer anbietet. Ein Trommler fehlt nie bei dem Umzug der Masken. Nach diesem Umzug großes Frühstück (nur Männer) in der Gastwirtschaft. Die gesammelten Lebensmittel werden verzehrt. Dabei die Taufe (Döpe) der jungverheirateten Ehemänner und der von auswärts im letzten Jahre Zugezogenen. Ein Unverheirateter, der schon ein Kind hat, bekommt die „Nottaufe“ (Notdöpe). Zwei ältere Männer vollziehen die Taufe. Auf einem

Schemel sitzt der Täufling mit einem großen Hut. Auf den Hut wird Bier gegossen mit den Worten: „Auf diesem hohen Schemmel sitzt ein ganz verfluchter Bengel. Wir nehmen ihn auf in unseren Bund, den verfluchten Schweinehund.“ Der zweite Amtierende fährt darauf dem Getauften mit einem von der Zimmerdecke herabhängenden Hering über Kinn und Mund und drängt ihn zum Einbeißen. Vier der Anwesenden heben den Getauften mit dem Schemel in die Höhe, und alle singen: „Hoch soll er leben!“ usw.

Nach dem Frühstück sogenannte „Bierreise“ aller Männer in eine andere Gastwirtschaft. Am Nachmittag Umzug der Jungen Gesellschaft mit ihren Damen durchs Dorf wieder in den Dorfkrug.

Um 24 Uhr „Barbiertanz“. Es haben sich außer der Jungen Gesellschaft noch viele Verheiratete verkleidet. Die Masken mit dem jüngsten Knecht, dem Barbier und dem Doktor marschieren in den Saal. Der junge Knecht wird vom Barbier mittels eines Handfegers mit Mehl eingeseift und mit einem großen Holzmesser rasiert. Dabei wird ihm die Kehle durchgeschnitten. Als er tot vom Stuhle fällt, wehklagen und heulen die im Kreise stehenden Masken. Der Doktor untersucht den Toten, stellt fest, daß ein Bandwurm auch mit die Schuld am Tode hat. Der Bandwurm wird entfernt (ein langer Strick); mit einem auf- und zugemachten großen Schirm wird dem Toten Luft eingeblasen. Der Arzt singt dabei: „Ich bin der Doktor Eisenbart“ usw. Plötzlich springt der Tote auf. Die Masken fassen sich an und tanzen ausgelassen im Kreise herum vor Freude.

Später Versteigerung der Bänder und des Besens selbst. Ende des Fasselabendvergnügens. Nach 8 Tagen „Kleinfastnacht“: kurzes gemütliches Beisammensein.

Fasselabend in Wahrstedt, Kr. Helmstedt

von Hermann Probst

In Wahrstedt wurde der Fasselabend abweichend von dem in anderen Gemeinden gefeiert. Er war ein regelrechtes Dorffest.

Die Festveranstalter waren die sogenannten Chore. Sie waren der Zusammenschluß von den unverheirateten Mädchen und Burschen im bestimmten Alter, meistens vom 14. bis 18. Jahre und die älteren. In diese Chore gingen alle Unverheirateten, ob Ackergehilfen oder Hausgehilfinnen oder die erwachsenen Söhne und Töchter der Bauern bis zum Ackermann.

Am Freitag begannen die Vorbereitungen zum Fasselabend. Dann schlachtete jedes Chor ein Schwein von 120 bis 140 Pfund bei dem Bauern, der für das Fest Stube und Küche zur Verfügung stellte. Vor den siebziger Jahren wurde nur ein Kalb von jedem Chor geschlachtet. Am Sonnabend wurden des Abends Kartoffeln geschält, Reis und Gewürze besorgt und Brote und Speck zum Braten von den Mädchen aus ihren Haushaltungen mitgebracht.

Am Sonntagmorgen kam dann die Kochfrau, die sich jedes Chor nahm, und bereitete den Braten, den es am Abend gab, und die belegten Schnitten, die um Mitternacht gereicht wurden, vor. Die Unkosten für das Schwein, das Schlachten, den Reis und die Gewürze und den Lohn für die Kochfrau mußten die Mädchen tragen.

Am Sonntag um 14 Uhr begann das Fest mit einem Umzug durch das Dorf zum Tanzsaal. Um 19 Uhr war Pause, dann zogen die Chore mit Musik in ihre

Quartiere. Es gab dann Braten mit Kartoffeln und Reis und als Kompott Backobst (getrocknete Zwetschen und Birnen). Nach dem Essen ging es mit Musik wieder zum Tanzsaal. Um 24 Uhr wurden dann die von der Kochfrau vorbereiteten belegten Schnitten Brot gereicht. Die jungen Burschen mußten die Tage für das Trinken sorgen. Es wurde viel Schnaps getrunken. Am Montag wurde in derselben Weise und Reihenfolge noch einmal gefeiert. Am Dienstagabend war dann Abrechnung und der Verzehr der Reste. Besondere Bräuche bei dem Feiern gab es nicht mehr.

Die ältesten Leute in der Gemeinde wissen noch vom Erzählen ihrer Eltern und Großeltern, daß zu deren Zeiten noch ein Erbsbär durch das Dorf geführt wurde. Von den Bräuchen jener Zeit wissen sie nichts mehr. 1906 ist der Fasselabend hier in der oben geschilderten Form zum letztenmal gefeiert worden.

Die Einhänselung der Enken, ein alter Brauch bei den Knechten in den Dörfern des Kreises Goslar

von Hermann Warkehr

Die Knechte führten in den Dörfern unseres Kreises ein recht geselliges Leben. Mancher Altvater berichtet heute noch von dem fröhlichen Treiben und dem Brauchtum in der Zeit seiner Jugend. Oft merken wir es dem Erzähler an, daß er sich gern der vergangenen Tage erinnert, und wir hören immer wieder aus seinen Berichten heraus, daß es doch schön gewesen sein muß in unseren Dörfern zur Zeit unserer Vorväter.

Wenn Schneegestöber im Dezember über die Fluren fegte, dann verließ der Landmann die Felder und richtete sein Leben ganz für Haus und Scheune ein. Abends versammelte sich dann alles um der Lampe verbindenden Schein. Man feierte auch Feste, die erfüllt waren von ausgelassener Fröhlichkeit. Besonders bekannt war hierfür der Altjahrsabend. Die Knechte sangen ihre Segens- und Necklieder auf den Höfen, knallten mit den Peitschen ihre kunstvollen Sätze und sammelten auf Schütthölzern (Holzgabeln, mit denen das Stroh beim Dreschen aufgeschüttelt wurde) die Würste zusammen, die ihnen von Bauern gespendet wurden. Sie wurden abends bei den Festlichkeiten gegessen. Bei den alten, eingesessenen Leuten ist das Neujahrslied: „Heere, raïke Heere, hai gift saïn Geld mit Ehre ...“ noch in guter Erinnerung. Wenn am Abend die Leckerbissen verzehrt waren, dann nahm man die Einhänselung der Enken vor. An dieser Feierlichkeit beteiligten sich sämtliche Knechte des Dorfes; aber auch viele Bauern waren vertreten. Die Enken, die man für würdig befunden hatte, daß sie in die Reihe der Knechte aufgenommen werden konnten, waren besonders geladen. Knecht wurde man nicht, wenn nur seine Jahre als Enke abdiente. Der neue Knecht mußte auch Beweise seiner Fähigkeiten liefern. Wer einen zwei Zentner schweren Kornsack tragen konnte, der war seiner Aufgabe gewachsen. Auch mußte er mit Pferden umgehen, sie auf- und abschrren und eine gerade Furche pflügen können. Konnte er diese Bedingungen nicht erfüllen, so sah man ihn nicht vollwertig an. Er mußte dann auf seine Berufung als Knecht noch warten. Die Aufnahme geschah nach altem Brauch. Zwischen zwei Stühlen wurde ein Sack gespannt, auf den sich der Neuling zu setzen hatte. Neben ihm hatten die beiden „Geschworenen“ Platz genommen. Einer der Knechte seifte ihn ein, und ein anderer rasierte ihn mit einem großen hölzernen Messer. Andere harkten die

Haare zusammen und taten sie in die Reißkappe (Kaffkiepe). Die Knechte waren dabei ver mummt. Sie trugen Masken und hatten ein weißes Hemd übergezogen. Beim ersten Rundgang wurde zunächst eine Seite rasiert, beim zweiten die andere. Beim dritten Rundgang wurde mit dem Holzmesser unter der Kehle durchgestrichen. Nachdem die beiden „Geschworenen“ dem Neuling die nötigen Verhaltensmaßregeln gesagt hatten, erhoben sie sich, worauf der junge Knecht zu Boden fiel. Die Aufnahme in die Knechtgemeinschaft war vollzogen. Vom „Arzt“ wurde ihm ein großer Schnaps verschrieben, der in einem Zuge zu trinken war. Mit dieser Aufnahme in die Knechtgemeinschaft waren manche Rechte verbunden. Der junge Knecht hatte mehr Freiheiten und erhielt von seinem Brotherrn einen höheren Lohn, den Knechtslohn.

Aufgeschrieben nach einem Bericht von August Strebe in Heiningen, geboren 1866 in Heiningen, der selber diese Feierlichkeiten in Burgdorf und Heiningen miterlebt hat.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Die Restaurierung des Löwenwalls in Braunschweig

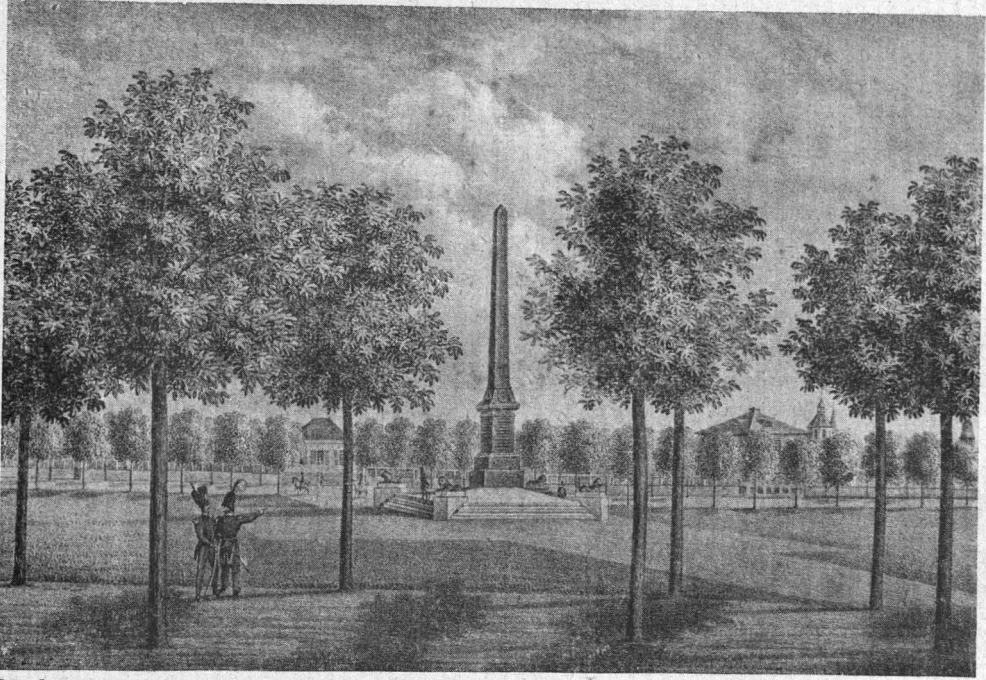
von Helmut Löhmer

Als sich im Oktober 1959 vom Augustplatz her schwere Bagger in die Steigung der Monumentstraße fraßen, um den Durchbruch für die geplante repräsentative Straße zum neuen Hauptbahnhof durch die noch immer klar erkennbaren Bodenerhebungen des alten Befestigungsringes freizulegen, wurde damit gleichzeitig auch ein neuer Anfang gesetzt für die notwendig werdende Umgestaltung der angeschnittenen Wallanlagen. Der Ausbau des neuen Augustplatzes, jetzt John-F.-Kennedy-Platz, der Bau der modernen Straßenbrücke über den östlichen Umflutgraben und die Anlage der Kurt-Schumacher-Straße veränderten die dortige städtebauliche Situation so grundlegend, daß sich der Rat der Stadt entschloß, einen Ideen-Wettbewerb auszuschreiben zur Lösung der entstandenen gestalterischen und verkehrlichen Probleme.

Aufgabe dieses Wettbewerbes sollte es sein, einen in jeder Hinsicht befriedigenden Übergang zwischen der Höhe des nördlich angrenzenden Löwenwalls und der neuen Hauptverkehrsstraße zu schaffen, wobei gleichzeitig auch die großräumige Platzfläche des John-F.-Kennedy-Platzes und die moderne Straßenbrücke als maßstabbestimmende, neue städtebauliche Gegebenheiten Berücksichtigung finden sollten. Außerdem sollte der an dieser Stelle tief in die Umgebung eingeschnittene Okerlauf mit seinen grünen Ufern Berücksichtigung finden. Im Text der Ausschreibung des städtebaulichen Ideen-Wettbewerbes vom 17. 1. 1962 heißt es zur Aufgabenstellung:

„... Es ist Sinn der Ausschreibung, für die Nahtstelle zwischen einer modernen Hauptverkehrsstraße (Kurt-Schumacher-Straße) und einer repräsentativen öffentlichen Grünanlage (Löwenwall) eine ästhetisch einwandfreie und würdige Lösung zu finden ...“

Bestimmung oder Zufall? Es ist immerhin interessant sich zu erinnern, daß die Baggerarbeiten 1959 etwa in dem gleichen Abschnitt der Wälle begannen, in dem nach der Berufung Peter-Josef Krahes am 21. November 1803 und der Demolition



Der Löwenwall mit seinem jungen Kastanienbestande um 1830

der Festungsanlagen mit der planvollen Arbeit zur Neugestaltung der Wallanlagen begonnen wurde.

Nachdem die von Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1801 eingesetzte Kommission für die Durchführung der Festungsdemolierung die ersten Vorschläge vorgelegt hatte und seit dem 9. 3. 1802 unter Hauptmann Culemann etwa 500 Mann mit großflächigen Planierungsarbeiten beschäftigt waren, war es der Wunsch des Herzogs, die Neugestaltung der Wälle mit dem Ausbau des Augusttores zu beginnen. Peter-Josef Krahes Plan, durch möglichst langgeführte Tangenten den Kreis der Stadt mit einem neuen Promenadenring zu umgehen, berücksichtigt diesen besonderen Wunsch des Herzogs. Für das Augusttor, als neuer Stadteingang bzw. -ausgang von und nach der Residenz Wolfenbüttel, wurde von Krahe eine repräsentative Lösung geschaffen, die sich deutlich von den später folgenden Umbauten der anderen Toranlagen abhebt. Vielleicht war die von seinem Auftraggeber gewünschte Konzentrierung der ersten großen Planungsideen auf den Augusttorbezirk mit der Anlaß, daß von Krahe für die Krönung seiner Pläne für die Wallanlagen, die Schaffung des Monumentplatzes, die nordöstlich angrenzenden Flächen der alten Bastionen Agidien- und Wilhelmsbollwerk ausersehen wurden. Vielleicht aber bestimmte die Wahl dieses Standortes auch die besonders reizvolle landschaftliche Lage der Anhöhen mit Blick weit in das Braunschweiger Land bis zum Elm und Harz. Außerdem fand er dort schon erste Anfänge einer Durchgrünung der alten Befestigungsanlagen vor. Der „Plan über die Wasserkünste“ nach dem Pflasterfondsstatut von 1750 zeigt vor der alten Stadtmauer „einen Zwingergarten“ und eine zweireihig gepflanzte Baumallee, die stolz den Namen „Esplanade“ führte. Auch gab es dort bereits den „Fürstlichen Garten“. Ja,

Krahe selbst nahm für die ersten Jahre seiner Tätigkeit in Braunschweig, ebenfalls in der Nachbarschaft, am Magnitore, seine Wohnung. 1819 begannen die Bauarbeiten auf den bisher für ein „champs de mars“ reservierten Flächen. Mit der 1822 erfolgten Aufstellung des Denkmals für die in den Freiheitskriegen 1806 bzw. 1815 gefallenen Herzöge Karl Wilhelm Ferdinand und Ferdinand Wilhelm waren die Bauarbeiten im wesentlichen abgeschlossen. Daß Krahe für die Bepflanzung die edlen, weißblühenden Kastanien, den Lieblingsbaum der damaligen Zeit, auswählte, war wohl selbstverständlich. Die volle Schönheit dieses einzigartigen Denkmalplatzes, die weder der großzügige Auftraggeber noch der planende Architekt je erleben konnten, war jedoch erst spürbar, als sich die vier, den Platz bildenden Baumreihen zu ihrer vollen Höhe ausgewachsen hatten. Sie blieb, abgesehen von der deplaciert wirkenden romantischen Zutat „der Kuranstalt“ im wesentlichen erhalten, bis zu den Tagen und Nächten des unseligen Krieges, in denen englische und amerikanische Flugzeugbesatzungen über der Stadt die Klappen der Bombenschächte ihrer Maschinen öffneten.

Wie in der Stadt selbst, richteten die schweren Bombenangriffe auch auf dem Monumentplatz, seit dem 15. 10. 1904 Löwenwall genannt, schwere Zerstörungen an. Bei Kriegsende war von der klassischen Schönheit der Anlage nicht mehr viel vorhanden. Kreuz und quer durch die nördliche und südliche Rasenfläche zogen sich Splitterschutzgräben. Die unkontrollierte Ausräuberung, auch der letzten überhaupt noch verwertbaren Materialien wie Bretter, Betonteile und Metallverankerungen, machte das rastlose Durcheinander noch vollständiger.

Das Denkmal selbst wies an vielen Stellen Schäden auf. Bombensplitter hatten die verhältnismäßig dünne Metallhaut des Obelisken mehrfach durchschlagen. Nicht nur an diesen Bruchstellen, sondern auch überall da, wo der Anstrich abgeblättert war, hatte eine gefährlich starke Rostentwicklung bereits eingesetzt. Die beiden Becken der Fontänen waren durch breit klaffende Risse undicht geworden. Ebenso waren die in der Erde liegenden Versorgungsleitungen für die Brunnen durch Bombentreffer völlig unbrauchbar geworden.

Die nachhaltigsten Schäden waren jedoch in dem Baumbestand der Anlage entstanden. In den Kastanienreihen klafften große Lücken. Viele umgestürzte Bäume waren bereits gerodet, an anderen zeigten sich starke Bruchschäden oder Verletzungen durch Bombensplitter. Gerade dieser Einbruch in die seit mehr als 100 Jahre im dicht geschlossenen Verband gewachsenen Bäume wirkte sich in den folgenden Jahren auf den noch verbliebenen Bestand verheerend aus. Der von Krahe gewählte enge Abstand der Bäume — 6 m von Stamm zu Stamm in der Reihe — hatte wohl zu der von ihm vorausgeschauten, dicht geschlossenen und maßstabbildenden Platzwand geführt. Die Einzelbäume, zu dieser Zeit etwa 18 bis 20 m hoch, hatten sich jedoch zu schmalkronigen, hochragenden und zum Teil kopflastigen Bäumen entwickelt, die dem natürlichen Habitus der Kastanien in keiner Weise mehr ähnlich waren. Wohl war die statische Sicherheit bei gegenseitigem Schutz im geschlossenen Verband noch gegeben. Bei ganzer oder teilweiser Freistellung mußte es, vor allem bei starken Windböen, zu verheerenden Auswirkungen kommen, wie dies sich dann auch leider bald zeigen sollte. Allein die Stürme im August 1956 kosteten den Restbestand 25 der alten hohen Bäume. Auch zwang die bei Kastanien, als Weichholzbaum, sofort stark einsetzende Zerstörung des Holzes an Wundstellen durch Fäulnis und anderen Schädlingsbefall

dazu, vorbeugend immer mehr Bäume zu entfernen, zur Verhinderung von Schäden für Menschen und Fahrzeuge.

Von den bei Anlage des Platzes gepflanzten 271 Kastanien waren bis Ende 1962 nur noch 46 Bäume vorhanden, die aber zum größten Teil ebenfalls krank waren, wie sich bei der Fällung und Rodung im Winter 1963/64 zeigte.

Angesichts der Schäden an dieser von allen Bürgern der Stadt so geliebten Anlage war es für die Fachleute der Stadtverwaltung eine Selbstverständlichkeit, Pläne für die Wiederherstellung des Platzes im Sinne Peter-Josef Krahes auszuarbeiten. Die ersten trostlosen Nachkriegsjahre mit ihren Beschränkungen auf allen Gebieten der Bauwirtschaft gaben jedoch kaum Gelegenheit zu umfassenden Restaurierungsarbeiten.

Wo Bäume fehlten, wurden die Lücken von den Gärtnern gewissenhaft durch Nachpflanzung geschlossen. Auch wurde die wüstliegende Rasenfläche nach der groben Planierung der Luftschutzgräben wieder so hergerichtet, daß sie in den nächsten Jahren ordnungsgemäß gepflegt werden konnte. Aber die schwierige Finanzlage der Stadt erlaubte es nicht, grundlegende Arbeiten größeren Umfanges durchzuführen. Die Wiederinstandsetzung der Rasenflächen war nur möglich gewesen, weil beim Aufbau der Trümmerverwertungsanlage im Schloßgarten der Mutterboden der alten Grünanlage vor der Orangerie gerettet und zum Abdecken der Rasenflächen des Löwenwalls angefahren werden konnte. Eine Wiederinbetriebnahme der Fontänen scheiterte ebenfalls immer wieder an den zu hohen Kosten für die notwendigen Instandsetzungsarbeiten.

Erstmalig führte dann das Hochbauamt der Stadt eine wirkliche Restaurierungsarbeit durch. Das Denkmal wurde vom Herbst 1956 / Frühjahr 1957 gründlich überholt und erhielt auch wieder seine Vergoldung der Schrift und Schmuckornamente. Der Platz um das Denkmal war 2 Jahre vorher mit einfachsten Mitteln wieder begehbar gemacht worden.

Unabhängig hiervon wurden als vorbereitende Maßnahme in der städtischen Baumschule an der Berliner Straße für die längst fällige Überholung des Baumbestandes die benötigten Kastanienbäume herangezogen. Auf Grund der sorgfältigen Überwachung der Entwicklung des alten noch verbliebenen Bestandes und in Erkenntnis der Verpflichtung zur Pflege der historischen Anlage stand es für den Gartenfachmann niemals im Zweifel, daß der Bestand der 4 Kastanienreihen von Grund aus neu aufgebaut werden müßte, wenn die Krahesche Schöpfung überhaupt jemals wieder in ihrer vollen Schönheit entstehen sollte. Die z. Z. vorhandenen verschiedenen Baumgenerationen, 140jährige, 20 bis 30jährige und nach dem Kriege nachgepflanzte Bäume, würden ohne einen tiefen Eingriff wohl nie wieder zu einem geschlossenen, gleich hohen raumbildenden Ring zusammenwachsen. Die Pläne für diesen fachlich und denkmalpflegerisch immer zu vertretenden Schritt wurden dann jedoch bewußt zurückgestellt, als mit den Bauarbeiten zum neuen Hauptbahnhof begonnen wurde, da bereits bei der Ausarbeitung der Unterlagen für den Augustplatz, die neue Straße und das Brückenbauwerk klar ablesbar war, wie entscheidend diese Arbeiten in den dortigen Teil der Wallanlagen eingreifen würden.

Gleichzeitig mit den Straßenbauarbeiten wurden dann die Arbeiten zum ersten Bauabschnitt der sich als Folgemaßnahme ergebenden Umgestaltung der betroffenen Wallabschnitte begonnen.

Der alte, längst mehr als romantisch gewordene Windmühlenberg wurde umgebaut. Lage und Höhe des neu geschaffenen Plateaus wurden mit Rücksicht auf den nun gegenüberliegenden Löwenwall so gewählt, daß die Längsachse der Kraheschen Anlage dort endet und zugleich von einem erwachsenen Menschen die Fläche des Löwenwalls noch gerade eingesehen werden kann. Die Höhe des Obeliskens büßt somit nichts von ihrer Wirkung ein, denn das Podest des Denkmals liegt etwas unter Augenhöhe für einen Betrachter vom neuen Windmühlenberge aus.

Nach Vorlage der Arbeitspläne und Kostenanschläge für die Wiederinstandsetzung des Löwenwalls hat der Rat der Stadt im Haushaltsplan für das Jahr 1964 nunmehr die notwendigen Mittel bereitgestellt, so daß noch in diesem Jahr mit den Arbeiten begonnen werden kann. Obwohl eine Koordinierung der Arbeiten am Löwenwall mit der sich aus dem Entwurf Prof. Röckes ergebenden Lösung für die Verbindung zur Kurt-Schumacher-Straße notwendig und in der Zwischenzeit auch bereits erfolgt ist, können die eigentlichen Baumaßnahmen doch unabhängig voneinander durchgeführt werden.

Zunächst werden bei Ausnutzung der Frühjahrspflanzzeit die fehlenden Kastanien nachgepflanzt werden. Die Bodenvorbereitung ist bereits im Laufe des Winters erfolgt. Es wurden nach Fällung und Rodung der letzten alten Baumruinen 64 neue Baumgruben angelegt und zur Aufnahme der in der städtischen Baumschule bereitstehenden Kastanien.

Gleichzeitig wird mit dem Bau der neuen Wasserbecken für die Fontänen begonnen. Dabei werden die Kraheschen Maße, Größen und Formen der Becken sowie der versenkt liegende Rand selbstverständlich übernommen, ebenso der einfache Fontänenstrahl bei einer Sprunghöhe von 5 bis 6 m.

Für die Rasenflächen muß ein Totalumbruch erfolgen. Bei diesen Kulturarbeiten vor der Neueinsaat wird auch eine neue Beregnungsanlage mit Versenkregnern, ähnlich der Anlage im Schloßgarten, eingebaut werden. Diese zusätzliche Arbeit ist notwendig, um zu garantieren, daß auch in größeren Trockenperioden während der Sommermonate ein gleichmäßig grüner und frischer Rasen gehalten werden kann.

Gerade beim Löwenwall soll auf einen jederzeit einwandfreien Zustand der Rasenfläche besonderer Wert gelegt werden, weil der Stimmungsgehalt der Kraheschen Schöpfung sehr von der klaren Gegenüberstellung der einzelnen Gestaltungselemente, Obelisk, Fläche und Platzwand, abhängt.

Auch für die Überholung der Wege soll die alte Krahesche Fassung zugrundegelegt werden. Die jetzt durch tiefe Entwässerungsrinnen in Fuß- und Fahrwege geteilte Wegefläche, die ebenfalls starke Kriegsschäden erlitten hat, soll das alte Querprofil mit einer einheitlich, unter allen Baumreihen durchlaufenden, leicht befestigten Decke wieder erhalten. Der vorhandene, mit einer Schwarzdecke überzogene Fahrweg wird zum größten Teil ganz verschwinden. Es besteht die Absicht, den östlichen und südlichen Teil des großen Rundweges ganz für den Fahrverkehr zu sperren und nur die Straße auf der angebauten Westseite des Platzes mit einem entsprechenden Wendehammer am südlichen Ende zu erhalten.

Die an dem Plan für die Wiederinstandsetzung des Löwenwalls arbeitenden Fachleute des Stadtgartenamtes sind sich durchaus im klaren, daß solche Arbeiten

allenthalben unpopulär sind, vor allem dann, wenn es sich dabei um eine alte und stark traditionsgebundene Anlage handelt und außerdem noch alte Bäume gefällt werden müssen.

In Erwartung einer lebhaften Reaktion auf die bereits begonnenen Arbeiten zur Erneuerung des Baumbestandes hatte der Leiter des Stadtgarten- und Friedhofamtes, Herr Städtischer Gartendirektor Alexander Druxes, in einer Presseveröffentlichung gesagt:

„... Diese rein biologisch bedingten Tatsachen legen den Nachkommen die unbedingte Verpflichtung auf, ein Werk wie den Löwenwall in seinen gewachsenen Bauelementen so zu rekonstruieren, daß die ursprüngliche Gestaltungsidee zu neuem Leben erweckt wird und in sie hineinwächst zur Freude und Erbauung der folgenden Generationen..“

Hoffen wir alle, daß dieses Ziel erreicht wird!

Literaturnachweis: R. Romero: „Peter-Josef Krahe“, 1949. C. Clausen: „Peter-Josef Krahe und der Monumentplatz“, 1919. Historischer Atlas der Stadt Braunschweig.

Stadterneuerung in alten Städten

von Robert Dirichs

Die Fragen einer Stadterneuerung rücken in starkem Maße in den Vordergrund, zunächst zwar mehr bei den Fachleuten des Stadtbaues und der Wohnungswirtschaft, sie werden aber bald auch das allgemeine Interesse beanspruchen müssen. Beim Bund ist ein Städtebauförderungsgesetz in Vorbereitung, das davon ausgeht, daß der Bedarf nach neuem Wohnraum in absehbarer Zeit befriedigt sein wird und dann als neue Aufgabe die Überprüfung, Sanierung oder auch Erneuerung des überalterten Wohnbestandes angefaßt werden muß. Auch er soll technisch und gesundheitlich auf den gleichen Stand gebracht werden wie er bei neuen Wohnungen vorausgesetzt wird; sonst würde eine Abwertung der Altbaugebiete unvermeidlich sein, für viele alte Städte müßte oft gerade in ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Kern eine Umwertung unausbleiblich sein. Das kann aber nicht in öffentlichem Interesse liegen. Diese Fragen sind nicht nur in der Bundesrepublik akut, sie stehen auch in anderen Ländern auf der Tagesordnung, aus Amerika sind Beispiele für den Abbruch und Neuaufbau ganzer alter Stadtviertel bekannt. Das zu erwartende Bundesgesetz wird sich keinesfalls nur auf Großstädte beschränken, sondern betrifft die Mittel- und Kleinstädte in gleicher Weise. Nachdem der Krieg für die Stadt Braunschweig diese Stadterneuerung in seiner eigenen Weise zum Teil besorgt hat, werden gerade diese Städte des Braunschweiger Landes von dem neuen Gesetz betroffen werden.

Nun erneuert sich eine Stadt, solange nicht ihre wirtschaftliche Kraft erheblich absinkt, in langsamer Weise auch ohne behördliche Regelung und Hilfe; baufällige Häuser werden durch Neubauten ersetzt, kräftige Wirtschaftsbetriebe kaufen Grundstücke auf und sorgen für die Erneuerung. Diese betrifft aber in erster Linie die Geschäftsviertel der Stadt, d. h. nur beschränkte Teile. Die stilleren Wohnquartiere profitieren von dieser Erneuerung meist nur in geringem Maße; bei ihnen ist eine Besserung ohne behördliche Regelung nicht zu erwarten. Denn es müssen Maßnahmen vorausgesetzt werden, die vom einzelnen nicht

bewältigt werden können, zum Beispiel die Ausquartierung von Bewohnern, die Schaffung von Ersatzwohnungen, die Umsiedlung gewerblicher Betriebe, die Zahlung von Entschädigungen und anderes mehr.

Bei der Stadterneuerung unterscheiden die Fachleute

- a) die Sanierung und Neuordnung in totaler Weise durch Abbruch und Neuaufbau,
- b) die Modernisierung und Teilsanierung unter Erhaltung des vorhandenen Bestandes, wenn dies wirtschaftlich zu vertreten ist,
- c) die Instandsetzung und Gesundung eines städtebaulich, historisch oder baukünstlerisch wertvollen Baubestandes, damit dieser auf lange Zeit auch weiterhin das Gesicht der Stadt mit prägen kann.

Für den Heimatfreund wird die letztgenannte Art der Stadterneuerung von besonderem Interesse sein und es ist wichtig, daß der Standpunkt der baulichen Denkmalpflege bei den vorbereitenden Maßnahmen rechtzeitig berücksichtigt wird. Es handelt sich um umfassende Vorarbeiten, die einen Auftrag an eine Gruppe von Fachleuten voraussetzen, in der neben dem Architekten, dem Wohnungswirtschaftler und Verwaltungsfachmann auch der Denkmalpfleger mitwirken sollte.

Welche Stadtteile sind in dieser Hinsicht in der Stadt Braunschweig von besonderem Interesse? Seit den ersten Jahren des Wiederaufbaues hat sich in Braunschweig der Begriff der Traditionsinseln eingeführt als Bezeichnung für diejenigen zusammenhängenden Teile der Innenstadt, die auch nach dem Bombenkriege ihr altes Gesicht behalten haben oder doch wieder gewinnen konnten. Der einhellige Wille von Stadtvertretung und Stadtverwaltung, diese Stadtteile in der alten Weise zu erhalten oder wiederherzustellen, kann gar nicht hoch genug gewertet werden. Es ist selbstverständlich, daß die Grundeigentümer in diesen Traditionsinseln von den gleichen neuzeitlichen und wirtschaftlichen Impulsen bewegt werden wie die Bauherren in denjenigen Stadtteilen, die ihre Grundstücke in moderner Weise wieder aufbauen konnten. Eine gerechte Abwägung der privaten und der öffentlichen Interessen ist schwierig und kann nur aufgrund rechtskräftiger Pläne und Vorschriften gefunden werden, wenn diese nicht in schematischer Weise, sondern nach eingehenden Vorarbeiten entwickelt werden.

Der dem Rat der Stadt vorgelegte Entwurf einer neuen Satzung zur Wahrung der Denkmalpflege als Ersatz der überholten Satzung gegen die Verunstaltung der Straßen und Plätze aus dem Jahre 1921 benennt die folgenden Traditionsinseln:

Altstadtmarkt, Magnikirche, Burgplatz, Ägidien- und Michaeliskirche.

Ihre Bedeutung ergibt sich entweder aus dem Vorhandensein von Bauwerken von besonderem geschäftlichen und künstlerischen Wert oder aus dem Zusammenklängen alter Gebäude, die einzeln ohne besonderen Wert sein mögen, zusammen aber ein charakteristisches Bild der alten Stadt bieten. Einige dieser Traditionsinseln werden sich durch ihre Einbeziehung in die wirtschaftlich starke City aus eigener Kraft erneuern können, anderen wird dies aber nicht möglich sein. Hier gilt es, bei der kommenden Stadterneuerung den Gesichtspunkt der Denkmalpflege ausdrücklich zur Geltung zu bringen, d. h. alles Wertvolle zu erhalten und zu ergänzen, das Neue im richtigen Maßstab und rücksichtsvoll einzufügen, im

übrigen aber alle Maßnahmen zu treffen, die auch einen solchen Stadtteil für die Eigentümer und die Benutzer vollwertig machen. Die Stadtverwaltung arbeitet zwar schon heute in dieser Richtung durch die Gewährung von Beihilfen zur Instandhaltung wertvoller Häuser und bezieht dabei mehr als früher nicht nur das äußere Gesicht, sondern auch das innere Gefüge des Hauses in die Instandsetzung ein. Bei den beschränkten städtischen Mitteln kann es sich dabei aber immer nur um Einzelmaßnahmen handeln, die der eigentlichen Stadterneuerung zwar vorarbeiten, sie aber keineswegs ersetzen können.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1963

Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Die erste Veranstaltung des Jahres 1963 nach der Monatsversammlung am 3. Januar war eine winterliche Studienfahrt in den Stadtkreis Salzgitter am 19. Januar. Besichtigt wurde unter Führung des Stadtschulrates i. R. Franz Zobel und zweier seiner Mitarbeiter in drei Gruppen das neue Museum der Stadt Salzgitter im Schloß Salder, dessen reiche Sammlungsbestände die Aufmerksamkeit der Teilnehmer ebenso stark fesselten wie die unter Mitwirkung des Amtes für Denkmalpflege vortrefflich restaurierten und stilgerecht eingerichteten alten Schloßräume selbst. Nach dem Museumsbesuch ging es weiter nach Salzgitter-Bleckenstedt, wo in Ottos Gastwirtschaft das vorzüglich zubereitete gemeinsame Schlachtestessen gereicht wurde. Es gab Eisbein, Sauerkohl und Klump nach altbewährtem ostfälischen Rezept. Nach dem Essen berichtete Dr. W. Flechsig auf Grund neuer Forschungsergebnisse aus den Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums eingehend über „Ostfälische Schlachtestfestbräuche“ im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig.

Am 28. Februar folgte ein Lichtbildervortrag des Oberkreisdirektors Dr. Conradi aus Helmstedt über „Ziele und Methoden der Planung im Großraum Braunschweig“. Als Vorsitzender der Planungsgemeinschaft für den Großraum Braunschweig konnte der Redner sehr eindrucksvoll und aus erster Hand die vielschichtigen Probleme erörtern, die zwischen Harz und Allertal auf den Gebieten der Wirtschafts- und Kommunalpolitik, der Landschafts- und Kulturpflege nur durch eine sinnvolle Zusammenfassung aller dafür verantwortlichen Fachleute, Dienststellen und Organisationen gemeistert werden können.

Auf der Jahreshauptversammlung der Vereinsmitglieder am 27. März im Vortragssaale des Städtischen Museums zu Braunschweig erstatteten der Vorsitzende G. Hartwig den Tätigkeitsbericht und der Schatzmeister Dr. H. A. Schultz den Kassenbericht für das Jahr 1962. Nachdem die Versammlung auf Antrag des Kassenprüfers Böhr nach dessen Bericht über die erfolgte Kassenprüfung dem Vorstande für das verflossene Jahr Entlastung erteilt hatte, wählte sie den Vorstand neu für 3 Jahre. Es wurden in ihren Ämtern bestätigt Oberregierungs- und -baurat G. Hartwig als Vorsitzender, Museumsdirektor Dr. A. Tode als sein Stellvertreter, Kustos Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister, Kustos Dr. W. Flechsig als Geschäfts- und Schriftführer sowie Notar H. Mollenhauer und Studienrat G. Schridde. Die vom Vorstand angeregte Erhöhung des Jahresbeitrages auf 12,— DM wurde im Hinblick auf die seit Jahren fortschreitende Verteuerung der Druck- und Papierkosten und die Heraufsetzung der Posttarife von der Versammlung gutgeheißen und einstimmig beschlossen. Nach dem geschäftlichen Teil hielt Oberlandes-

kirchenbaurat Prof. Dr. Ing. F. Berndt einen Lichtbildervortrag über „Wiederherstellungsarbeiten an alten Kirchen im Bereich der braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche“. Obwohl den Vereinsmitgliedern auf den Studienfahrten in den vergangenen Jahren schon häufiger Gelegenheit geboten worden war, vorbildlich restaurierte Dorf- und Stadtpfarrkirchen in Augenschein zu nehmen, so war es doch für die meisten Zuhörer überraschend, nun durch einen zusammenfassenden Bericht zu erfahren, wieviel insgesamt nach dem letzten Kriege in aller Stille schon getan wurde, um den Bestand kirchlicher Baudenkmale in unserer engeren Heimat zu sichern und Verunstaltungen aus der Zeit einer uns heute abwegig erscheinenden, romantisch historisierenden Restaurierungsweise des späten 19. Jahrhunderts zu beseitigen.

Die 1. Studienfahrt des Sommerhalbjahres ging am 18. Mai halbtägig zum Rieseberg nördlich von Königslutter. Nachdem Dr. Fr. Niquet östlich des Rieseberges auf der Straße Lauingen—Rieseberg mit dem Blick auf Elm und Dorm über die reiche vorgeschichtliche Besiedlung der Mulde zwischen Elm und Schuntertal gesprochen hatte, wurde der im frischen Maiengrün prangende Rieseberg von Südosten nach Norden unter Führung von C. Spennemann durchwandert, wobei G. Schridde vor dem Eintritt in den Wald die erdgeschichtlichen Verhältnisse erläuterte und den allgemeinen Vegetationsablauf der „Grünen Welle“ im Buchenwalde schilderte, während C. Spennemann unterwegs öfter anhalten ließ, um die dem Rieseberg eigenen geschützten Pflanzen zu zeigen und zu besprechen. Da, wo sich beim Austritt aus dem Walde am Nordrande des Rieseberges ein weiter Blick auf das mittelalterliche Rodungsgebiet in der nördlich anschließenden Senke zwischen Lehrer Wohld und Schuntertal eröffnete, machte Dr. W. Flechsig anhand der Ortsnamen auf die Unterschiede in der Besiedlung der Landstriche nördlich und südlich des Rieseberges aufmerksam. Von da ging es dann bergab bis zur Straße Scheppau—Rieseberg wo die Autobusse warteten und die Fahrtteilnehmer zur Kaffeepause ins Käthe Kollwitz-Heim im Walde bei der Puritzmühle fuhren. An die Kaffeetafel schloß sich ein Gang durch das Naturschutzgebiet Rieseberger Moor unter sachkundiger Führung von C. Spennemann an. Dann ging die Fahrt mit den Bussen weiter nach Hattorf zur Besichtigung der auf dem Hochufer über dem Schuntertal schön gelegenen mittelalterlichen Dorfkirche unter Führung von Dr. H. A. Schultz. Von dort wurde die Heimfahrt über Flechtorf angetreten.

Die ganztägige 2. Studienfahrt am 16. Juni war selten besuchten Zielen im Nordwestteil des ehemals braunschweigischen Weserkreises Holzminden gewidmet. Es ging zunächst nach Stadtoldendorf, um Forstmeister Kirchhoff als geländekundigen Führer abzuholen. Dieser zeigte und erklärte bei langsamer Durchfahrt durch das Hoopital das dortige Landschaftsschutzgebiet und führte nach dem Besuch der Klosterkirche Amelungsborn die Busse zum höchsten Punkte der Straße Golmbach-Rühle, von wo sich ein herrlicher Blick hinab ins Wesertal und zu den Waldkuppen des Voglers, des Hils und des Sollings öffnete. Dort schilderte er die landschaftspflegerischen Maßnahmen für den „Naturpark Vogler“ und für die Aufforstung landwirtschaftlich unrentabler Steilhänge im Kr. Holzminden. Die geplante Wanderung durch den Vogler nach Rühle hinab mußte leider ausfallen, weil die kehrenreiche schmale Forststraße ein Heranbringen der Wanderer an den Wanderweg in dem langen Gelenkbus nicht gestattete. So ging es auf direkter Fahrstraße nach Rühle zum Mittagessen im Gasthof „Weißes Roß“. Nach der Mittagspause übernahm Dr. H. A. Schultz wieder die Führung zu den weiteren Orten. Zunächst ging es nach Bodenwerder in das Münchhausen-Haus, dann über die Weser zur frisch restaurierten romanischen Klosterkirche im nahen Kemnade und zum Renaissance-Schloß Hehlen, das als unzugänglicher Privatbesitz leider nur aus einigem Abstand betrachtet werden konnte. Von dort brachte der Autobus die Teilnehmer durch schönen Bergwald über den Weiler Sievershagen auf die Ottensteiner Hochebene hinauf und zur Gastwirtschaft von Henninges in Ottenstein, dem ehemals westlichsten Amtsflecken des alten Landes Braunschweig. Nach

der Kaffeepause und der Besichtigung des Olfermannndenkmals und der stattlichen Ottensteiner Bauernhäuser wurde die Rückfahrt angetreten. Ein Erlebnis besonderer Art war dabei der weite Blick in und über das tiefeingeschnittene, von der Abendsonne überglänzte Wesertal zum Ith bei der Abfahrt auf der kehrenreichen Straße nach Bre-vörde. Unten angelangt, ging es dann am linken Weserufer über Pegestorf wieder nach Bodenwerder, weiter über Halle und Harderode, den Ith-Paß überquerend nach Lauenstein und nach einer letzten kurzen Rast über Hildesheim nach Braunschweig.

Die ganztägige 3. Studienfahrt am 18. August galt dem Studium der alten berg-männischen Wasserwirtschaft des Oberharzes. Nachdem Oberbergtrat Dennert die Braunschweiger Heimatfreunde im Heimatmuseum der Stadt Claus-thal-Zellerfeld willkommen geheißen und ihnen gemeinsam mit seinem Mit-arbeiter Lehrer a. D. Rieche die geologischen und wasserwirtschaftlichen Modelle des Museums sowie den im Museumshof aufgebauten Göpel gezeigt hatte, übernahm er die Führung des Autobusses und erklärte über das Wagenmikrophon unterwegs teils bei verlangsamter Fahrt, teils bei kurzen Haltepausen die von der Straße aus erkennbaren Anlagen des Hirschlerteiches, des Dammgrabens und der Auffanggräben für die Wässer des Brockens und des Bruchberggebietes in der Umgebung des Torfhauses. Am Oderteich verließen die rüstigen Fußgänger unter den Teilnehmern den Bus und wanderten unter Dennerts Führung am Rehberger Graben entlang zur Fahrstraße am Sonnenberg, oberhalb von St. Andreasberg, wo sie nach etwa 2 Stunden den mit den Gehbehinderten vorausgefahrenen Bus wieder bestiegen, um mit ihm nach St. An-dreasberg zum Schacht Samson hinabzufahren. Nach der Einnahme des Mittagessens in der Gaststätte Neufang folgte die Besichtigung der altertümlichen Was-serkunstanlagen des als Museum eingerichteten Samson-Schachtes. Dann wurde die Fahrt fortgesetzt durch das liebliche Siebental abwärts nach Herzberg und über Osterode nach Gittelde, wo das Mundloch des Ernst-August-Stollens betrachtet und die Geschichte dieses großartigen Stollenbaues erörtert wurde. Von dort ging es zum Iberger Kaffeehaus. Nach der Kaffeerast wurde die Rückfahrt über Clausthal-Zellerfeld angetreten.

Den Hauptteil der halbtägigen 4. Studienfahrt am 14. September bildete eine Wanderung durch den Hainberg von Bodenstein unter Führung von Do-mänenpächter Königs über die Bodensteiner Klippen zum Jägerhaus, wo Kaffee getrunken wurde. Nachdem die Hubertus-Kapelle mit ihren Steinreliefs und In-schriften aus dem 18. Jahrhundert betrachtet worden war, wurde die Fahrt in den Auto-bussen nach Norden über Sehle und Baddeckenstedt nach Olber am Weißen Wege fortgesetzt. Dort zeigte Dr. H. A. Schultz die aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert stam-mende Kapelle mit ihren interessanten Renaissance-Epitaphien und -Grabsteinen und gab auf dem Burghof einen Überblick über die Geschichte der Burg und ihrer Besitzer, während die Dämmerung herabsank und die Umrisse des nur von innen erleuchteten wuchtigen Bauwerks sich romantisch gegen den dunklen Nachthimmel abhoben. Dann ging es ohne weiteren Aufenthalt nach Braunschweig zurück.

Die halbtägige 5. und letzte Studienfahrt am 12. Oktober galt zwar nur Nahzielen in der Umgebung von Wolfenbüttel, fand aber trotzdem überraschend starken Zuspruch. Unter Führung von Dr. H. A. Schultz wurden zuerst in Groß Stöckheim der ehemalige Schriftsassenhof der Familie v. Schrader mit dem Gutshaus des 18. Jahrhun-derts, dem mittelfalterlichen Sendgerichtshügel des Bistums Halberstadt und dem weit-läufigen Garten-, Park- und Teichgelände besichtigt. Danach bot die Kaffeerast in der Gaststätte auf dem Thieder Lindenberg Gelegenheit, der Nutzung der dortigen Steinbrüche durch die Stadt Braunschweig im Mittelalter zu gedenken. Den Abschluß der Fahrt bildete der Besuch der mittelfalterlichen Stiftskirche mit den Stiftsgebäuden der Barockzeit in Salzgitter-Steterburg und als Gegenstück dazu der inter-essanten modernen Anlagen des erst nach dem letzten Kriege bei Steterburg entstandenen Redemptoristenklosters, die von Pater Regens bereitwillig gezeigt wurden. Damit fanden die Veranstaltungen des Sommerhalbjahres ihren Abschluß.

Das neue Winterprogramm wurde eröffnet mit einem Lichtbildervortrag im Städtischen Museum zu Braunschweig am 5. Dezember. Es sprach als Kreisbeauftragter für Naturschutz und Landschaftspflege Forstmeister Klaus Schmidt aus Sophiental über „Naturschutz und Landschaftspflege auf neuen Wegen im Landkreise Braunschweig, dargestellt am Braunschweiger Modell“. Dieses „Braunschweiger Modell“, das weit über Niedersachsen hinaus Beachtung bei Forstleuten, Jägern und Landespflegern gefunden hat, besteht darin, daß in enger Zusammenarbeit zwischen Forstamt und Jägerschaft die Besitzer unrentabler landwirtschaftlicher Nutzflächen zur Aufforstung solcher Böden angeregt werden. Ziel der Aufforstungen ist zunächst die Schaffung von Schutzgehölzen für Fasanen, Hasen und anderes Niederwild. Der damit verbundene Zuwachs an Nutzholz erhöht jedoch nicht nur die Bodenrente für den Eigentümer selbst, sondern dient auch der Verbesserung des Kleinklimas und der Vermehrung der als Schädlingbekämpfer so unentbehrlichen Vogelwelt und wird dadurch zu einem wichtigen Bestandteil der Landschaftspflege im Interesse der allgemeinen Volkswirtschaft und Volksgesundheit. Kein Wunder, daß sich an diese interessanten und anregenden Ausführungen eine lebhaftere Aussprache anschloß.

Monatsversammlungen

Die Monatsversammlungen der Mitglieder aus der Stadt Braunschweig und der näheren Umgebung fanden, mit einer Ausnahme, in der „Badeschänke“ an der Badetwete statt, und zwar am 3. Januar, 7. Februar, 7. März, 4. April, 2. Mai, 6. Juni, 5. September, 7. November und 12. Dezember. Es sprachen, z. T. mit Lichtbildern, Dr. W. Flechsig über „Alte Wegenamen im Harz und in seinem Vorlande“ sowie über „Ostfälisches Brauchtum und Volksglauben der Zwölften auf Grund neuer Fragebogenergebnisse“, Studienrat i. R. Rudolf Hartmann über „Berlin, Kopenhagen und Paris, drei europäische Großstädte in der Sicht des Heimatpflegers“, Restaurator Fr. Herzig vom Amt für Denkmalpflege über „Die Technik des Restaurierens von Bau- und Kunstdenkmälern“, Notar H. Mollenhauer über „Heimatkundliche Beobachtungen auf Urlaubsfahrten durch Ostfalen 1963“, Konrektor H. Röhr über „Alte und neue Deutungsversuche für den Jagdfries an der Apsis der Stiftskirche zu Königsutter“, Studienrat G. Schridde über „Die Geschichte unserer Mäuse und Ratten unter biologischem, wirtschafts- und sozialgeschichtlichem Blickwinkel“, Dr. H. A. Schultz über die „Ausgrabung einer bisher nicht bekannten mittelalterlichen Kapelle im Brunnental bei Helmstedt“ und Dr. A. Tode über eine Studienreise von Archäologen und Historikern zu karolingischen und ottonischen Burgen in Hessen und im südöstlichen Westfalen“, sowie über „Die Ausgrabung der altgermanischen Siedlung Feddersen Wierde und ihre kulturgeschichtlichen Ergebnisse“. An den lebhaften Aussprachen beteiligten sich u. a. durch eigene Beiträge W. Fanger und E. Hagemann in sehr anregender Weise.

Arbeit des Vorstandes

Der Vorstand trat am 22. Januar, 27. März, 8. und 15. Mai, 20. August und 7. November zu Sitzungen zusammen. Außer organisatorischen Fragen wie der Aufstellung des Haushaltsplanes für 1963 und der Vorbereitung der Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten befaßte er sich mit der Ehrung verdienter Heimatforscher, Heimatpfleger und Vereinsmitglieder sowie mit zahlreichen Einzelaufgaben der praktischen Heimatpflege. An erster Stelle stand hierbei der Kampf gegen die Umwandlung des Elmes in einen „Naturpark“ und für seine Erklärung zum Landschaftsschutzgebiet. Die Einstellung des Vorstandes, die von den Vorstandsmitgliedern Dr. Schultz, G. Schridde und Dr. Flechsig bereits am 13. März mündlich auf einer Tagung des Verkehrsverbandes Elm-Lappwald in Schöppenstedt vertreten worden war, wurde am 27. März der Mitgliederversammlung des Landesvereins vortragen und einstimmig gebilligt. Unsere Auffassungen zur Frage „Naturpark Elm oder Landschaftsschutzgebiet Elm?“ wurden in einer Denkschrift zusammengefaßt, die an alle

für den Elm interessierten Staats- und Kommunalbehörden, Gemeindeverwaltungen, Vereine und fachlich zuständigen Einzelpersonen verschickt und danach auch in Heft 2/1963 der „Braunschweigischen Heimat“ abgedruckt wurde. Der lebhafteste Widerhall dieser Denkschrift auch außerhalb des Kreises der Vereinsmitglieder bewies uns, daß wir auf dem rechten Wege waren und der Bevölkerung aus dem Herzen gesprochen hatten.

Eine zweite wichtige Unternehmung galt dem Schutze des Osels bei Wolfenbüttel gegen den Plan, ihn für Übungszwecke der Bundeswehr zu verwenden. Im Einvernehmen mit den Anliegergemeinden gelang es dem Landesverein, durch ein ausführliches Gutachten an die untere Naturschutzbehörde über die geologische, botanische und siedlungsgeschichtliche Bedeutung des Osels und seinen Wert als Erholungsgelände die ihm drohende Gefahr abzuwenden und die Notwendigkeit beschleunigter Landschaftsschutzmaßnahmen überzeugend darzulegen.

Der Vorstand befaßte sich ferner mit Fragen der Bau- und Landschaftsgestaltung im Stadtgebiet Braunschweig und seiner nächsten Umgebung, so mit dem Entwurf des Städtischen Hochbauamtes für Silo-Anlagen auf dem Wirtschaftshofe des Klosters gutes Riddagshausen, die gut heißen wurden, mit der Einzäunung von Rasenflächen des Franzschen Feldes zugunsten des Sportbetriebes, gegen deren weitere Ausdehnung im Interesse der erholungssuchenden Spaziergänger Einspruch erhoben wurde, mit der Verjüngung des Kastanienbestandes am Löwenwall und mit Abholzungen im Mascheroder Holze. Der schriftliche und mündliche Gedankenaustausch des Vorstandes mit den zuständigen Behörden über diese Fragen erwies sich als nützlich und erfolgreich. Zahlreiche Hinweise auf eingetretene Landschafts- und Gebäudeverunstaltungen oder auf drohende Gefahren für Kultur- und Naturdenkmale erhielt der Vorstand von einem seiner ältesten und rührigsten Mitglieder, Oberregierungsrat i.R. Max Römer, der unermüdlich mit offenen Augen die Heimat durchwandert. Ihm sei auch an dieser Stelle herzlich für seine Bemühungen gedankt. Möge es dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz nie an Helfern mangeln, die sich wie er auch ohne ausdrücklichen Auftrag mitverantwortlich fühlen für das Allgemeinwohl und mit Aufmerksamkeit alles verfolgen, was in Stadt und Land bei Menschen, Tieren und Pflanzen vor sich geht! Vor allem die jüngere Generation sollte sich daran ein Beispiel nehmen!

Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Wolfsburg — Unsere Stadt, kanals sowie von der waldreichen Umgebung ganz ab, so werden wir uns gestehen müssen, daß schon die von Menschen geschaffenen Anlagen als solche irgendwie belebend auf uns wirken. Das lang sich erstreckende Volkswagenwerk erweckt den Eindruck einer titanischen und auch formschönen, industriellen Riesenburg. Die Kirchen, Schulen und die anderen öffentlichen Gebäude der Stadtverwaltung entsprechen samt und sonders der Baugeistung der Jetztzeit. Die Wohnhäuser in ihrer vielfältigen Mannigfaltigkeit, dazu die herrlichen Grünanlagen gleichen einem Freilichtmuseum, dessen sorgfältiges Studium recht fesselnd ist.

Wer je die Stadt Wolfsburg besucht hat, wird verspürt haben, daß dieser Ort in deutschen Landen eine besondere Stellung einnimmt. Handelt es sich doch um die einzige deutsche Stadtgründung des 20. Jahrhunderts aus „wilder Wurzel“, d. h. ohne Anlehnung an eine ältere städtische Besiedlung.

Sehen wir einmal von der anmutigen äußeren Lage an den sanften, südlichen Uferhängen der Aller und des Mittelland-

Bemerkenswert an dieser Stadt ist auch die verschiedene Substanz ihrer Bewohner,

da sie aus allen Teilen Deutschlands herbeigeströmt sind. Sie gleichen Pionieren, die sich anschicken, eine Schicksalsgemeinschaft zu bilden.

Unter diesen Umständen stellt das neue Heimatbuch von vornherein eine wichtige Veröffentlichung dar. Sie will eine Hilfestellung dafür geben, daß die Wolfsburger Schulkinder und deren Eltern immer mehr und mehr in den besonderen Aufgabenkreis hineinwachsen, der nun einmal den Bewohnern der Stadt vom Schicksal auferlegt ist.

Die Zusammenstellung und die Redaktion einer erheblichen Zahl (55) von Kurzaufsätzen besorgte ein Arbeitskreis (14 Teilnehmer, darunter unser Mitglied Wilhelm Spennemann) unter der verantwortlichen Leitung des Rektors Paul Metzner, Wolfsburg. Man darf den Verfassern bescheinigen, daß die von ihnen gemachten Ausführungen zuverlässig und im besten Sinne volkstümlich sind. Die naturkundlichen Verhältnisse der Gegend, der Ablauf der Geschichte, die Sagenwelt sowie die Fülle der neuzeitlichen Einrichtungen treten plastisch vor unsere Augen.

Der gebotene Text wird in vorbildlicher Weise durch trefflich gelungene farbige Illustrationen des Malers Horus Engels und des Graphikers Leuthold Aulig aus Wolfsburg sowie durch Photographien unterstützt.

Alles in allem ist eine Gemeinschaftsarbeit entstanden, die schlichthin als mustergültig bezeichnet werden darf. Sie vermittelt den Wolfsburger Einwohnern in faßlicher Form die Kenntnis von dem, was sie von der neuen Heimat wissen müssen, um wirklich heimisch zu werden. Die Gabe ist aber auch für den Fremdenverkehr wertvoll. Dankenswerterweise kann das Buch von den Eltern der Kinder des 3. und 4. Schuljahres gegen Zahlung einer Schutzgebühr von 2,— DM erworben werden.

H. M.

Niederdeutsche Sagen von Heinrich Karstens. Schlütersche Buchdruckerei und Verlagsanstalt, Hannover.

In zwei aufeinanderfolgenden Bänden hat der Verfasser sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, die wesentlichsten niederdeutschen Sagen Niedersachsens sowie der nahen rechtselbischen Gebiete jenseits der Zonengrenze für alle Menschen deutscher Zunge zusammenzustellen. Daß dieses in Hinblick auf die des Niederdeutschen (bzw. seiner besonderen Dialekte und Mundarten) Unkundigen in Hochdeutsch erfolgen mußte, liegt auf der Hand. Leider wurde das Hochdeutsch oft zum nicht immer glücklich gehandhabten Schriftdeutsch. Dadurch lassen viele Erzählungen jene Atmosphäre vermissen, die erst wirklich imstande ist, das Dichterische des Sagensgutes eindrucksvoll zu vermitteln. Ein Mehr an Worten ist durchaus nicht gleichzusetzen mit gehaltvoller Ausschmückung. (Man vergleiche daraufhin die Sage von „Tauben Tal“ [2. Band] mit der Lönsschen Fassung!) So fehlt es in den Wiedergaben der Sagen oft an jener Stimmung, die dem Leser an Herz und Gemüt greift und ihm so die Dinge wirklich nahebringt, was doch die eigentliche Absicht des Verfassers war. Statt dessen hat man häufig den Eindruck einer bloßen Inhaltsangabe für einen Kreis von des Niederdeutschen nicht mächtigen Fachgelehrten, der aber wiederum die fehlende Quellenangabe bemängeln müßte. Diese dürfte auch dem ernstlich interessierten Laien nicht uninteressant sein. So ist z. B. die Erzählung von der Herkunft der Sachsen (nicht „Nieder“-Sachsen!), dem „Sachsenspiegel Eike von Repgows“ entnommen, der um 1220 auf dem Falkenstein im Harz niedergeschrieben wurde. Man kann auch die Frage stellen, ob schriftstellerische Erzeugnisse Einzelner, wie der „Sachsenspiegel“ oder das Buch vom Eulenspiegel (das Hermann Bote gegen 1500 in Braunschweig verfaßte) in eine Sammlung von Volks-Sagen gehören, da sie doch eigentlich „Literatur“ sind? Nun, wir wollen mit unseren Einwänden gegen das, was wir als Mängel an einem in bester Absicht zusammengestellten Werk empfinden, nichts herunterreißen, sondern Verfasser und Verleger bitten, durch verbesserndes Eingreifen (bei hoffentlich bald notwendiger Neuauflage nach Ausverkauf des Erschienenen) die beabsichtigte Breiten- und Tiefenwirkung wesentlich zu verstärken.

Rudolf Fricke

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 12,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

50. Jahrgang

Juli 1964

Heft 2

Blankenburg vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert

von Adolf Gerade

(Vorbemerkung des Schriftleiters: Der hier folgende Aufsatz ist ein Auszug aus dem Festvortrage, den der Verfasser auf der Jahrestagung der Landsmannschaft der Blankenburger in Braunschweig am 26. Mai 1963 gehalten hat. Wir veröffentlichen ihn in unserer Zeitschrift, um die Verbundenheit des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz mit dem alten braunschweigischen Harzreise Blankenburg auch über die Zonengrenze hinweg zu bekunden. Ein neuer Überblick über die Geschichte seiner Kreisstadt wird unseren Lesern willkommen sein, weil die älteren Darstellungen zur Geschichte Blankenburgs längst vergriffen und nur schwer zu haben sind.)

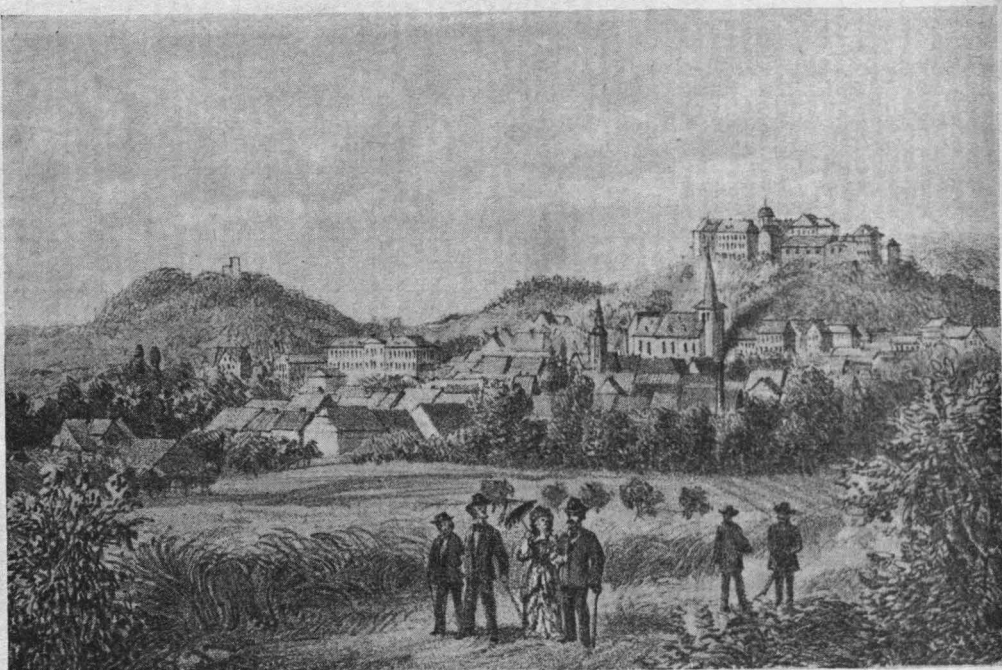
Als sich zur Zeit der letzten Karolinger das Stammesherzogtum Sachsen neu festigt und seit 1063 Erwerbungen im Harzgau tätigt, wird vom Sachsenherzog Lothar von Süpplingenburg 1123 der Graf Poppo zur Sicherung der neuen Besitztümer auf den blanken Kalkstein gesetzt, der die Gegend beherrscht. Von der „Blankenburg“, die Graf Poppo erbaut und die dem ritterlichen Geschlecht den Namen gegeben hat, sind heute nur noch der Unterbau des Bergfrieds und der Brunnen erhalten.

Der Stammesherzog Lothar wurde bald nach Poppo's Belehnung als römischer Kaiser (1225-37) der Großvater Heinrichs des Löwen. Und ihm hielten die Blankenburger Grafen in guten und schlechten Zeiten die Treue. So ist es kein Wunder, daß bei dem bekannten Zerwürfnis der Staufer und Welfen „die allein treue“ für ihre Haltung büßen mußte.

Im Auftrage des Kaisers Friedrich I. Barbarossa belagerte und zerstörte der Bischof Dietrich von Halberstadt die Blankenburg (1182). Nach Beilegung des Streites zwischen Kaiser und Herzog wurden die Blankenburger Grafen aus der ritterlichen Haft entlassen und teilten sich in die Linien Blankenburg und Reinstein.

Um 1200 erfolgte der Neubau der Burg und einer dazu gehörigen Siedlung, in den Quellen bezeichnet als ‚oppidum sub castro‘. Diese Stadtgründung geschah unter Graf Heinrich II. nach Goslarschem Recht.

In den Jahren 1232/37 sind die charakteristischen Bauten entstanden, welche das Wesen der damaligen Stadt ausmachen: Rathaus, Stadtmauer mit 4 Toren und 42 Wehrtürmen, Kornhaus, Ratswaage, Wein- und Badstube, Ratsmühle, Pranger, Thie, Galgenberg, Folterkammer, Gräfliche Münze, Stapelplatz für Holz und Erz u. a.



Alt-Blankenburg

Um 1250 erhielt die aufstrebende Stadt in der Bartholomäikirche ihr Gotteshaus, unabhängig von Stift und Bistum, verbunden mit einem Zisterzienserkloster, in welchem bis 1305 weltliche Chorherren und bis 1532 Nonnen ohne große Resonanz gewirkt haben.

Nach dem Aussterben der Blankenburger Linie fiel Blankenburg an die Reinsteiner und schließlich an die Heimbürger Grafen. Aus deren Reihe ist die Persönlichkeit des Grafen Albrecht von Reinstein bemerkenswert. Er lebt als „der Raubgraf“ im Gedächtnis der Menschen weiter, bekannt durch seinen erbitterten, lebenslänglichen Kampf mit dem Stifte Quedlinburg. Julius Wolf hat in seinem Roman ein Bild Albrechts gezeichnet, das heute mit Recht umstritten ist, da quellenkritische Studien eine Revision der Beurteilung nahelegen.

Dennoch läßt sich nicht von der Hand weisen, daß auch Albrechts Wesen und Wirken das Absinken der ritterlichen Welt im 14. und 15. Jahrhundert deutlich erkennen läßt. Die Kirche in ihrer scholastischen Selbstsicherheit will sich stattdessen über die weltlichen Herren stellen, und die machtvoll aufstrebende Stadt Blankenburg neben sie als Geldgeberin in den unaufhörlichen Fehden der Grafen und Herren, welche sich zu Zwangsverkäufen und Verpfändungen genötigt sehen und vor Verschuldung nicht mehr ein noch aus wissen.

Merian schreibt in seiner Topographie des Herzogtums Braunschweig: „Die- weilen die Grafen von Blankenburg-Reinstein guten Theils so hitzig für der Stirn gewesen, daß sie alles aufs Faustrecht gestellet und mit denen benachbarten Stiftern und Städten manche Haarheutsche gewaget; also hat die gute Stadt Blankenburg dabei auf keinen Rosen gesessen, sondern die Haar oft mit dazu thun

müssen", und ein zeitgenössischer Historiker Bunting urteilt: „Der Adel unserer Zeit ist ein wild ruchlos Gesindel, das weder nach Gott noch Menschen mehr fraget, sich in Hinterhalt leget und räuberisch aus dem Stegreife ernähret, der Armut das Brod vor dem Munde wegnimmt, die Untertanen schindet und schabet und den Hurenwagen treibet.“

Damit ist die Situation des Bauernkrieges von 1525 gekennzeichnet in ihrer doppelten Wurzel: der Not der getretenen Kreatur und Luthers neuem Menschenbild im Glanze der Freiheit.

Zwar wütet Thomas Münzer im nahen Thüringen, aber der Einbruch des „Schwarzen Haufens“ von Ostern bis Pfingsten 1525 bleibt für Blankenburg trotz einiger Drangsal Episode bis auf die Zerstörung von Kirche und Kloster St. Bartholomäi.

Und hieraus ergeben sich doch bedeutsame Änderungen. Damals regierte Graf Ulrich XI., der „Unglückliche“, auf der Blankenburg. Er war bei der Stadt hoffnungslos verschuldet, von Unglück verfolgt und der neuen Lehre gegenüber zwiespältig eingestellt. Seinem Hauptmann Hans von Lundenstedt indessen gelang es, den Grafen 1536 zum Übertritt ins lutherische Gotteslager zu bewegen.

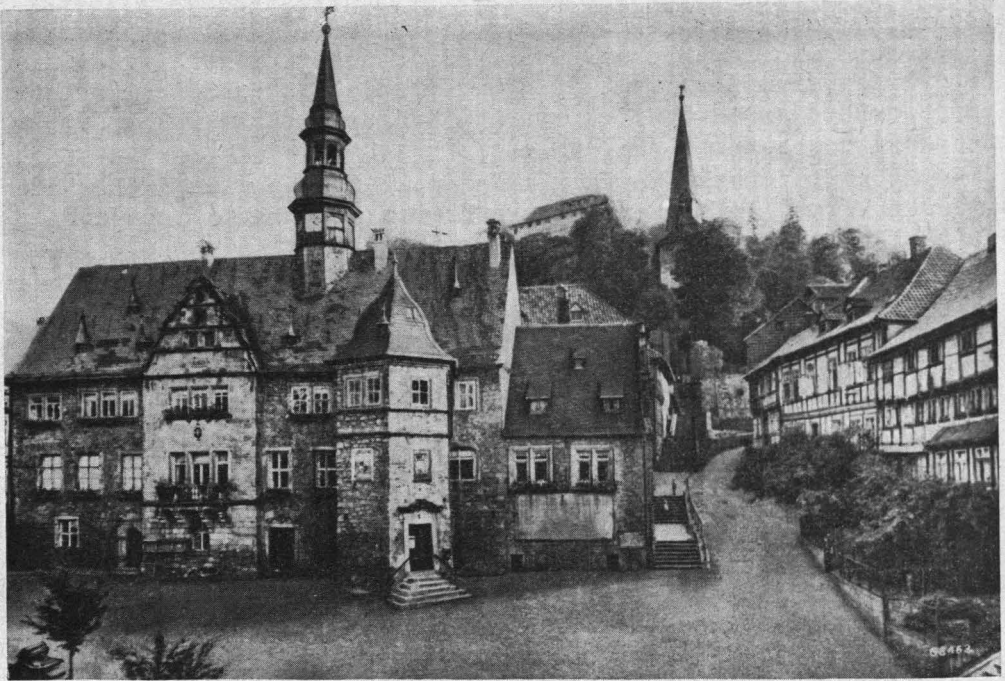
Damit beginnt für die Stadt Blankenburg ein neuer, verheißungsvoller Aufstieg.

Da die Klostergerechtsame mit der Säkularisation auf den Grafen übergegangen waren, wird die bisherige Klosterschule 1537 zur (Gräflichen) Stadtschule umgewandelt, 1539 die St. Bartholomäikirche restauriert und mit dem Barockportal geschmückt und 1540 der Schloßneubau in deutscher Renaissance begonnen.

Dieses Bauvorhaben bedarf eines Kommentars. Während bisher die Burgen lediglich als Wehrbauten gedient hatten, strebte man nun danach, die Wohnmög-



Regenstein



Rathaus

lichkeit zu verbessern, d. h. die engen, dumpfigen Gewölbekammern zu geräumigen Gemächern wohnlich und repräsentativ auszuwerten. Vom damaligen Schloßneubau sind noch erhalten das malerische Torhaus mit der Wachtstube und die Gewölberäume des Turm- oder Küchenflügels im Osten.

Ehe der Neubau zur Hälfte gediehen war, brach im alten, engen verwinkelten Fachwerktrakt 1546 ein Großfeuer aus, bei dem die hochschwängere Gräfin Magdalena ums Leben kam und der Graf bei einem Rettungsversuch langdauernden Schaden nahm. Eine hölzerne Votivtafel hat dieses betrübliche Geschehen in lateinischen und deutschen Versen fixiert und der Nachwelt an der Wand der Schloßkirche überliefert.

Da die gräfliche Verwaltung infolge des Schloßbrandes unbehaust war, erfolgte eine Rathäuserweiterung unter Aufstockung des alten Baues zu dem Zwecke, die herrschaftliche Administration mit zu beherbergen. Dieser Um- und Ausbau des Rathauses war 1568 vollendet und zwar in der uns heute vertrauten Form.

Im Jahre 1599 erlischt das gräfliche Geschlecht derer von Blankenburg-Reinstein-Heimburg. Seine Liegenschaften werden vom herzoglichen Hause Braunschweig als erledigtes Lehen eingezogen und gelangen nach einigem Wechsel in den welfischen Zweiglinien 1634 endgültig an die neu begründete Linie Braunschweig-Wolfenbüttel unter Herzog August dem Jüngeren.

Mit diesem Übergang in welfischen Besitz brechen bewegte Zeitläufte über Blankenburg herein.

„Der tolle Christian“ ist uns durch Ricarda Huch eine bekannte und vertraute Gestalt geworden. Dieser Herzog von Braunschweig war protestantischer Administrator des Bistums Halberstadt, Abt vom Kloster Michaelstein und verfügte als Apanage über die Einkünfte der Grafschaft Blankenburg; überdies trug er den Handschuh der schönen, unglücklichen Winterkönigin Elisabeth als Helmzier und trachtete in ritterlicher Ergebenheit nach nichts anderem als ihrer Rehabilitierung in Prag. Daher eröffnete er 1623 ein Werbebüro in Blankenburg, um dem mobil gewordenen niedersächsischen Kreise unter dem Kreisobersten Christian IV., König von Dänemark, neue Kräfte gegen die kaiserlich-ligistische Front zuzuführen.

Und hiermit versinkt unser liebes Blankenburg, das die ersten fünf Jahre des Großen Krieges ungeschoren geblieben war, in den Wirbeln dieser verworrenen Zeit. Den schrecklichen Wirrwarr chronologisch nach zu vollziehen, lohnt nicht. Es genüge die summarische Feststellung, daß Wallenstein, Tilly, Isolani, Piccolomini, Christian und Mansfeld, daß Kaiserliche, Ligisten, Dänen, Holländer und Schweden, daß Kursachsen, Bayern, Hessen und Lüneburger, daß Kroaten und Marodeure nebst undefinierbarem Gesindel die Grafschaft und Stadt Blankenburg heimgesucht und ausgesogen haben.

Die Gewaltherrschaft des holländisch-kaiserlichen Grafen Merode — eine Episode unter ähnlichen sonder Zahl — läßt aber auch erkennen, mit welchem Verantwortungsbewußtsein und Wagemut Bürger wie der Stadtschreiber Simon Finke und Hofprediger Herweg gegen die Anmaßung und Erpressung der räuberischen Soldateska aller Rangstufen protestiert und manchmal Erfolg gehabt haben. Doch alles lag im argen.

Das Schloß diente als Kornspeicher für die wechselnden Besatzungen, Lieferungen, Beitreibungen, Plünderungen; Mord und Brand waren an der Tagesordnung. Schließlich tat sich die gequälte Bevölkerung im Stile der Werwölfe zusammen und bildete Partisanengruppen der bald gefürchteten „Harzschützen“.

So war Blankenburg gegen Ende des 30jährigen Krieges auf dem Nullpunkt angelangt wie wir anno 1945! Von 360 Wohnstätten standen noch 60, in denen eine verängstigte und verwilderte Restbevölkerung dahinvegetierte. Und dennoch sollte es einen Wiederaufstieg geben.

Schon im ausglösenden Kriege greifen die Braunschweiger Herzöge August und Rudolf August helfend ein. Sie wecken die Eigentätigkeit der verstörten Bürger, liefern unentgeltlich Baumateriel, beleben die Wirtschaft (Eisenhütten, Marmorbrüche, Rübeländer Höhlen) und geben der Stadt ein neues Profil. 1651 bestätigen, erneuern und erweitern sie das Ratsprivilegium, protegieren die privilegierte Schützengesellschaft in ihren Sicherungsaufgaben, veranlassen die Vernichtung der zügellos gewordenen Partisanengruppen der Harzschützen, steuern der Verwahrlosung der Jugend in der Schulordnung von 1677 durch den Ausbau der staatlichen Großen Schule (die Stadt behält nur das Recht der Präsentation von Lehrkräften), ja 1705 durch Gründung einer Schule für Mädchen! Die herzogliche Domäne am Tränketor ergänzt wirtschaftlich die Gesundungsbestrebungen.

So erleben wir ein heilendes, kräftestauendes Vorspiel zu dem großen Geschehen, das Blankenburg auf der Gipfelhöhe seiner Geschichte im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts sehen soll unter seinem Fürsten Ludwig Rudolf.

Er war der zweite Sohn des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Dieser prachtliebende und ehrgeizige Fürst, ganz seinem Vorbild Ludwig XIV. ergeben, strebte nach der Kurwürde (angestachelt durch deren Verleihung an Bayern und Hannover) und glaubte, durch große Heiratspolitik eine gewichtige Rolle spielen zu können.

Aus der Ehe seines zweiten Sohnes Ludwig-Rudolf mit der süddeutschen Prinzessin Christine Louise von Öttingen gingen drei charmante Töchter hervor, die der Großvater in Braunschweig in sein politisches Ränkespiel einspannte.

Die älteste heiratete Karl VI. von Habsburg und wurde die Mutter der Kaiserin Maria Theresia, die zweite erlag einem schweren Schicksal an der Seite des unwürdigen Kronprinzen Alexei von Rußland — in Zschokkes Roman „Die Prinzessin von Wolfenbüttel“ echt romanhaft verewigt — und die dritte wurde die Stammutter der 1884 mit Herzog Wilhelm ausgestorbenen braunschweigischen Welfen.

Diesem Ludwig Rudolf war die Grafschaft Blankenburg 1690 als erbliches Apanagium zugesprochen und 1707 zum Fürstentum erhoben worden.

Von 1714—31 bildete das Fürstentum Blankenburg die Dauerresidenz Ludwig Rudolfs, der anschließend 1731—35 als regierender Herzog in Braunschweig amtierte, und von 1735—47 diente Blankenburg dann der Herzogin Christine Louise als Witwensitz.

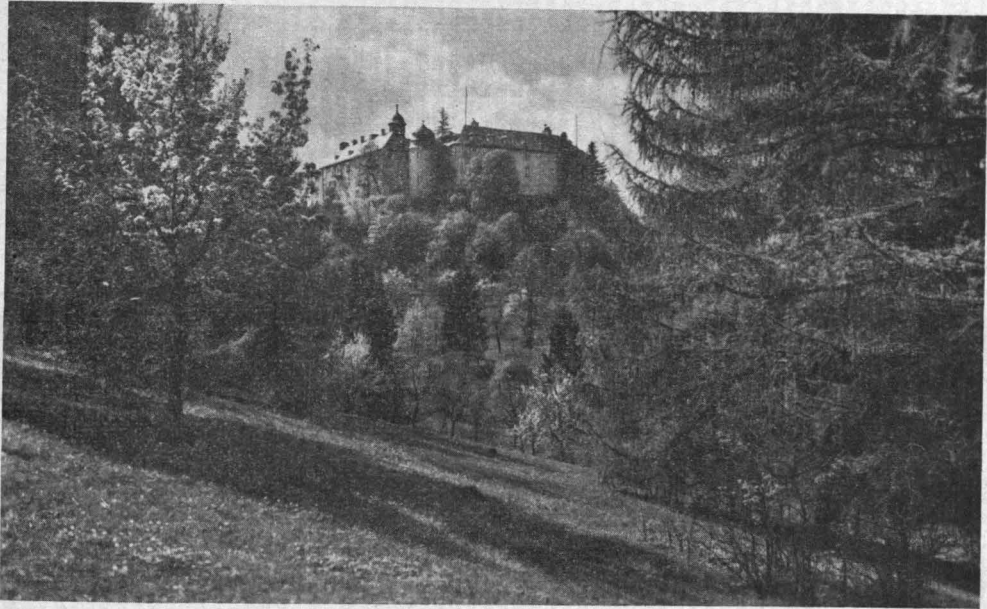
Daß während dieser Zeit Blankenburg als hochfürstliche Residenz einen Schloßneubau in quellendem Barock erlebte, ist beinahe unnötig zu sagen. Der Baumeister des braunschweigischen Versailles in Salzdahlum, wo Friedrich der Große heiratete, jener berühmte Hermann Korb baute in den Jahren 1705 bis 1731 das Schloß Blankenburg so aus, wie wir es noch heute kannten. Es entstanden zu dem alten Flügel im Osten der neue im Westen, der Kirchenbau im Norden und der Turm- und Küchentrakt im Süden. Dazu gesellten sich der Redoutensaal, das Theater, Schloßkirche, das Kleine Schloß (als Witwensitz gedacht und dem Wittumspalais in Weimar vergleichbar), der Tiergarten, der Wildpark und die Louisenburg.

In der Stadt entstanden der Faktoreihof als das fürstliche Bergamt, später die Kreisdirektion, und die Hofapotheke. Sehr dankenswert erschien den Bürgern die damals großzügig angelegte Wasserversorgung mit 5 öffentlichen und 6 Notbrunnen sowie 5 Wassertrögen. Eine neue Gildenordnung nebst Brauereigerechtesame und der Anschluß an das ständige braunschweigische Postnetz machten den Aufschwung auch des bürgerlichen Lebens deutlich.

Dem äußerlichen, schmucken Rahmen entsprach das höfische Leben, das auf Blankenburgs Bürgerschaft ausstrahlte. Bekannt sind aus jener Zeit die berühmten Karnevalsbelustigungen und Hofjagden, bei denen die Gräfin Aurora von Königsmark als Jagdgöttin Diana Triumphe feierte. Die vom Fürsten ausgestatteten und geschätzten Bauernhochzeiten gaben dem gesellschaftlichen Treiben jener Tage eine besondere Note.

Daß die geistigen Belange neben manchem Allotria als notwendig empfunden und gewahrt wurden, zeigt Blankenburgs Theatergeschichte von damals. Die berühmte „Neuberin“ hat vor ihrer Leipziger Zeit Gottscheds Zielsetzungen an der fürstlichen Bühne verwirklicht.

Die klassische französische Tragödie und Komödie verdrängte die stocklangweiligen Haupt- und Staatsaktionen sowie die stumpfsinnigen Harlekinaden und



Schloß Blankenburg

machte die Bühne zur Sittenschule, Schillers Gedanken vom Theater als einer moralischen Anstalt vorwegnehmend.

Der Glanz erlischt, als Ludwig Rudolf seinem verstorbenen Bruder August Wilhelm auf Braunschweigs Herzogsthron folgen muß, und nach seinem Tode kann die Herzogin - Witwe Christine Louise von 1735—47 das Absinken nicht aufhalten.

Inzwischen sind Maria Theresia und Friedrich handgemein geworden; aber der 7jährige Krieg grollt für Blankenburg nur von ferne. Es blieb wohl infolge der nahen verwandtschaftlichen Beziehungen eine neutrale Oase. Lediglich die Episode vom Regenstein — so wurde Reinsteinst seit geraumer Zeit genannt — bleibt zu erwähnen. Es geschehe aber nur in Stichworten:

1648 wird der Regenstein kurbrandenburgisch und vom Großen Kurfürsten 1671 befestigt. 1736 durch Blitzschlag in den Pulverturm zerstört, danach notdürftig wieder erstellt und mit einer Invalidenbesatzung versehen, wird die „bedeutende Festung“ 1757 von Franzosen „erobert“. Während diese Tat noch mit einem Tedeum in Paris gefeiert wird, haben die Preußen den Platz schon wieder in Händen. Friedrich läßt das Festungswerk aber schleifen, und seitdem trauert der Regenstein als preußische Enklave und begehrtes Ausflugsziel seiner versunkenen Geschichtsherrlichkeit nach.

Blankenburg desgleichen! Der heiße Atem der französischen Revolution versengt nicht die spießbürgerlichen Gemüter. Dennoch wirkt der große Rationalist Karl Wilhelm Ferdinand als Landesherr von Braunschweig aus in die beschauliche Stille hinein. Wie er in Seesen 1801 den philanthropischen Ideen eines Israel Jacobson in der dortigen jüdischen Stiftungsschule eine Heimstatt gab, so änderte er in rationalistischem Sinne 1792 den Charakter des Blankenburger Gymnasiums

und schuf 1794 eine von bald 170 Schülerinnen besuchte Industrieschule; auch trug er Sorge für das schmutzige Aussehen Blankenburgs, das er zu einem Pensio-nopolis machen wollte, einem Ruhesitz für Männer von Verdienst, Geld und Rang.

Und in der Tat wurde von den Wogen der Revolution recht bald ein illustrierter Gast in Blankenburg angespült: der rechtmäßige Thronfolger Frankreichs, der spätere König Ludwig XVIII., nahm mit 200 Emigranten unter dem Namen eines Grafen von Lille in den Jahren 1796 bis 1798 seinen Sitz in Blankenburg. Der „Ludwigsfelsen“ in der Teufelsmauer und Wilhelm Raabes „Schüdderump“ be-wahren neben einigen Anekdoten die Erinnerung an diese Zeit der französischen Invasion, die aufregend und demoralisierend auf das bürgerliche Leben wirkte. Napoleons Machtwort vertrieb den Unbehausten bald aus dem welfischen Unter-schlupf, woraufhin der Zar Alexander I. sich seiner erbarmte und ihn im kurlän-dischen Mitau logierte.

(Fortsetzung folgt)

Nyenbrucge – Neubrück

Ein Beitrag zur Verkehrs- und Wirtschaftspolitik der Stadt Braunschweig
im 14. und 15. Jahrhundert
von Kurt Bratmann

Das Dorf und Schloß *Neubrück* hat in der Geschichte des welfischen Herzog-tums und der Stadt Braunschweig keine geringe Rolle gespielt. Es liegt etwa 14 km nordwestlich der Stadt hart am rechten Ufer der unteren Oker, kurz vor deren endgültigen Eintritt in das Gebiet des alten Fürstentums Lüneburg, des heutigen Kreises Gifhorn.

Der Ort liegt heute abseits des großen Verkehrs. Nur die Bundesstraße 214 streift die Feldmark und bildet auf einer Strecke von etwa 2,5 km ihre westliche Grenze. Die Bahnlinie Braunschweig - Celle, die Autobahn Braunschweig - Han-nover und der Mittellandkanal führen in größerer Entfernung vorbei. — Das war im Mittelalter ganz anders. Schloß und Dorf *Neubrück* sind hauptsächlich zur Beherrschung und Sicherung des Verkehrs zu Lande und zu Wasser zwischen Braunschweig und den norddeutschen Seestädten, insbesondere Bremen, gegründet worden.

Vorgeschichtliche Bodenfunde in der Feldmark, besonders Urnengräberfelder, die leider bei der Anlage von Spargelfeldern aus Unkenntnis größtenteils zer-stört wurden, deuten auf eine Besiedlung vor der Zeitwende. Aus diesen Sied-lungen sind aber zunächst zwei andere Dörfer, *Thiede* und *Volkmarsdorf*, ent-standen. Auf der Karte des 18. Jahrhunderts werden sie schon als „wüst“ bezeichnet. Nach den Erkenntnissen der Namenforschung muß *Thiede* als eine sehr alte Siedlung (zu den - ithi - Orten gehörig) gelten, während *Volkmarsdorf* später entstanden ist. Beide Orte werden in Urkunden von 1380 noch erwähnt. Aber schon 1576 gehören ihre Feldmarken zum Hause *Neubrück*. Sicherlich sind sie aber schon viel früher dazugelegt worden.

Die Gründung des *Castrum Brucghe*, später *Hus to der Bruccghe*, *Nyenbrügge* oder *Schloß Neubrück* genannt, ist nicht genau zu datieren. Der alte Bau lag auf einem den Edlen von Meinersen gehörigen Werder in der Oker, verdankte seine geschützte Lage also dem Wasser. Wie noch auf dem Stich von Merian und auf der Karte des 18. Jahrhunderts deutlich zu erkennen ist, führten von diesem



Ansicht von Neubrück von Mathäus Merian aus „Topographia Saxoniae“.

Werder aus zwei Brücken an das linke und rechte Ufer. Sie sind wohl gleichzeitig mit der Burg errichtet.

Als Baumaterial für die Gebäude dienten, wie allgemein üblich, hauptsächlich Holz und Lehmfachwerk, vielleicht auch Bruchsteine und Ziegel für die Grundmauern.

Im 14. Jahrhundert tritt Neubrück in das hellere Licht der Geschichte, weil es unmittelbar an der Grenze der Interessensgebiete der welfischen Erben lag. Bei der Erbverbrüderung vom 29. 5. 1322 werden Schnackenburg, Gatow, Lüchow, *Neubrück* und die Propstei St. Blasii in Braunschweig den Herzögen Otto und Wilhelm, Söhnen des Herzogs Otto von Braunschweig und Lüneburg zuerkannt. Da es ihnen jedoch in zunehmendem Maße an Geld fehlte, mußten sie fortwährend Teile ihres Besitzes veräußern. Schon 1340 ist das erst 18 Jahre zuvor erworbene Neubrück an die Knappen Conrad und Otto von Mahrenholz verpfändet. Verschiedene Versuche zur Einlösung führen nicht zum Ziele. Schließlich leiht im Jahre 1411 Herzog Bernhard vom Rate der Stadt Braunschweig 400 Mark, kann aber nur einen Teil des Geldes zurückerstatten. Deshalb verpfändet er am 22. Februar 1413 das Schloß nunmehr an die Stadt. In Hans Porners Gedenkbuch heißt es:

„Anno 1413 to sancte Peters daghe de umme de vasten kumpt wart dat slot Nyebrugge deme Rade gheantworet van unsen heren des landes mit aller tohoringe, alze hir na screven steyt, vor twe hundert lodige mark brunswikescher wichte unde witte, unde dar to wat me da vorder ane vorbuwede, alze me dat wol al enkede vint in des Rades slotboke van jare to jare entelen, unde ok in summen in dessem sulven boke . . .“

Nach einer weiteren Auseinandersetzung mit denen von Mahrenholz konnte sich die Stadt Braunschweig fortan fast 80 Jahre lang des Besitzes von Neubrück erfreuen, von dem sie sich einen bedeutenden Nutzen für die Zukunft versprach.

Um den Erwerb von Neubrück richtig zu würdigen, muß man einen Blick auf die allgemeinen Grundsätze der städtischen Politik jener Zeit werfen, wie sie in der „Heimlichen Rechenschaft“ niedergelegt sind. Ihre Verfasser legen angesichts

der schlimmen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit, besonders der „Großen Schicht“ von 1371 und ihrer Folgen, dem Rate dringend ans Herz, die Lehren aus diesen Ereignissen zu beherzigen, um in der Zukunft ähnliche Schwierigkeiten zu vermeiden. Ein Kapitel trägt die bezeichnende Überschrift: „*Dat man sik hoede vor Pandsloten!*“ Darin heißt es: „Unde se hebben dat enkede bevunden, allwo mannechfolden schaden, koste, slete (= Verschleiß) unde unwyse se leden unde hadden manneghe tid, dat der neyn en was, dar de stad unde de rat also sere van torughe gingen unde in so overgroten schaden van quemen alse van den vorgescrewen sloten, wente de Rat gaff uppe eyne tid in eynem jare 915 lodeghe mark dar up to tynse, boven alle andere koste, slete, buwent unde sunderke borchhode, dat ok des jares uppe grot geld lep.“ Wie ist demgegenüber der Erwerb von Neubrück zu verstehen?

Es war der Kornhandel über See, der sich zu dieser Zeit zu einer immer bedeutenderen Einnahmequelle entwickelte, der alle Bedenken zerstreute. Trotz verschiedener Fehlschläge in früheren Jahren ging der Rat 1439 erneut daran, die Verbindung zu den Seestädten auf dem Wasserwege zu verbessern und wandte erhebliche Geldmittel für den Ausbau der Oker auf. Für die nicht unbeträchtliche Summe von 75—76 Mark wurden Schleusen zur Verbesserung des Wasserstandes bei Olper, Veltenhof und Watenbüttel errichtet. Aber die Stadt Lüneburg sah in dieser Entwicklung eine drohende Gefahr für ihren eigenen Kornhandel. Schon am 14. Mai 1440 erwarb sie das Schloß Dieckhorst an der Mündung der Oker in die Aller und konnte auf diese Weise den Wasserweg nach Belieben sperren. Zunächst unterwarfen sich die Braunschweiger der Bedingung, für die nächsten 23 Jahre ihre Schifffahrt nur bis Schloß Neubrück zu betreiben, was natürlich kaum Wert hatte. Aber schon 1459 gaben die Lüneburger überraschend nach, und man einigte sich auf folgende Punkte:

„Von Braunschweig bis Bremen dürfen jederzeit Waren außer Salz und Eisen verschifft werden, und die Herzöge von Celle oder die Stadt Lüneburg erhalten ein Verkaufsrecht auf ein Drittel des Kornes in Celle, Rethen oder Ahlden. Andererseits dürfen von Bremen nach Braunschweig alle Waren außer Heringen und Bergerfischen eingeführt werden.“

So hatte Braunschweig endlich den direkten Schiffsweg nach Bremen gewonnen und das langersehnte Ziel erreicht.

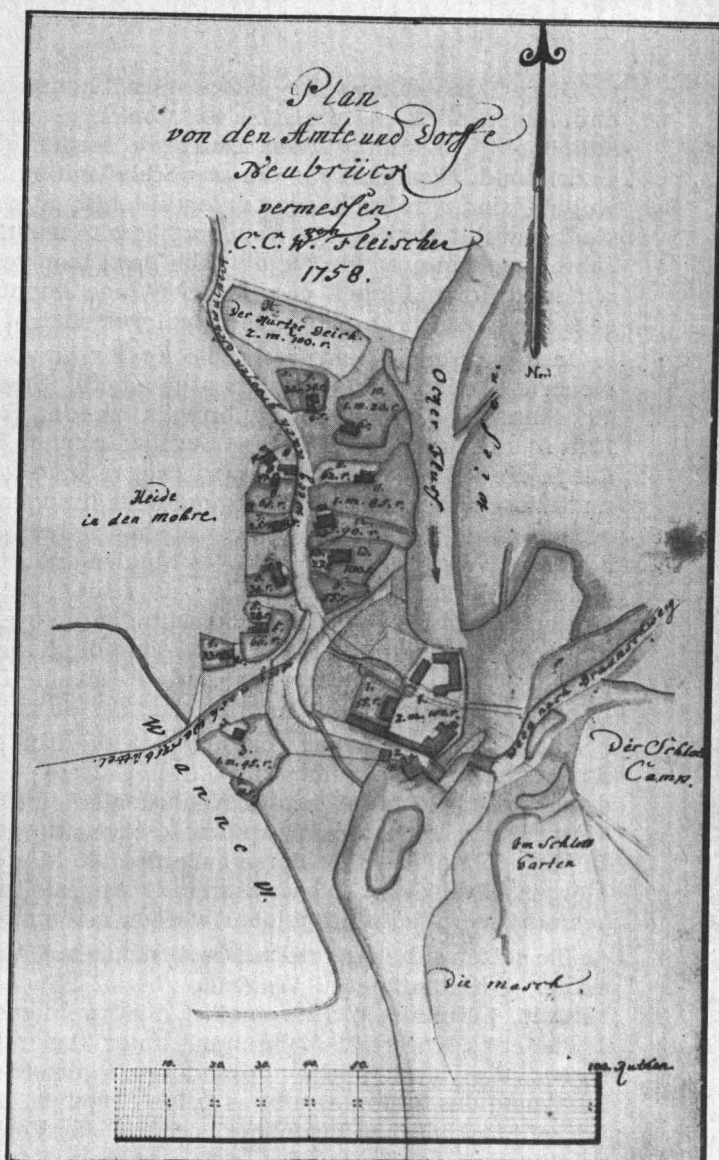
Über die nunmehr einsetzende Entwicklung der Handelsschifffahrt auf der Oker liegen ziemlich genaue Nachrichten vor. Unter den Braunschweiger Kornschiffen finden wir die Namen altangesehener Geschlechter, wie die von Bruggen, von Damm, von Else, von Payne u. a. Noch 1459 ging das erste Schiff von Braunschweig nach Celle mit einer Ladung von 40 Scheffeln oder 125 hl Weizen.

In den Jahren 1462 bis 1473 betrug der Anteil der Schifffahrt mehr als ein Drittel der gesamten Ausfuhr. Die damals benutzten Schiffe und ihre Fassungskraft waren natürlich mit den heutigen nicht zu vergleichen, immerhin aber den Frachtwagen in vieler Beziehung überlegen. Es faßte

eine Eiche	=	28 Last oder etwa 709 hl	=	71 Tonnen
ein neuer Bording	=	18 Last oder etwa 532 hl	=	53 Tonnen,
ein alter Bording	=	12 Last oder etwa 355 hl	=	35 Tonnen
ein halber neuer Bording	=	9 Last oder etwa 266 hl	=	27 Tonnen,
ein halber alter Bording	=	6 Last oder etwa 177 hl	=	18 Tonnen.

Plan des Amtes Neubrück
aus dem Jahre 1758

Es waren also verhältnismäßig kleine Schiffe, aber sie konnten auch bei niedrigem Wasserstand die Leine und Oker aufwärts fahren und Hannover oder Braunschweig erreichen. Auf jeden Fall aber beförderten sie ein Vielfaches der Ladung eines Frachtwagens und waren längst nicht den gleichen Gefahren ausgesetzt. Wenn es dem Rate der Stadt gelungen wäre, sich nun auch in den Besitz weiterer an dem Wasserwege gelegenen militärischen Stützpunkte zu bringen, wäre ein weiteres Aufblühen der Schifffahrt auch in Zukunft gesichert gewesen. Der Erwerb von Neubrück war in dieser Hinsicht also gerechtfertigt, zumal das Schloß auch den Verkehr auf der hier unmittelbar auf dem linken Okerufer entlangführenden Straße von Braunschweig nach Celle schützen konnte.



Aber nachdem sich Lüneburg mit dem Braunschweiger Kornhandel abgefunden hatte, trat 1482 Bremen auf den Plan. Der Rat dieser Stadt setzte in diesem Jahre das Stapelrecht für Korn durch und ließ es nicht mehr zu, daß Fremde auf eigene Rechnung Getreide seewärts ausführten. Damit brachte die Kornschifffahrt für Braunschweig keinen Nutzen mehr, und mit dem Jahre 1489 hörte die Stadt ganz damit auf. Fortan spielte sich der Handelsverkehr ausschließlich auf den Landstraßen ab.

Es ist sicher kein Zufall, daß das Ende der Braunschweiger Kornschifffahrt zeitlich mit dem Ende der Herrschaft der Stadt über Neubrück 1492 zusammentrifft. Vermutlich gab man das Schloß aus diesem Grunde leichteren Herzens auf, weil es seinen Zweck in dieser Beziehung nicht mehr zu erfüllen brauchte.

Diese Darstellung wäre jedoch einseitig und unvollständig, wenn wir nicht auch einen Blick auf die rein wirtschaftliche und finanzielle Seite der Pfandschloßpolitik werfen würden. Durch die sorgfältigen und genauen Angaben im Gedenkbuch *Hans Porner*, der das Schloßamt zu Neubrück von 1413—1418 verwaltete, sind wir darüber gut unterrichtet. Er war schon 1398 in den Rat der Altstadt gewählt worden und war dort bereits mehrfach Kämmerer gewesen. Acht Jahre lang hatte er die Steinbrüche der Stadt verwaltet. Diesem besonders in wirtschaftlichen Dingen erfahrenen Manne konnte man zutrauen, daß er auch sein neues Amt zum Segen der Stadt versehen würde.

In den ersten Jahren waren die *Kosten für die Instandsetzung* des Schlosses Neubrück allerdings außerordentlich hoch. Schon 1413 hatte der Rat allein 295 Mark an Baukosten aufzubringen, in der Zeit von 1413—1420 waren es 1010 Mark ohne die zahlreichen Sachlieferungen. Porner schreibt: „Auch hat der Rat in dieser Zeit in Neubrück an Hausrat und fahrender Habe, Kessel, Gropen und alles Küchengerät, Pfannen und alles Braugerät, Ackergerät, Schiffen, Schotboren, zwei Rammwerke mit Kabeln, Seilen, Tauen und anderen Geräten, Schlösser, Wagen, Karren und alles Mühlengerät und mancherlei Hausrat, wovon vieles nötig ist, damit es an nichts fehlt. Dazu sechs Wagenpferde und über 4 Stiegen Kuhvieh (= 80 Stück) mit den Ochsen, klein und groß, und über 5 Stiegen Schweine (= 100 Stück), ohne die Sauen, und bei 22 Stiegen Schafe (= 440 Stück) und Bienen und andere einzelne Dinge, was in dieser Zeit über 150 Mark wert ist, ohne das Saatkorn, das da ist.“

Diese Angaben zeigen, daß der Rat die Ländereien des Schlosses in eigene Bewirtschaftung genommen hatte. Das Getreide verkaufte der Vogt oder gab es dem Rate. „1416 besät man in Neubrück schon 210 Morgen mit Wintersaat, pro Morgen mit 2 Himpten Saatkorn, gleichzeitig 20 Morgen Sommerroggen und 24 Morgen Hafer, zu Didderse außerdem 80 Morgen Hafer, je 3 Himpten in den Morgen.“ Auf dem Schlosse waren 21 Angestellte tätig, die dort ständig untergebracht, gepflegt und gelohnt werden mußten.

Sie setzen sich folgendermaßen zusammen: 1 Vogt, 1 Koch, 1 Schließer, 1 Großmüller, 1 Kleinmüller, 2 Wagenknechte, 2 Pflugknechte, 2 Pflugjungen, 1 Haushälterin, 1 Kuhhirt, 1 Schweinehirt, 1 Schweinemeister, 1 Hausmann, 1 Pförtner, 2 Schäfer, 1 Knecht, 1 Halbjunge. Unter ihnen befand sich nur eine weibliche Person, die Haushälterin, alle anderen waren Männer. — Über die militärische Besatzung des Schlosses gibt es keine Angaben. Im Notfalle mußten wahrscheinlich alle männlichen Bewohner sich an der Verteidigung beteiligen. Wenn es möglich war, sandte der Rat außerdem noch Schützen zur Verstärkung.

An vorhandenem *Kriegsgerät* nennt Porner für das Jahr 1417: 4 Armbrüste, 2 Spannriemen, 2 Haken, 3 Schock Pfeile, 1 Wippe, 2 kleine Lotbüchsen, 2 Ladestöcke aus Eisen, 70 Lot, 10 Pfund Pulver.

Dienstleistungen und Abgaben standen Neubrück zu in Didderse, Mödesse, Katensen, Eltze, Wipshausen, Dydeksen (wahrscheinlich das damals noch bestehende Thiede), Lauersbüttel (später wüst bei Walle), Adenbüttel, Rethen, Krätze, Rietze, Groß und Klein Schwülper, Warxbüttel und Rolfsbüttel. Im 24. Kapitel seines Gedenkbuches verzeichnet Porner die Höfe zu Neubrück mit dem Namen ihrer Inhaber, ihrem Ackerlande, ihrer Wiesenberechtigung und ihren Verpflichtungen. Im Jahre 1418 bestehen dort 14 Höfe, „kot“ genannt. Von diesem Wort ist die Bezeichnung „Kotsaß“ abgeleitet. Merkwürdigerweise heißen die Inhaber

dieser Höfe später nicht so, sondern „Vorbürger“, was wörtlich eigentlich nur „vor der Burg Wohnende“ bedeuten kann. So ist das Dorf Neubrück ursprünglich nichts weiter als eine Ansiedlung dieser Vorbürger gewesen. In der Dorfbeschreibung von 1758 erscheinen noch 6 „Vorbürger“ und 5 „Brinksitzer“.

Ob in späteren Jahren die Einnahmen und Ausgaben für Neubrück immer in Einklang gestanden haben, ist zweifelhaft, obwohl Porner einmal sogar einen jährlichen Überschuß von 37 Mark mit Stolz vermerkt.

Mit der großen *Stadtfehde von 1492* kam das Ende der städtischen Herrschaft über Neubrück. Nach der Aufgabe der Asseburg am 29. August erlag das Schloß seinen Feinden am 31. August. Obwohl sich im Winter 1493 durch den Sieg bei Bleckenstedt das Glück der Stadt wieder zuwandte, verzichtete sie im Frieden von 1494 auf die Burgen Campen und Neubrück, die nunmehr in herzoglichen Besitz übergingen. Aus dem Schloß Neubrück wurde eine herzogliche Domäne, die 1576 zum Amtssitz erhoben wurde. Dem Amte wurden 1706 die Dörfer Bevenrode, Bienrode und Waggum beigelegt, zuvor schon Wenden und Thune. 1796 erhielten die Einwohner die Domänenländereien pachtweise, 1846 wurden sie ihnen käuflich abgetreten.

Die Anlage und der Grundriß der alten Amtsgebäude sind ersichtlich aus dem Plan von Fleischer aus dem Jahre 1758. Ein Abbild aus dem 17. Jahrhundert zeigt Merians Stich. Heute sind von diesen Bauwerken kaum noch Spuren vorhanden.

Die Erinnerung an alle diese Dinge verdient festgehalten zu werden, weil auch unseren heutigen Wirtschafts- und Verkehrspolitikern ähnliche Aufgaben gestellt sind.

1. Quellen

- Die Chroniken der niedersächsischen Städte. Braunschweig, hrsg. von L. Hänselmann, 1. Band, 2. unv. Auflage, darin IV. Hans Porners Gedenkbuch 1417—27. S. 209 ff.
Sudendorf, Urkundenbuch der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg.
Doebner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim.
Hoogeweg, Urkundenbuch des Hochstifts Hildesheim.
Amts- und Findebuch des Hauses Neuwenbrücke 1576. Stadtarchiv Braunschweig B I 10, Bd 5.
Dorf-, Feld- und Wiesenbeschreibung von Neubrück 1758. Niedersächsisches Staatsarchiv Wolfenbüttel. Alt 20, Nr. 278.

2. Darstellungen

- H. Dürre, Geschichte der Stadt Braunschweig im Mittelalter. Wolfenbüttel 1875.
Dr. Heinz Germer, Die Landgebietspolitik der Stadt Braunschweig bis zum Ausgang des 15. Jahrhundert. Göttingen 1937, in Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens, Heft 6.
Hassel-Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstentümer Braunschweig und Wolfenbüttel. 1. Bd., Braunschweig 1802.
Knoll und Bode, Das Herzogtum Braunschweig. Braunschweig 1891, 2. Auflage.
Dr. A. Peters, Die Geschichte der Schifffahrt auf der Aller, Leine und Oker bis 1618. In Forschungen zur Geschichte Niedersachsens, herausgegeben vom historischen Verein für Niedersachsen. Hannover 1913. Bd. 4, Heft 6.
Werner Spieß, Die Heerstraßen auf Braunschweig um 1500, in Studien und Vorarbeiten zum historischen Atlas Niedersachsens. Heft 6, 1936.
Dr. Th. Müller, Ostfälische Landeskunde. Braunschweig 1952.

Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen

von H. A. Schultz

VII. Die Grabmale in der Stiftskirche zu Königsutter *)

1. *Grabmal Kaiser Lothars* (gest. 3. 12. 1137, beigesetzt in der Silvesternacht 1137/6638), *der Kaiserin Richenza* (gest. 11. 6. 1141) und *deren Schwiegersohnes, des Herzogs Heinrich des Stolzen* (gest. 20. 10. 1139), von 1708,

Michael Helwig, sculpteur, drei Figuren in hohem Relief aus Alabaster, in scheinbar aufrechter Stellung, auf niedrigem, rechteckigem Aufbau aus schwarzem Marmor, Lothar in der Mitte, bärtig, in Panzer, Hermelinmantel, mit Krone, Schwert und Reichsapfel; Richenza neben ihm mit Hermelin, Schleier und Krone; auf der anderen Seite von Lothar der Herzog Heinrich, in Panzer, Hermelin, mit Schwert und Herzogshut. Näheres s. Bau- und Kunstdenkmäler des Landkreises Helmstedt S. 219.

2. *Epitaph des Justus Georg Valdick*, Amtmann, von 1716,

(geb. 4. 10. 1651 zu Thiede, gest. 3. 9. 1716), Kalkstein, im Mittelteil rundbogige, schwarz gestrichene Inschrifttafel, darunter schwarze Tafel mit Leichentext, eingerahmt von reichem Rankenwerk, im Oberteil Giebel, Engel auf dessen Schrägen, in der Mitte zwei Wappen: links: 2 Lilien, rechts: Arm mit Sense. Inschrift: „EPITAPHIUM des S. T. Herren, Hrn: IUSTI GEORGII VALDICKEN, Weyland dieses Kayserl. Freyen Stifts Hoch Fürstl. Braunschweig. Lüneb. Woll MERITIRTEN Amtmanns, Welcher geböhren Zu Tiede den 4. OCTOBR: 1651, in dem Herren Seelig entschlaffen den 3. SEPTEMBR: 1716. Seines Alters 65 Jahr, und zur Ehe Liebsten die S. T. Frau, Fr: ANNA ELISABETH MEYERS Gehabt, mit Welcher er Vergnügt gelebet 21 Jahr, in Wehrender Zeit, aber nur eine Tochter gezeuget:“ Darunter: „Leich Text AD TIMOTH. C. IV Vers 7 et 8: Ich habe einen guten Kampff gekämpffet, ich habe den Lauff vollendet, ich habe Glauben gehalten, Hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit.“

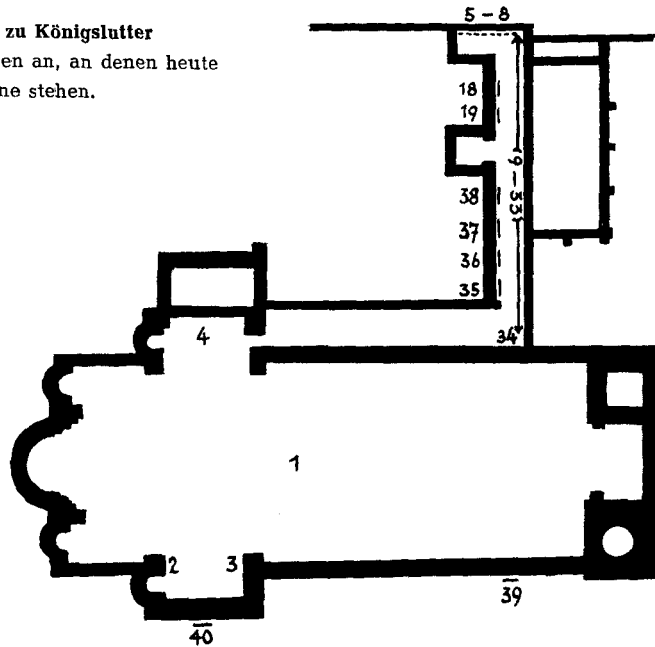
3. *Epitaph des Johann Julius Bremer*, Pastor und Prior, (geb. 19. 2. 1660 zu Braunschweig, gest. 9. 4. 1713) und *der Ehefrau Maria Margareta*, geb. Knust (geb. 19. 11. 1651 zu Königsutter, gest. 25. 4. 1717) Witwe d. Fürstl. Braunschw. Lüneb. Rittmeisters Albrecht Friedrich Nieser, von 1717,

im Mittelteil — Inschrifttafel, Text: „ Die so durch treue Lieb im Leben stets verbunden Hatt auch nicht trennen könt der letzte Feind der Tott. Hie haben die Gebein nach Unruh Ruh gefunden, Die Seelen sind bey Gott, befreyt von aller Noth, Wiltu, mein Leser, noch genaure Nachricht wissen, Hier ruht ein Gottes Mann und dieser Kirchen Zier nebst seinem Eheschatz, die stetig sich beflissen Nur das, was Gott gefiel. S. T. Herr H. Johann Julius Bremer, weyl. wollverdienter Pastor und Prior dieses Kayserl. Stifts des Fürstl. Hauses Langeleben und Sunstedt, welcher zu Braunschweig geböhren 1660 d. 19. Febr. mit S. T. Fr. Fr. Maria Margareta Knustinn in den h. Ehestand getreten 1687 und selbigen vergnügt wie woll ohne Erlangung des ehe Segens geführt, 26 Jahr Und endlich nach zurückgelegten 53. Jahr selig in Jesu entschlafen d. 9. April. Leichen-Text: Hiob XIX, 25: ICH WISS Dass MeIn Erlöser lebt. Ferner: „S. T. Frau Fr. Maria Margareta Knustinn geböhren zu Königsutter 1651 den 19. November zum ersten Mahl 1671 verheyrahet an Tit. Hr. Albrecht Friedrich Niesern, weyl. Fürstl. Braunschw. Lüneburschen Rittmeister nach dessen AO 1685 erfolgtem Tode aber hat Tit. Hr. Johann Julius Bremer weyl. Pastor und Prior hieselbsten AO

*) Da die Grabmale der Stiftskirche zu Königsutter nur unvollständig und auch ungenau in den Bau- und Kunstdenkmälern des Landkreises Helmstedt (P. J. Meier, Wolfenbüttel, J. Zwissler, 1896, S. 219 ff.) wiedergegeben sind, wurde ein neues Inventarium nach dem Stande vom 1. Januar 1964 erforderlich.

Grundplan der Stiftskirche zu Königsutter

Die Zahlen zeigen die Stellen an, an denen heute die Epitaphe bzw. Grabsteine stehen.



1687 sich wieder mit ihr verehliget, womit derselbe in vergnügter Ehe 26 Jahr nachhero aber noch 5 Jahre als witwe gelebet unnd endlich nach zurückgeleyten 66 Jahren 22 Wochen in Jesu ihrem Erlöser seelig verstorben den 25. April im Jahre da ihre Seele zuletzt noch seufzete zu Gott: DV bist Meine starCke ZVVerslCht. Psalm 71, V.7." dazu Leichentext: Psalm 25, v. 5, 16, 17 u. 18. Wend' dich zu mir und sey mir gnädig." Zus. Lit: Diestelmann, R., Was das Moosholzmännchen von Pastoren der Stiftskirche erzählen kann. In „Das Moosholzmännchen“ 8/1962.

4. Epitaph des Johann Fabricius, Abt, von 1729,

(geb. 11. 2. 1644 in Altdorf b. Nürnberg, gest. 29. 1. 1729), im Mittelteil Schrifttafel und zu Bildnis des Verstorbenen, darüber Wappen, reiche Ornamentik. Text: „JOANNES FABRICIUS ALTORFINUS S. THEOL. D. EIUQUE PRIMUM IN ALTORFINA DE-INDE IN JULIA ACADEMIA ORDINARIUS AC PRIMUS TANDEMQUE HONORARIUS SERENISS. DUCIS BRUNSVIC. AC LUNEB. A CONSIL. CONSISTOR. ET ECCLES. ABBAS REGIAE LUTERAE A SCHOLAR. IN DUCATU WOLFENB. INSPECTOR GENERALIS REGIAEQUE SCIENTIAR. SOCIETATIS BEROLIN. SODALIS OBIIT DIE XXIX JANUAR. A. C. MDCCXXIX AETAT. LXXXV SEPELIRI VOLUIT IN COEMETERIO MARITO AC PARENTI DESIDERATISSIMO AEMILIA JUSTINA HOFFMAN-NIA ET M. RUDOLPHUS ANTONIUS FABRICIUS PIETATIS ET HONORIS CAUSA M. H. P. C.

Zus. Lit.: Diestelmann, R., Abt Johannes Fabricius in: Das Moosholzmännchen, Königs-lutter 18/1964.

5. Grabstein des Valentin Heinrich Hake, Pastor und Prior, von 1722,

(geb. 5. 9. 1679 zu Destedt, gest. 12. 1. 1722), gr. H. 1,72 m, gr. Br. 0,97 m, gr. St. 0,20 m), schlichte Schrifttafel, linke obere Ecke entzwei, Text: „Unter diesem Stein lieget be-graben der Wohl Ehrwürdig und Wohlgeborene Herr VALENTIN HEINRICH HAKE, der neun Jahr zu Cremlingen und fast zwey Jahr bey dem hiesigen Stifft gewesener PASTOR UND PRIOR, welcher am 5. September 1670 zu Destädt gebohren und am 12. Jan. 1722 selig gestorben seines Alters 43 Jahre 4 Monat 7 Tage.“

Der Grabstein seiner Ehefrau Anna Christiane geb. Alberti stand früher wie auch dieser im südlichen Seitenschiff der Stiftskirche.

Zus. Lit.: Diestelmann, R., Von den Pastoren der Stiftskirche; in: Moosholzmännchen 9/1963.

6. *Grabstein des Johannes Wilhelm Doerner, Superintendent der Diözese Mariental und Prior in Königslutter, von 1731,*

(geb. April 1696, gest. 8. 11. 1731, (gr. H. 2,20 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,16 m, im Mittelteil in längs oval gelegter Ranke die Schrifttafel, darüber zwischen zwei Engeln eine Krone, unten Totenschädel auf gekreuzten Knochen, Text: „IOVAE SACRUM EX. PARTE SUI TERRENA HIC CONDITUS EST VIR MAXIME REVERENDUS ATQUE DOCTISSIMUS JOANNES GUILIEMUS DOERNERUS DIOECES. MARIAEVALL. SUPERINTEND. HUIUSQUE MONASTERII PRIOR PER X FERE ANNOS LONGE, DIGNISSIMUS THEOLOGUS, NEMINI FACILE SCUNDUS, VERBI DIVINI PRAECO INSIGNIS PIETATE DOCTRINA AC MORUM ELEGANTIA VALDE CONSPICUUS SUI APUD OMNES BONOS in PRIMIS INGENS SUI RELIQUIT DESIDERIUM CONIUNX NUMQUAM DONEC ANIMARUM CAELESTIS SPONSUS DOMUM DUCERET ANNO MDCCXXXI DIE VIII NOVEMB. POSTQUAM ANNOS XXXV ET MENSES VII IN TERRIS EGISSET OPTIMO FRATRI MOESTISSIMA SOROR ANNA DOROTHEA CHARLOTTA DOERNERIA PIETATIS CAUSA MONUMENTUM HOC PONENDUM STATUIT.“

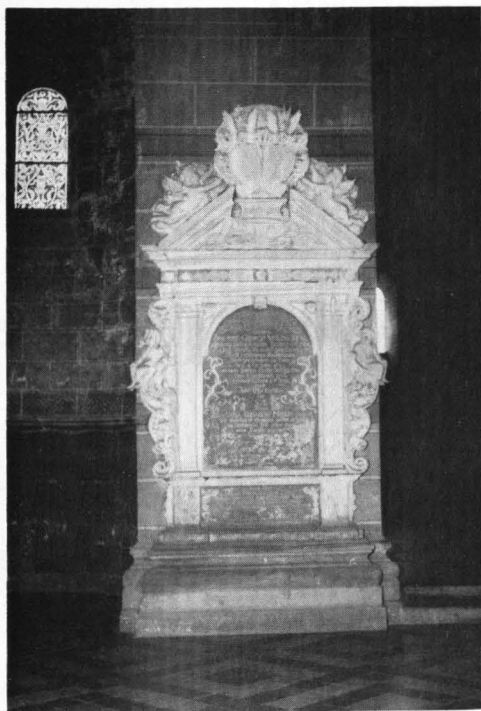
Zus. Lit.: Diestelmann, R., Die luth. Pastoren, S. 24. (Mscr.)

7. *Grabstein für Detlev Heinrich Koenig, Pastor, von 1741*

(geb. 4. 5. 1703 in Hondelage, gest. 20. 7. 1741), (gr. H. 2,07 m, gr. Br. 1,05 m, gr. St. 0,13 m), längs-ovale Schrifttafel im Mittelfeld, eingefasst von Ranken und Blumen, im Oberteil sinnb. Wappenschild, von zwei schwebenden Engeln gehalten, Text: „IN HAC CRUPTA QUIESCIT VIR DETLEVUS HENRICUS KONIG PRAECO VERBI DIVINI IN HAC AEDE QUONDAM MARITISSIMUS SACRIQUE AD EUNDEM COLLEGII AN- TISTES AB ABBATE PRIMUS, PATRE SACERDOTE HONDELAGENSI NATUS D. V. APR. MDCCIII EX KOENIGIA STIRPE MULTIS SACERDOTIIS QUAE IN HIS TER- RIS VICINISQUE HILDESIENSIBUS OBIIT MAXIME INCLYTA PROGNA- TUS DUOBUS ET IPSE SACERDOTIIS REVERANDUS ALTERO IN VICO WENDHUSANO PER SEPTEM ET QUOD SUPEREST ANNOS ALTERO IN HAC AEDE IPSA VIX ULTRA SEX MENSES. — FUN . . . ROBIQUE SACERDOS DOCTRINA PURITATE RELIGIOSUS VITAE INTEGRITATE GRAVIS ADIUNCTAQUE COMITATE SUAVIS SIC RITE SACERDOTIO TERRESTRI DEFUNCTUS A SUMMO SACERDOTE AD COELESTE EVOCATUS D. XX JUL. MDCCXXXI MORTE OMNIBUS QUIDEM QUIBUS SACERDOS PRAEFUIT AMARA VIDUAE VERO RELICTAE ACERBISSIMA. APOC. 1 v. 5 und 6: JESUS CHRISTUS DILEXIT NOS ET PECCATA NOSTRA AB- LUIT SANGUINE DUO ET NOS REGES AC SACERDOTES CONSTITUIT DEO AC PATRI SUO AMORI ET MEMORIAE MARITI DESIDERATISSIMI HOC MONUMEN- TUM CONSECRAT VIDUA MOESTISSIMA. I. R. S.“

8. *Grabstein für Johann Gustav König (geb. 1. 10. 1739, gest. 7. 8. 1741) und für Everhard Christian Heinrich König, (geb. 26. 4. 1738, gest. 8. 1. 1743), von 1743,*

(Söhne d. Nr. 7), (gr. H. 1,40 m, gr. Br. 0,87 m, gr. St. 0,10 m), im Mittelfeld längs-ovale Schrifttafel in Ranke, oben Krone, von zwei Engeln gehalten, unten links Lebensuhr, unten rechts Totenschädel auf gekreuzten Knochen, Text: „Hier ruhen in Gott erwar- tend die frohe Auferstehung des hoch Ehrwürdigen Herrn Detlev Heinrich Königs weyl. Prioris und Pastoris allhier in seinem Leben höchst geliebt gewesene Söhne:“ nun geteilt, auf linker Seite: „Johannes Gustavus König geb. 11. Okt. 1739 gest. 7. Aug. 1741 seines Alters 1 Jahr 10 Monate 6 Tage“ und auf rechter Seite: „Everhard Christian Henrich König geb. d. 26. Apr. 1738 gest. 8. Jan. 1743 seines Alters 4 J.



Reich verziertes Epitaph für den Amtmann
Justus Georg Valdick, von 1716. (s. Nr. 2).



Epitaph für den Pastor und Prior Johann Julius
Bremer u. s. Ehefrau Maria Margareta geb.
Knust, von 1717. (s. Nr. 3).



Gedenktafel mit stark verwittertem Bildnis des
Abtes Johannes Fabricius, von 1729. (s. Nr. 4).

Fotos: Dr. Schultz

Tafel II



Gut erhaltener, aber leider schlecht aufgestellter, sehr eindrucksvoller Grabstein des Abtes Bertold Kegel, von 1431. (s. Nr. 34).



In einfacher Umrißzeichnung zeigt dieser Grabstein einen Abt (Heinrich?) in seinem Ornat, in der Linken den Bischofsstab, in der Rechten die Bibel; die Schriftleiste ist nur schwer zu entziffern. (s. Nr. 32).

Fotos: Dr. Schultz

Doppelgrabstein für Georg von Wunstorf und Anna, geb. von Hohnstein, von 1533. (s. Nr. 26).



Grabstein für den Junker Hans von Warle, von 1598; in voller Rüstung in Nische stehend, Helm rechts neben den Füßen; in jeder Ecke ein Wappen (s. Nr. 10).

Fotos: Dr. Schultz

Tafel IV



Grabstein für den Pastor Detlev Heinrich Koenig, von 1741; im kleineren Oberteil Wappenbild, von zwei schwebenden Engeln gehalten, darunter längs - ovale Schrifttafel. (s. Nr. 7).



Grabstein für den Scharfrichter des Königs-lutterer Districts Hans Christoph Fahnert, von 1742. (s. Nr. 16).

Fotos: Dr. Schultz

8 Monate 21 Tage." dann unten: „Der Tod uns hier vereinigt hat, Christus uns bracht zur Freudenstadt. Jes. 26 v. 19: Deine Toten werden leben, meine Leichname werden auferstehen.“

9. *Grabstein für Hans von Hoim, von 1597,*
(geb. 1524, gest. 26. 2. 1597), (gr. H. 2,0 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,20 m), in Nische steht der Verstorbene in bürgerlicher Tracht mit großer Halskrause, in rechter Hand einen Strauß Blumen, in linker die Handschuhe, vor ihm unten große Inschrifttafel mit Einfassung (Schrift nicht zu erkennen), in linker u. rechter oberer Ecke je ein Wappen, Text (auf Randleiste): ANO 1597 DEN 26. FEB. IST DER ERBAR UND EHRNVESTE HANS VON HOIM SEINES ALTERS 73 JAHR IN GOT DEM HERRN SELIG ENTSCHLAFEN.“
10. *Grabstein für den Junker Hans von Warle, von 1598,*
(gest. 18. 2. 1598), (gr. H. 2,40 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,20 m), in Nische der Junker im Panzer, Schwert an der linken Seite hängend, Helm rechts neben den Füßen, in allen vier Ecken ein Wappen (v. Warle, Pflanze mit 5 Kleeblättern, springender Hund, geviertes Wappen: abwechselnd leeres Feld und Löwenkopf von vorn mit Lilie darunter), Text auf Randleiste: „ ANNO 1598 DEN 18. FEBRUAR IST DERR EDELLE . . . GESTRENGE UND ERNVESTER JUNCKER HANS VON WARLE SELIG IN GODT ENTSCHLAFEN.“
11. *Grabstein für Ilse Elisabeth Hallensleben, von 1684,*
(geb. 1650, gest. 1684), (gr. H. 2,25 m, gr. Br. 1,0 m, gr. St. 0,20 m), im Mittelfeld Ranke zwei längs-ovale Felder bildend, im unteren die Schrifttafel, im oberen Wappen, linke obere Ecke Schädel auf gekreuzten Knochen, darüber Engelkopf, rechte obere Ecke Lebensuhr, darüber Engelkopf, Text: „D. O. M. S. HIC SITA SUNT OSSA LECTISSIMAE MATRONAE ILSAE ELISAB: HALLENSLEBIAE AO MDCL EX HONESTA FAMILIA NATAE VIRI NOBILIS DNI JOHAN ERNISTI A LANDSBERG PRAEFECTI VOGTSDAL. ET MONASTERII HUI PENSOINARII PER XIIX AOS CONIUGIS...“
12. *Grabstein für einen Unbekannten,*
(gr. H. 1,95 m, gr. Br. 0,95 m, gr. St. 0,25 m), im Mittelfeld großes Kreuz, zu beiden Seiten die Inschrift: „Valeant Humana Habemus Coelestia Iucundissimam Habitationem Angelicum Vitam Das Ewige Wolleben.“
13. *Grabstein für Catarina Magtalen Sandern, von 1701,*
(geb. 24. 2. 1649, gest. 6. 3. 1701), (gr. H. 2,25 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,15 m), im Mittelfeld zwei Felder, von Darstellung im oberen nichts mehr zu erkennen, im größeren unteren: „Alhier Ist begraben die Hoch Edle Hoch- Ehr- und Tugendtreiche Frauwe Catarina Magtalen Sandern Deß Hoch Edlen und . . . Man vesten He . . . Majori . . . Franz Heinrich Hacken Ehe Liebste, gebahren ao 1649 D. 24. Feb. gestorben a 1701 D. 6. Mart.“
14. *Grabstein für Johann Wilhelm Doerner (s. Nr. 6),*
(gr. H. 1,95 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,10 m). Im Mittelfeld lediglich diese wenigen Worte: „OSSA JOANNIS GUILPHI DOERNERI.“
15. *Grabstein für Heinrich Ernst Michaelis, Amtmann, von 1746,*
(gest. 14. 10. 1746), (gr. H. 1,90 m, gr. Br. 1,20 m, gr. St. 0,16 m), stark verwittert, bzw. abgesplittert, Text: „DES S. T. HERRN AMTMANN HEINRICH ERNST MICHAELIS GEBEIN RUHEN UNTER DIESEN STEIN D. 14. OCTOBR. MDCCXLVI.“
16. *Grabstein für Hans Christoph Fahnert, Scharfrichter, von 1742,*
(gest. 11. 8. 1742 in Königsutter), (gr. H. 2,15 m, gr. Br. 1,28 m, gr. St. 0,14 m), Randleiste mit Rankenwerk, Inschrifttafel im unteren Mittelfeld, darüber zwei Wappen: links: Arm aus Wolke kommend mit Schwert, Helmzier: Hörner, dazwischen 3 blü-

hende Rosen; rechts: nach links wehende Fahne, auf Helm drei Eicheln mit Blättern. Inschrift: „Hier ruhen in erwartend der frohen Auferstehung Die Gebeine Herrn Hans-Christoph Fahnert, weiland gewesenen Nachrichters des Königsutterer Districts. Geboren im Jahre 1660, 20. May. Mit seiner Ehegenossin Fr. Margarete Dreising 33 Jahre vergnüglich gelebet U. D. 11. August 1742 sehlig im H. Entschlafen, als er gelebet 82 Jahr, 2 Monat, 3 Wochen, 1 Tag. Leichentext: Graue Haare sind eine Krone der Ehren, die auf dem Wege auf der Gerechtigkeit funden werden in Jesus des mir gelungen, dadurch nun ist mein Tod bezwungen.“

Zus. Lit.: Krieger, H., Br. Scharfrichter Uter. Erinnerungen um den letzten Nachrichter des Amtes Königsutter am Elm, in: Elm-Rundschau 1951.

17. Grabstein für Johannes Ludwig Müller, Kandidat der Philosophie und Medizin, von 1730,

(geb. 18. 10. 1705 zu Rinteln, gest. 8. 3. 1730), (gr. H. 1,95 m, gr. Br. 1,12 m, gr. St. 0,12 m), im Mittelfeld Schrift in länglich oval gelegter Ranke, darüber sinnb. Wappen mit reicher Ornamentik, Text: „ AD MEMORIAM NOBILISSIMI ATQUE DOCTISSIMI DOMINI JOANNIS LUDOVICI MÜLLERI PHILOSOPHIAE ATQUE MEDICINAE CANDIDATI QUI NATUS RINTELII D. XVIII. OCT. A. C. MDCCV. OBIIT D. VIII. MAII MDCCXXX.“

18. Doppelgrabstein für Heinrich Everts und Anna, geb. Holsten, von 1785,

(gr. H. 2,28 m, gr. Br. 1,70 m, gr. St. 0,10 m), schlichte Tafel, geteilt, nur unten biblischer Spruch durchgehend, Text: „Heinrich Everts ligt alhie begraben. Hiob. 14 Cap. Der Mensch vom Weibe gebohren, lebet eine kurtze Zeit und ist voller unruhe.“ Rechte Seite: „Anna Holsten ligt alhie begraben. Hiob. 19. Cap. Ich weiß, das mein Erlöser lebet, und er wirdt mich hernach aus der Erden aufferwecken.“ Und unten: „Joh. 3. Cap. Also hat Gott die Welt geliebet, das er seinen eingebornen Sohn gab auf das alle, die an Ihn glauben, nicht verlohren werden, sondern das Ewige leben haben.“ „1785“.

19. Grabstein für Andreas Dunsing, Prior, von 1719,

(gest. 23. 8. 1719, beigesetzt am 29. 8. 1719 in der Klosterkirche in der Stille des Abends), (gr. H. 2,25 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,13 m), stark verwittert, schlichte Tafel nur mit Schrift, Text: „OSSA REVERENDI PRIORIS ANDREAE DUNSINGI ANNO MDCCIX D. XXIII AUG. RECONDITA SUB HOC LAPIDE. RESURRECTIONEM MORTUORUM EXPECTANT.“

20. Grabstein für J. Gerlach, Leutnant, von 1916,

(gefallen 4. 3. 1916), (gr. H. 0,58 m, gr. Br. 0,38 m, gr. St. 0,16 m), Text: „Den Heldentod starb am 4. 3. 1916 Leutnant J. Gerlach M. G. K. I. R. 48.“

21. Grabstein (Br., nur Oberteil) für Catharina von Spiegel, geb. v. Veltheim, von 1593,

Darstellung einer Frau in einer Nische, Hochrelief, in den Ecken Wappen der Familien v. Spiegel und v. Veltheim.

22. Grabstein eines Herrn von Bredow, etwa 1530,

(gr. H. 2,0 m, gr. Br. 0,95 m, gr. St. 0,27 m), dieser Stein ist, da stark abgetreten, sehr schwer zu entziffern; im Mittelfeld in einer Nische ein gepanzerter Ritter mit Hut, zu den Füßen Schild mit Wappen, Schrift unleserlich.

23. Grabstein für Eva (geb.) von Dorstadt (?), von 1589,

(gest. 4. 2. 1589), (gr. H. 2,35 m, gr. Br. 1,20 m, gr. St. 0,25 m), in einer Nische eine Frau mit eng anliegender Haube und Halskrause, Hände ineinander gelegt, zwei undeutliche Wappen mit Engelsköpfen. Unter der Figur schwer lesbare Schrift.

24. *Grabstein einer von Veltheim*,
(gr. H. 2,10 m, gr. Br. 0,84 m, gr. St. 0,30 m), im Mittelfeld Darstellung des Gekreuzigten in Flachrelief, im Oberstück zwei Wappen: von Veltheim und eins mit zwei Hunden übereinander, Schrift zum größten Teil zerstört.
25. *Grabstein, vielleicht eines Herrn v. Veltheim*,
(gr. H. 2,50 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,30 m), Zustand sehr schlecht, stark verwittert und abgetreten, von Schrift auf Randleiste nur einzelne Buchstaben zu erkennen, im Mittelfeld Ritter in Rüstung, Helm liegt vor den Füßen, in den Ecken je ein Wappen.
26. *Doppel-Grabstein für Graf Georg von Wunstorff und Anna, Tochter d. Grafen Ernst IV. v. Honstein, von etwa 1533*,
(gr. H. 2,10 m, gr. Br. 1,20 m, gr. St. 0,15 m), der Stein ist stark abgetreten, Schrift nicht mehr zu entziffern, am Rande war ein Metallstreifen vermutlich mit der Inschrift befestigt, beide Figuren aufrecht stehend, Graf in Rüstung, Gräfin mit Schleier, den Rosenkranz in den Händen, zwischen beiden vermutlich eine Lampe hängend.
27. *Grabstein für Anna Gladenbach (?), von 1593, Tochter des Abtes Gebhard Gladenbach*,
(gr. H. 1,80 m, gr. Br. 0,84 m, gr. St. 0,26 m), Inschrift nur schlecht erhalten, die Verstorbene steht mit einem Kranz auf dem Kopf in einer Nische.
28. *Grabstein für Daniel Wilhelm von Landsberg, etwa 1683*,
(geb. 11. 10. 1679, gest. 19. 3. 1683), (gr. H. 1,25 m, gr. Br. 0,80 m, gr. St. 0,22 m), im Mittelfeld Schrift: „CINERES DANIELIS WILHELMI A LADSBERG. OPT. SPEI ET INDOLIS IAM DESIDERATISSIMI PUERULI EINBECAE NATI 11. OCTOB. ANO 1679 PARENTIBUS NOB. DNO JOHANN ENESTO A LANDSBERG MONAST. REGIO-LOTHARIENSIS PENSIONARIO ET NOB. ILSA ELISABETH HALLENSLEBEN DE-NATI 19. MARTII ANNO 1683. HOC IN TUMULO CONDITI SALUTAREM SERVAT-ORIS JUL. MANENT APPARITIONEM. HIOB am 14. Der Mensch vom Weibe ge-bohren LEBT kurtze Zeit, Gehet auff wie eine Blume und fallet ab wie ein Schatten und bleibet nicht.“ — Auf der oberen und auf der rechten Randleiste ist zu lesen: „NON LUGETE PATER MATER FRATRES . . . MIHI MORS NON EST COELICA VITA BEAT . . .“
29. *Grabstein für einen von Veltheim, etwa 1603 (?)*,
(gr. H. 2,25 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,20 m), stark abgetreten, Schrift auf Randleiste nicht mehr ganz zu erkennen; im Mittelfeld der Verstorbene, in der Linken das Schwert, in der Rechten den Helm; die Wappen könnten sein: v. Veltheim, v. Alvensleben, v. Alten, v. Cramm. (Die unteren Wappen sind dieselben wie bei Nr. 37!)
30. *Grabstein des Johann Jacobi, Abt, von 1540, (?)*,
sehr schwer zu entziffern, im Mittelfeld Strichzeichnung, Schrift auf Randleiste: „ . . . REVERENDUS . . . JOHANNII . . . ABBAS C(UIUS) A(N)I(M)A REQUI-ESCAT . . .“ (gr. H. 1,90 m, gr. Br. 1,20 m, gr. St. 0,20 m), die bei Letzner (S. 39) angegebene Inschrift stimmt nicht.
31. *Grabstein für Gerhard Gladenbach, Anfang 17. Jh.*,
(gr. H. 2,10 m, gr. Br. 1,05 m, gr. St. 0,20 m), stark beschädigt, nur Mittelteil erhalten, in Nische Figur des Verstorbenen, in der Rechten ein (zerbrochenes) Kruzifix haltend, in der Linken ein Buch. Inschrift: „Morte refert vitam Christus qui credit in ipsum, vivet in aeternos post sua fata dies.“ (Nach v. Uffenbach, Reisen, vervollständigt, S. 270.)
32. *Grabstein für Abt Heinrich, 1502*,
(s. Letzner S. 39), (gr. H. 1,85 m, gr. Br. 1,17 m, gr. St. 0,20 m), Schrift auf Randleiste

nur schlecht zu entziffern, im Mittelfeld Umrißzeichnung, in Abt-Ornat, in der Linken den Bischofsstab, in der Rechten die Bibel.

33. *Grabstein für Johannes Julius Bremer, Pastor u. Prior, von 1717*, (geb. 29. 2. 1660 zu Braunschweig, gest. 9. 4. 1713) *und Maria Margareta geb. Knust*, (s. Nr. 3 — Epitaph), einfache Steinplatte mit der Inschrift: „Ruhe und . . . Kammer S. T. Herrn Prioris Johannis Julii BREMERI und deßen Fr. Eheliebste S. T. Fr. Marien Margareten Knustinn.“
34. *Grabstein für Bertold Keghel, Abt, von 1431*, (1393—1431), (gr. H. 1,97 m, gr. Br. 1,0 m, gr. St. 0,24 m), nach Letzner hat dieser früher „im Creuz der Kirchen gegen Mittag“ gestanden, im Mittelfeld in ganzer Figur und in Hochrelief der Abt in seinem Ornat, Wappen links unten: 2 aufwärts gerichtete Vogelklauen (nach Steinmann, Grabstätten der Welfen, S. 475 sollen es Löwentatzen sein!) Inschrift gut zu lesen: „ANNO DOMINI MCCCCXXXI IPO DIE S. LAURITI PE . . . OBIIT DNS. BERTOLDUS KEGHEL. ABBAS · I · REGALI LUTTERA HUIUS AIA REQUIESCAT IN PACE. AMEN.“
35. *Grabstein eines Unbekannten*, stark abgetreten, (gr. H. 1,85 m, gr. Br. 0,93 m, gr. St. 0,20 m), im Mittelfeld Kreuz in Strichdarstellung.
36. *Grabstein für Justus Georg Valdick, Amtmann, etwa 1720*, (geb. 4. 10. 1651 zu Thiede, gest. 3. 9. 1716), *und seiner Ehefrau Anna Elisabeth, geb. Meyer*, (gr. H. 2,20 m, gr. Br. 1,40 m, gr. St. 0,10 m), schlichter Grabstein mit Inschrift: „Ruhe und Todten Kammer S. T. Herrn Amtmanns Justus . . . VALDICKEN und deßen Fr. Ehe Liebste S. T. ANNEN ELISABETH MEYERINN.“
37. *Grabstein (Br.) für den Junker Joachim von Veltem (Veltheim)*, (gr. H. 1,10 m, gr. Br. 1,20 m, gr. St. 0,23 m), Darstellung in Rüstung, zwischen den Füßen der Helm, untere Wappen in den Ecken (v. Cramm und v. Alten) dieselben wie bei Nr. 29, daher vielleicht Brüder gewesen.
38. *Grabstein für Detlef(v) Heinrich König, Prior, von 1741*, (gr. H. 2,20 m, gr. Br. 1,10 m, gr. St. 0,12 m), schlichter Stein nur mit Inschrift: „Hier ruhet in Gott der Seelige PRIOR DETLEF HEINRICH KONIG gebohr. d. 5. APR. 1704, gestorb. d. 20. JUL. 1741.“ (s. Nr. 7).
39. *Grabstein vor dem Löwenportal*, stark abgetreten, Schrift schwer zu entziffern, (gr. H. 2,45 m, gr. Br. 1,13 m, gr. St. nicht festzustellen, da im Boden eingelassen.)
40. *Grabstein für Johann Friedrich Wendt* (geb. 19. 9. 1659, gest. 5. 12. 1730) *und Elisabeth Wendt, geb. Bergen*, (13. 9. 1656, gest. 25. 12. 1727), Lage: vor dem Marienportal, (gr. H. 1,85 m, gr. Br. 1,40 m), Darstellung im oberen Mittelfeld nicht mehr zu erkennen, da stark abgetreten.
- 41.—43. In der Außenmauer, westlich der Kirche, sind drei Platten angebracht:
obere: (gr. H. 0,77 m, gr. Br. 0,65 m), oben die Buchstaben D G V A G, im unteren Mittelfeld Wappen, darunter HANS PENNISACK D. E.
linke untere: (gr. H. 0,65 m, gr. Br. 0,87 m), Schrift: ELISABETHA MEDERIN.“
rechte untere: (gr. H. 0,65 m, gr. Br. 0,76 m), Schrift: „JOHANNES GUE, AMBTMAN 1696.“
44. *Grabsteine*, die sich in Resten in Privatbesitz in Königslutter befinden, so u. a. Stiftsstraße 7 (ass. 586), Besitzer Witwe Giesecke, drei Teile an Wand in Hofseite des Wohnhauses angebracht, weitere im Garten von Frau Dr. Binnewies.

Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und früheren 19. Jahrhunderts

(Schluß)

von Werner Flechsig

Zur Ergänzung dessen, was in den Heften 2—4 des 48. und 1—3 des 49. Jahrganges unserer Zeitschrift über einzelne ostfälische Instrumentenmacher mitgeteilt wurde, sei hier noch einiges nachgetragen, was sich erst nach der Behandlung des betreffenden Meisters an versteckter Stelle in den „Braunschweigischen Anzeigen“ finden ließ oder aus Veröffentlichungen und brieflichen Nachrichten über erhaltene Instrumente in öffentlichen und privaten Sammlungen entnommen werden konnte.

Zu Barthold Fritz (48. Jahrg. S. 47—49):

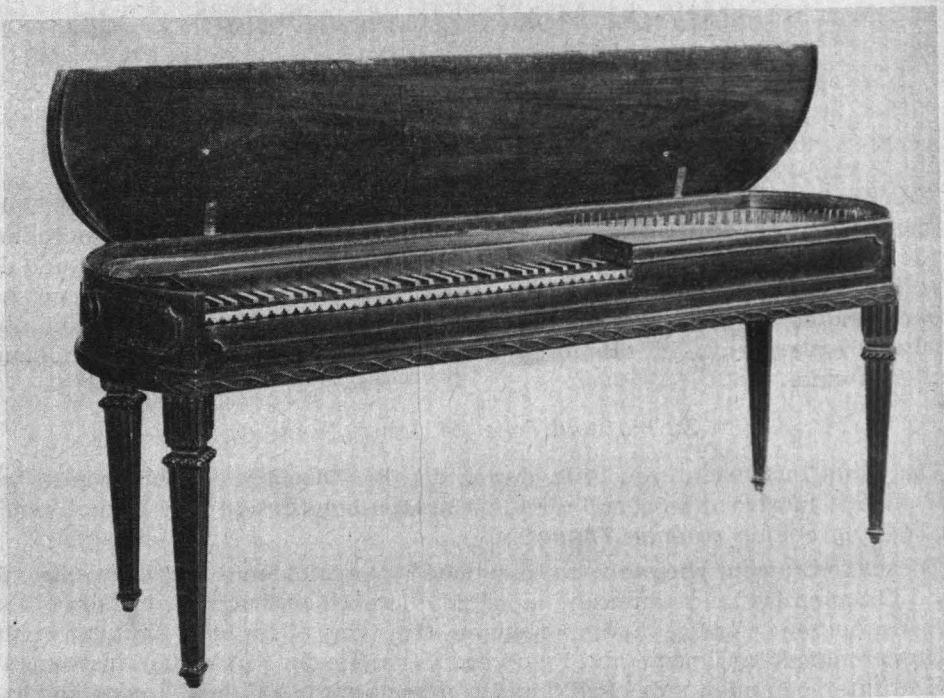
Das erste Instrument von Fritz, das in den Br. Anzeigen erwähnt wurde, war 1757, also 9 Jahre vor seinem Tode, *„ein großes bundfreyes Clavier, von einem durchgängig egalen schönen Thone“*.

Dieses Instrument wie ein von C. Lemme 1765 empfohlenes Fritzesches Klavier von 5 Oktaven Umfang waren die einzigen, die noch zu Fritzes Lebzeiten öffentlich ausgebaut wurden. Später nahmen sich vor allem die Braunschweiger Instrumentenmacher Lemme und Preuß des Vertriebs der Fritzeschen Instrumente an. Darunter befanden sich eins, das den damals noch üblichen Tonumfang von 5 Oktaven bereits um 2 Töne überschritten hatte, nämlich 1768 ein „großes“ bandfreies Klavier von contra f bis dreigestrichen a mit elfenbeinernen Tasten. Am 10. August 1771 wurde „eines der besten Fritzeschen Claviere“ beschrieben, dessen Verkauf der Organist Fleischer vermittelte. Es hieß damals: *„Es ist solches bandfrey, bestehet aus 5 vollen Octaven, hat elfenbeinerne Untertasten und Semitonia von Ebenholz, ist samt den Gestellen und Pulpet grün mii gold, der Deckel aber inwendig mit den schönsten Figuren sauber lackirt.“*

Auch zwei der erhalten gebliebenen Instrumente aus seiner Werkstatt sind auf der Innenseite des Deckels reich bemalt, nämlich das Clavichord im Victoria- und Albert-Museum zu London aus dem Jahre 1751 mit einer Hirschjagd (abgebildet bei J. F. Hirt, *Meisterwerke des Klavierbaues*, 1955 auf S. 318) und das Clavichord von 1756 aus der Sammlung Grotrian im Städtischen Museum zu Braunschweig mit schönem Rankenwerk. Ein drittes Instrument von Fritz aus dem Jahre 1747 befindet sich im Staatlichen Institut für Musikforschung zu Berlin, ein viertes von 1751 in der Privatsammlung Grumbt zu Bochum.

Zu Carl Lemme (48. Jahrg., S. 89—96):

Die ersten vier Verkaufsanzeigen, die C. Lemme 1762, 1765, 1767 und 1768 veröffentlichte, betrafen Tasteninstrumente fremder Herkunft, die er in Kommission hatte, darunter solche von B. Fritz. Eigene Erzeugnisse von Lemme wurden erstmalig 1769 in den Br. Anzeigen angeboten, und zwar *„ein noch ziemlich neues“* und *„ein ganz neues ausgespieltes Clavier“*. Seit 1773 erfahren wir auch etwas über den Tonumfang Lemmescher Instrumente. Am 13. Januar 1773 hatte der Seminarist Schmidt aus dem Großen Waisenhouse ein Klavier von contra C bis



Klavichord von Carl Lemme aus dem Jahre 1787
(Fabrikationsnummer 802, „Sorte 14“) Original im Musikinstrumentenmuseum der Karl-Marx-Universität, Leipzig, Kopie im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte u. Volkstum

dreigestrichen f, also von 5 Oktaven und 4 Tönen. Recht aufschlußreich für Lemmes Auslandsbeziehungen sind zwei Bekanntmachungen, die er 1776 und 1789 in den Br. Anzeigen veröffentlichen ließ. Es heißt dort am 4. September 1776: „*Da einige Freunde der Musik das Verlangen geäußert, die 7 nach Rußland bestellten Claviere bey einander zu sehen, so macht der hiesige Organist Hr. Lemme hiedurch bekannt, daß selbige soweit fertig, daß er selbige den 6ten und 7ten dieses allen musikalischen Liebhabern vorzeigen kann*“, und am 20. Mai 1789: „*Da einige musikalische Freunde wünschten, den von mich (so!) verfertigten großen Fortepiano-Flügel, welcher nach Kurland bestimmt ist, zu probiren, so ersuche, mich heute als den 20. Mai und morgen zu beehren. Karl Lemme.*“

Über die Größe des Werkstattbetriebes bei Lemme wissen wir zwar nichts Genaues, doch läßt eine Anzeige von ihm am 12. Oktober 1799 wenigstens erkennen, daß er mehrere Gesellen beschäftigen wollte, für die er mit folgenden Worten eine Unterkunft suchte: „Wer für 2 Rtl. 16 Gr. monatlich zweu Männer Einquartierung übernehmen will, beliebe sich so bald als möglich bei dem Organisten Lemme gegen dem Fürstl. Schlosse über im Hause 2 038 zu melden.“ Auf eine erhebliche Größe seines Lagerraumes für fertige Instrumente läßt eine Anzeige vom 13. August 1803 schließen, in der es heißt: „*Bei dem Instrumentenmacher*

und Organist Lemme, wohnhaft auf dem Bohlwege, sind jetzt von den so beliebten Patent-For tepianos, in Klavierform, solche gehen von kontra F bis viergestrichen c, auch andere Sorten von Fortepianos in Klavierform, wie auch einige Sorten von Klavieren zu probiren und in Augenschein zu nehmen, und verspricht er alle Bestellungen auf das beste und billigste zu besorgen."

Karl Lemme lebte noch mindestens 6 Jahre nach 1808, dem in allen Musiklexika und instrumentenkundlichen Fachwerken angegebenen Todesdatum. Am 20. Januar 1811, am 4. April, 20. Juni und 12. August 1812 und am 3. September 1814 zeigte er noch an, daß bei ihm einige Fortepianos und Klaviere zu verkaufen oder zu vermieten seien. Anscheinend arbeitete er nicht mehr an neuen Instrumenten, sondern wollte nur seine Lagerbestände räumen. Darauf deutet auch seine vorletzte Anzeige vom 20. Juli 1814 hin, wonach bei ihm „etliche Schock breites, 7 Fuß langes bestes Böhmisches Resonanzbodenholz zu haben“ war. In einer Auktionsankündigung des Auktionators Mengen vom 31. August 1816 heißt es dann: „Am 2ten September d. J. und an den folgenden Tagen des Vormittags von 10 bis 12 und des Nachmittags von 2 bis 5 Uhr sollen in dem auf dem Bohlwege belegenen Hause Nro. assec. 2 038 aus dem Nachlasse des verstorbenen Herrn Organist und Instrumentenmachers Lemme Möbeln, Hausgeräthschaften, Porcellain, Steingut, Zinn, Kupfer, Messing, Betten, verschiedene Bücher und andere Sachen, ingleichen 3 fertige Fortepiano's in Flügelform und von Mahagoniholze, ein fertiges Clavier, mehrere nicht fertige musikalische Instrumente, Fortepiano- und Klavier-Körper, auch ein beträchtlicher Vorrath von zugerichtetem Holz und von Tischlerwerkzeugen meistbietend verkauft werden; wovon das gedruckte Verzeichnis im Hause 2 733 am Brüdernkirchhofe ausgegeben wird.“

Demnach ist Lemme also zwischen dem 3. September 1814 und dem 31. August 1816 gestorben. Das genaue Todesdatum ließ sich aber bei der Durchsicht der kirchlichen Todesnachrichten und der familiären Todesanzeigen in dem fraglichen Zeitraum nicht entdecken. Vielleicht starb er außerhalb Braunschweigs, möglicherweise auf einer Reise zu seinem Sohne Karl (Charles), der in Paris bis zu seinem Tode im Jahre 1832 eine gutgehende Pianofortefabrik unterhielt. Das letzte, was wir in Braunschweig von der Familie Lemme erfahren, ist eine Anzeige der „Witwe Lemme“ vom 12. April und 9. August 1817, wonach sie ein Fortepiano in kleiner Flügelform von Mahagoniholz verkaufen wollte.

Zur Instrumentenmacherfamilie Tölcke (48. Jahrg., S. 110—115)

Die früheste Nachricht von Karl Tölcke stammt nicht von 1770, sondern schon vom 18. August 1751. Damals gab er in den Br. Anzeigen bekannt: „*Bey dem, vor der Burg, an dem Sackkeller wohnenden Instrumentenmacher Hrn. Carl Tölcke sind musikalische Instrumente, als Basson (= Fagotte) und Flautetravers (= Querflöten), Clardinetten (so = Klarinetten), Flauteabec (= Blockflöten), ingleichen ein paar schöne zur Architektur gehörige Reißzeuge zu verkaufen.*“ Vier Jahre später. Zum zweiten Male inserierte Tölcke nach einem Wohnungswechsel 9. August 1755: „*Den Hrn. Liebhabern der musikalischen Instrumente wird bekannt gemacht, daß bey dem musikalischen Instrumentenmacher, Hrn. Carl Tölcke, welcher gleich vor und auf der Langenstraße wohnt, von ihm selbst verfertigte gute, und bereits approbirte Basson, Flautetraversen, und Hautbois, von Buxbaum und Ebenholz, auch Flauten von Helfenbein, mit 3 Mittelstücken, auf Glauben zu*

bekommen sind.“ Bemerkenswert an der ersten Anzeige ist die frühe Erwähnung der Klarinette, die sich erst mehrere Jahrzehnte später einen festen Platz im klassischen Symphonie- und Opernorchester eroberte, und die Verwendung von aufwendigem Ebenholz und Elfenbein für Holzblasinstrumente, die noch bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein für gewöhnlich aus Buchsbaum- und Obstholz hergestellt wurden.

Daß die Tölckes nicht nur mit selbstgefertigten Holzblasinstrumenten handelten, sondern in Kommission auch mit Saiteninstrumenten verschiedener Arten, zeigten bereits die auf den Seiten 113 und 114 des 48. Jahrganges unserer Zeitschrift mitgeteilten Anzeigen 1773, 1793 und 1794. In der gleichen Richtung lag auch eine Anzeige des jüngeren Tölcke vom 8. Oktober 1814, wonach „zwei gut ausgespielte Violinen bei dem Hof-Instrumentenmacher Töllcke, hintern Brüdern im Hause 2735“ zu haben waren.

Über Aussehen und Verpackung einer Tölcke-Flöte unterrichtet uns noch eine Verlustanzeige vom 20. November 1813, in der es heißt: „Es ist mir eine Flöte von Buxbaum mit 3 Mittelstücken und 4 silbernen Klappen in einem roth ledernen Futteral befindlich, entweder aus Versehen, oder diebischer Weise entwendet worden, und ist solche hauptsächlich noch daran zu erkennen, daß der Name Tölleke darauf gebeizt steht, und die Leisten zu den Klappen von Silber sind.“

Zu Heinrich Julius Blume (49. Jahrg., S. 10—16)

Daß die Blumesche Pianofortefabrik noch einige Jahre über 1809 bestanden hat, geht aus zwei aufschlußreichen Bekanntmachungen in den Br. Anzeigen vom Jahre 1812 hervor. Dort heißt es unter dem 14. Juli: „Die von Heinrich Julius Blume allhier befindliche Fabrique von Forte-Piano wird ununterbrochen fortgesetzt, und sind von allen Sorten in Flügel- als Tafelförmigen bei mir unterzeichneten Vormund vorrätig zu verkaufen, als auch zu vermieten. Zugleich ersuche ich jeden, der mit der Blumeschen Handlung in Verbindung stehet, sich an Niemanden als an mich, seine Zahlung zu leisten, zu wenden, übrigens verspreche ich jedem die prompteste und reellste Bedienung. Braunschweig, im Monat Juli 1812. Johann Carl Hoffmann, hinter Aegidien Nr. 34.“ Daß sich in dem genannten Hause nicht nur Hoffmanns Wohnung, sondern auch das Klavierlager der Firma Blume, wenn nicht gar die Fabrik selbst befand, erhellt aus der zweiten Anzeige vom 5. August: „Die seit vielen Jahren rühmlichst bekannte Blumsche Fortepiano-Fabrike empfiehlt sich allen respect. Musik-Freunden und Kennern hiemit gehorsamst. Das wohl assortirte Lager davon befindet sich hinter der Aegidien-Kirche im Hause Nr. 34 bey J. C. Hoffmann, welcher den Verkauf zu den möglichst billigsten Preisen besorgt, und im Stande ist, jeden respect. Käufer ganz zufrieden zu stellen.“

Der Anlaß zu den beiden Bekanntmachungen war höchstwahrscheinlich die wachsende Konkurrenz durch die ehemaligen Meister und Gesellen der Blumeschen Fabrik, die sich inzwischen selbständig gemacht hatten und ihren Kunden vermutlich zu verstehen gaben, daß sie die eigentlichen der Blumeschen Klavierbaukunst wären, ja daß die in den letzten Jahren in der Blumeschen Fabrik gefertigten Instrumente von ihnen stammten und daher auch an sie bezahlt werden mußten. Zu diesen ausgeschiedenen alten Mitarbeitern gehörten, wie auf S. 14 f dieses Jahrganges unserer Zeitschrift gesagt, Becker, Göde, Gerke und Remmert,



Hammerklavier aus der Pianofortefabrik von Heinrich Julius Blume
in Braunschweig.

Eigentümer: Prof. Raimund Schlesier, Berlin, Regensburger Str. 28.

von denen der letztgenannte sich im Februar 1810 durch eine öffentliche Erklärung in den Br. Anzeigen von der Blumeschen Fabrik losgesagt und die Gründung einer eigenen Werkstatt bekannt gegeben hatte. Ein schwerer Schlag für die Blumesche Fabrik war zweifellos auch das Ausscheiden Gerkes gewesen, den Blume aus England mitgebracht und als seinen eigentlichen Lehrmeister bezeichnet hatte. Gerke erscheint merkwürdigerweise nur ein einziges Mal während des 2. Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts in den Br. Anzeigen, und zwar mit einer Mitteilung vom 13. August 1817, in der es heißt: *„Bei dem Instrumentenmacher G. H. Gerke auf der Reichenstraße im Hause 1129 die neuesten Sorten Fortepianos von sechs und einer halben Octave, auch repariret und stimmt er Instrumente in außer dem Hause.“* Vielleicht gehörte aber auch Kruse früher der Blumeschen Fabrik an, bevor er sich 1811 oder 1812 selbständig machte. Es ist ja doch auffällig, daß Hoffmanns Werbung für die Blumesche Fabrik 1812 ein knappes halbes Jahr nach Kruses Geschäftsankündigung einsetzte.

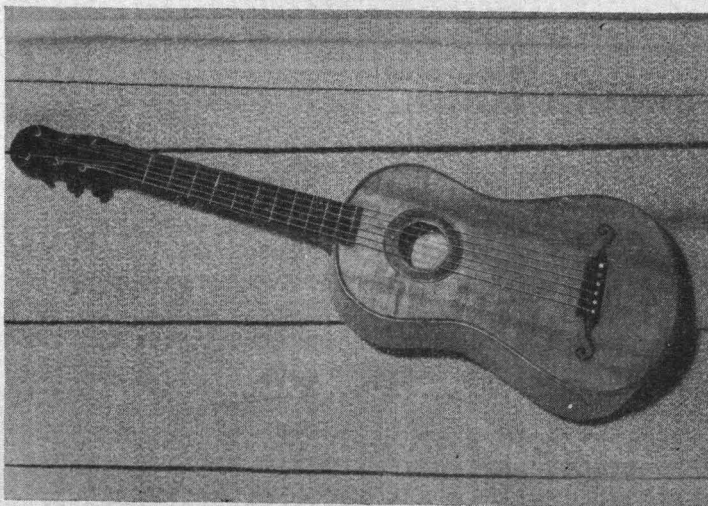
Entgegen seiner ersten Annahme hat sich doch ein Instrument aus der Blumeschen Fabrik erhalten. Ein Hammerklavier in fast zerstörtem Zustand konnte 1953 von der Musikinstrumentensammlung des Staatlichen Instituts für Musikforschung in Berlin aus Privatbesitz erworben werden.

Zu Johann Christoph Fiedler (49. Jahrg., S. 45)

Fiedler war nach seinen eigenen Angaben, die er bei Beantragung der Konzession als Uhrmacher am 12. Februar 1791 auf dem Polizeidepartement in Braunschweig zu Protokoll gab, in Halle a. S. geboren, hatte dort beim Ratsuhrmacher Thormann die Uhrmacherkunst gelernt und dann als „Pfeifer“ im braunschweigischen Regiment Riedesel auf englischer Seite am nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege teilgenommen, wobei seine Augen sehr gelitten hatten. Er sagte ferner aus, *„er hätte eine Pendul-Uhr in Arbeit, die 8 Tage gienge, und wäre solche bissolche bis auf das Zifferblatt und bis auf die Zeiger fertig, welches Werk mit einem Flötenzug verbunden werden sollte.“* Diese Uhr wurde dann nach den Akten am 26. Februar 1791 von dem als Sachverständigen bestellten ehemaligen Schwerdtfeger Jouit für fleißig und gut gemacht erklärt, und nachdem auch eine zweite zur Probe verfertigte Uhr vom Uhrmacher J. J. Jouillon zustimmend beurteilt worden war, erhielt Fiedler am 11. Juli des gleichen Jahres die landesherrliche Konzession zur Verfertigung und Reparatur allerley Uhren.

Zur Instrumentenmacherfamilie Hüsemann (49. Jahrg., S. 46 f)

Am 20. Oktober 1813 gaben „Ernst Friedrich Hüsemann, Brauer und Orgelbauer“ und seine Ehefrau Auguste Sophie, geb. Homeier, in Wolfenbüttel, den Tod ihrer einzigen Tochter Auguste Sophie im Alter von 12 Jahren bekannt. Im Jahre 1814 aber starb nach den in den Br. Nachrichten veröffentlichten Kirchennachrichten von St. Magni in Braunschweig *„Des Bürgers und Orgelbauers Johann Friedrich Hüsemann nachgelassene Tochter Lucie Wilhelmine.“* Demnach gab es sowohl in Wolfenbüttel wie in Braunschweig Orgelbauer names Hüsemann im frühen 19. Jahrhundert. Wahrscheinlich waren es Brüder.



Gitarre von Karl Harms
Instrumentenmacher in
Braunschweig.

Besitzer: Geigenbaumei-
ster Gustav Rautmann in
Braunschweig 1964.

Zu Jeß in Halberstadt (49. Jahrg., S. 47)

D. Boalch gibt in seinem Buche „Makers of the Harpsord and Clavichord 1440 bis 1840“ 1956 an, daß Johann Christoph Jesse Organist an der Martini-Kirche in Halberstadt war. Ein Clavichord von ihm, das in das Metropolitan Museum of Art nach New York gelangte, ist 1765 datiert.

Zur Instrumentenmacherfamilie Katterfeld (49. Jahrg., S. 47 f)

Johann Friedrich Katterfeld verlor am 15. Oktober 1816 eine Tochter Johanne Friderike im Alter von viereinhalb Jahren am „Schleimfieber“ durch den Tod. Am 5. Dezember 1816 starb „der musikalische Instrumentenmacher Ant. Phil. Bernh. Katterfeldt, 32 Jahre 10 Monate alt an der Auszehrung“. Dieser Katterfeld war ein jüngerer, 1784 geborener Bruder des Vorhergenannten, der mit ihm zusammen die väterliche Werkstatt auf der Friesenstraße fortgesetzt hatte.

Zu Johann Kruse (49. Jahrg., S. 84 f.)

Am 29. Januar 1812 stand in den Br. Anzeigen zu lesen: „Allen in- und auswärtigen Freunden und Gönnern machen wir nochmals bekannt, daß wir unsere vormalige Wohnung im schwarzen Bär auf der Südstraße verlassen und jetzt das ehemals Schustersche Haus Haus auf der Gildenstraße Nr. 705 bezogen haben. Zugleich zeigen wir an, daß in unserer Fabrik mehrere Fortepiano, sowohl in Flügel- als Clavierform fertig stehen. Joh. Kruse und Comp.“

Worauf sich das „nochmals“ in dieser Anzeige bezieht, ist unerfindlich, da in den vorausgehenden 3 Monaten keine ähnliche Mitteilung von Kruse und Comp. in den Br. Anzeigen zu finden war. Soviel steht aber nun doch fest, daß die Firma schon vor 1812 bestanden hat und sich damals auf der Südstraße befand. Verkaufsangebote von Instrumenten ohne Herstellernamen aus dem Hause Nr. 510 auf der Südstraße, wo sich früher der „Schwarze Bär“ befand, kommen allerdings in den Jahren 1810 und 1811 nicht vor. Über das weitere Wirken von Kruse erfahren wir noch aus einer Geschäftsanzeige vom 30. Januar 1813: „In der Pianoforte-Fabrik von Joh. Kruse und Comp. auf der Gildenstraße Nr. 708 sind einige Pianoforte in Flügel- und Klavierform von Mahagoni und hiesigem Holze vorräthig.“

An erhaltengebliebenen Instrumenten von Joh. Kruse und Comp. sind bisher bekannt: 1. Hammerklavier in der Musikinstrumentensammlung des Staatlichen Instituts für Musikforschung zu Berlin, 2. Hammerklavier in der Privatsammlung Grumbt, Bochum, 3. Hammerklavier in der Städtischen Instrumentensammlung zu München, 4. Tafelklavier von 1837 im Städtischen Museum zu Braunschweig (Sammlung Grottrian).

Zur Klaviermacherfamilie Preuß(e) (49. Jahrg., S. 87 f.)

Der englische Musikhistoriker Burney, der 1773 das als musikgeschichtliche Quelle berühmte „Tagebuch seiner musikalischen Reisen“ veröffentlichte, nennt Joachim Bernhard Preuß als einen Schüler von Barthold Fritz in Braunschweig.

Odyssee eines Museums

Aus der Geschichte des Braunschweigischen Landes-Feuerwehrmuseums

von Hermann Günther

Ein deutsches Feuerwehr-Museum, das nicht nur die technische Entwicklung der Feuerlöschgeräte vom frühen Mittelalter bis heute, sondern auch die Geschichte des vorbeugenden Brandschutzes und der Feuerwehren in allen Phasen dokumentiert, dürfte in Kürze eingeweiht werden. Die Stadt Fulda stellte dem am 9. Juni 1963 gegründeten „Verein Deutsches Feuerwehr-Museum“ umiangereichen Raum und einen Fundus historischer Löschgeräte zur Verfügung.

Der Gedanke eines zentralen deutschen Feuerwehr-Museums ist schon ein halbes Jahrhundert alt: Im Juli 1913 stand die Gründung eines „Reichs - Feuerwehrmuseums“ auf dem 18. Deutschen Feuerwehrtag in Leipzig zum ersten Male zur Debatte. Die Stadt Augsburg bot geeignete Räume im ehemaligen Zeughaus an, jedoch kam es zu keinem Beschluß, und der 1. Weltkrieg vereitelte dann alle Planungen.

Daß bereits damals in Braunschweig ein Feuerwehrmuseum existierte, scheint längst vergessen. Auf dem Reichsfeuerwehrtag in Leipzig war der Braunschweigische Landes - Feuerwehrverband mit einer großen historischen Schau alter Feuerlöschgeräte, wie das Protokoll vermerkt, „in sehr schöner Vollständigkeit und Anschaulichkeit“. Vor der Front eines strohgedeckten Niedersachsenhauses waren Attrappen in bauerlicher Tracht und in Feuerwehrkitteln aufgestellt, die die Handhabung alter „Ströntjen“, Löscheimer und Handdruckspritzen anschaulich demonstrierten. Diese erste öffentliche Schau des Braunschweigischen Feuerwehrmuseums war ein Werk seines Gründers, des Kreisbranddirektors Fritz Lehmann, seit 1906 Kommandeur der Gesamtfeuerwehr der Stadt Braunschweig.

Seiner Initiative verdanken wir den Beschluß des 19. Braunschweigischen Landesfeuerwehrtages in Stadthildendorf im Jahre 1910, „der Gründung eines heimischen Feuerwehrmuseums näherzutreten“. Die Vorarbeiten liefen gut an. Im Dezember 1911 erließ Branddirektor Lehmann einen Aufruf in der Presse und bat, geeignetes Gerät in der Sammelstelle auf der Feuerwache Münzstraße einzureichen. Optimistisch schrieb er: „Die Frage der Unterbringung des Museums wird unschwer zu lösen sein. Entweder kann die Sammlung einem vorhandenen im Herzogtum angegliedert werden, oder sie wird von vornherein auf eigene Füße gestellt. Im letzteren Falle wird jede Stadtverwaltung gern bereit sein, entsprechende Räume zur Verfügung zu stellen.“ Er ahnte nicht, wie bald dieser Optimismus gedämpft sein würde!

Im September 1912 konnte Branddirektor Lehmann auf dem 20. Landesfeuerwehrtag in Bad Harzburg berichten, daß „bisher 502 Gegenstände aller Art aus dem alten heimischen Feuerlöschwesen teils geschenkt, teils unter Vorbehalt des Eigentumsrechts überwiesen“ seien, darunter vier fahrbare vierrädrige Land-spritzen mit Wenderohr. Ein Jahr später wurde dann, wohl in Zusammenarbeit mit dem Vaterländischen Museum, der Reichsfeuerwehrtag in Leipzig mit einem Teil der jetzt vorhandenen Löschgeräte beschickt. Aber geeignete Museumsräume fanden sich auch im folgenden Jahre nicht. Allerdings konnte den meisten alten Spritzen und Leitern in Unterstellräumen der 1911 eingegangenen Zucker-raffinerie „Brunonia“, Pflegehausstraße 3 (seit 1930 Freisestraße 13), zusammen mit den Einsatzfahrzeugen der Freiwilligen Turner-Feuerwehr ein Plätzchen ein-

geräumt werden. Als von dem 2 ha großen Grundstück, das die Stadt Braunschweig angekauft hatte, ein Teil für den Bau der Drogistenakademie abgetrennt wurde, zerschlugen sich auch Pläne, die an dieser Stelle projektierte Nebenfeuerwache mit einem neu zu bauenden Feuerwehrmuseum zu verbinden. Zudem brach kurz darauf der Krieg aus. Branddirektor Lehmann rückte ins Feld und kehrte erst nach Kriegende zurück. Erneut bemühte er sich, seine Ideen zu verwirklichen. Und es gelang ihm auch, auf dem staatlichen Grundstück An der Martinikirche 7, das sich längs der Heydenstraße bis fast an die Göldestraße erstreckt, einige größere Räume für sein Museum zu bekommen. Es handelte sich um das Erd- und Obergeschoß im Gebäudeabschnitt westlich der Toreinfahrt in der Heydenstraße. Der im „Kleinen Himmelreich“ (so um 1400) im Jahre 1578 (nach der Jahreszahl am Tor) errichtete Bau, der um 1800 die „Kriegskasse der Fürstlichen Cammer“ beherbergte, stand jetzt „wegen Baufälligkeit leer. Der bauliche Zustand war und blieb der große Haken: Die Räume wurden für die Öffentlichkeit freigegeben. Der Besucherkreis mußte sich auf einzelne Gäste und kleine Gruppen von Fachleuten beschränken.

So blieb das Feuerwehrmuseum der breiten Öffentlichkeit unbekannt. Kein Stadtführer erwähnte es, nur vereinzelt brachte die örtliche Presse einen Bericht. In Fachkreisen aber sprach es sich herum, und so waren interessierte Brandingenieure deutscher und sogar ausländischer Berufsfeuerwehren hier zu Gast, dazu in regelmäßigem Turnus die Absolventen der „Feuerwehrkurse für freiwillige Feuerwehrführer des Landes Braunschweig“ — und hin und wieder einmal ein Zeitungsreporter. Dabei hätte die reichhaltige Sammlung als Dokumentation bürgerlicher und handwerklicher Leistung die Beachtung weitester Kreise verdient. Alle Besucher waren des Lobes voll, wenn sie unter Führung des Branddirektors oder seines langjährigen Mitarbeiters über die knarrenden Dielen wanderten. Der Oberfeuerwehrmann und spätere Brandmeister Alwin May, der viele Jahre lang für die Arbeit im Museum abgeordnet war, hatte die Sammlung unter Weisung seines Chefs gesichtet, geordnet und gewissenhaft registriert. In fleißiger, zäher Arbeit mühte er sich, Herkunft und Ursprung der ihm anvertrauten Bestände aufzuhellen, saß wochenlang im Archiv über Akten und Rechnungen, um Daten und Fakten zu gewinnen.

Im Jahre 1935 umfaßte das Inventar der wichtigsten Abteilungen des Museums (Löschgeräte und Leitern, Wasserversorgung, Beleuchtung, Alarmierung, Ausrüstung) 721 Nummern, wobei jedoch gleichwertige oder gleichartige Stücke jeweils unter einer Inventarnummer zusammengefaßt waren.

Den größten Platz beanspruchte die 1. Abteilung mit 146 Geräten, die lückenlos die technische Entwicklung der Feuerspritze in allen Phasen aufzeigte. Neben langen, derben Einreißhaken, mit deren Hilfe man Gebäudeteile umlegte, um Brandgassen zu schaffen, sah man hölzerne und metallene „Strömtjen“ und Büttensstockspritzen, die Vorläufer der Handdruckspritze. Deren Entwicklungsreihe begann mit der primitiven, tragbaren Kasten-Spritze, die man später auf kleine Holz- oder Eisenrollen setzte (zahlreiche Beispiele aus den Landkreisen Braunschweig und Holzminden). Die ältesten vierrädrigen Handdruckspritzen des Museums stammten aus dem 18. Jahrhundert: Allrode 1780, Harlingerode 1784, Bornhausen 1788, Braunschweig 1788. Das Löschwasser wurde mit Löscheinern in den reichverzierten, bunt bemalten, innen mit Kupferblech ausgeschlagenen Holzkasten geschüttet und mit Hilfe eines allseitig drehbaren „Wenderohres“ auf

den Brandherd geworfen, anfangs sogar ohne Verwendung eines Windkessels („Windblase“), so daß der Strahl stoßweise aus dem Strahlrohr spritzte. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden alle Spritzen noch in handwerklicher Fertigung. Die Firma T. H. Wicke, Braunschweig, war im Museum mit 5 Geräten vertreten, und zwar aus den Jahren 1806 (Domäne Forst) bis 1842 (Ahlum). „Schlangenspritzen“, an deren Stutzen lederne Druckschläuche angeschraubt werden konnten, leiteten über zu den metallenen Saug- und Druckspritzen der industriellen Fertigung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Museum standen Geräte der längst eingegangenen Feuerlöschgerätefabriken Joh. Dürkoop u. Co., Braunschweig, und Tidow, Hannover, aber auch der heute noch weltbekannten Firma Metz, Karlsruhe. Von dort waren 1862, dem Gründungsjahr der Turner-Feuerwehr Braunschweig, zwei wendige, einachsige Abprotzspritzen geliefert, Vorläufer der heute in Landgemeinden allgemein verwendeten Tragkraftspritze.

Lediglich die Entwicklungsphase der Motorisierung fehlte im Museum. Denn die ersten Motorspritzen standen damals noch ausnahmslos im Einsatz, so die 1906 gebaute Gasspritze, die Drehleiter von 1910, die Motorspritzen von 1913. Selbst die Dampfspritzen von 1899 und 1901 leisteten hin und wieder noch wertvolle Dienste, so 1926 beim Brand der Klavierfabrik Grotrian, 1930 beim Brand von Gerloffs Hof. Für sie wäre auch kein Platz im Museum gewesen. Im unteren Saal des Museums hatten nur 10 vierrädrige und 5 zweirädrige Spritzen unterkommen können. Weitere 20 Geräte, darunter 9 große „Landspritzen“ (Baujahr 1780 bis 1884) und mehrere fahrbare Leitern (Ulmer, Münchener und Wiener Leiter), verwitterten noch immer auf der Pflegehausstraße. Als dort im Januar 1930 die Feuerwache II der Berufsfeuerwehr einzog und zum weiteren Ausbau Platz benötigte, siedelten die Geräte vorübergehend in den Wasserturm auf dem Giersberg über.

Die Abteilung Wasserversorgung zeigte 185 Feuereimer, wie sie laut Feuerordnung in jedem Hause bereitgehalten werden mußten. 49 Ledereimer waren datiert (aus den Jahren 1749 bis 1857), 136 aus Leder, Segeltuch, Hanf oder Holz aber undatiert, und zum Teil noch älter. Wasserräuber auf Kufen oder Rädern (Braunschweig, Harlingerode, Braunlage) und 8 große Wassertienen dienten der Wasserzufuhr, bis sie durch genähte oder genietete, noch sehr steife und unhandliche Lederschläuche („Schlangen“) abgelöst wurden. Über Pipenrohre und Brunnenständer der alten Braunschweiger Wasserleitung führte die Schau bis zu den Hydranten und genormten Saug- und Druckschläuchen der jüngsten Zeit.

Die Abteilung Beleuchtung enthielt alles, was auf der Einsatzstelle Helligkeit verbreiten half: Pechkränze, Span-, Harz-, Wachs-, Pech-, Spiritus-, Petroleum-, Benzin- und Magnesiumfackeln früherer Tage, moderne Signallampen, Kugellaternen, Acetylen- und Akku-Scheinwerfer zum Tragen, am Fahrzeug und auf Stativen.

Unter den Alarminstrumenten befand sich, abgesehen von Kirchenglocken und Lärmkanonen, alles, was einst zur Brandbekämpfung aufrief: Alarmtrommeln, Klappern, Feuerhörner. Aber auch die Anfänge der modernen Nachrichtentechnik der Feuerwehr waren in dieser Abteilung zu finden: farbige Signallaternen des Turmwächters, alte Telefonapparate, die ersten elektromagnetischen Zeiger-Telegraphenapparate und Feuermelder. Besonderes Interesse fanden stets die für die Turmwache auf dem Andreas in Braunschweig konstruierten „Feuersucher“, mit

deren Hilfe von der Turmhaube aus die Örtlichkeit eines aufkommenden Brandes genau festgelegt werden konnte.

Volkskundlich bedeutsam war schließlich die Sammlung alter Feuerschutzkleidung, der Feuerkittel, der Feuerwehruniformen und persönlichen Ausrüstungsgegenstände. Neben Beilen und Gurten fielen hier vor allem die 160 Feuerwehrhelme aus Leder, Messing, Kupfer, Nickel, Filz und Leichtmetall auf.

Außer dieser ansehnlichen Schau von Sachobjekten gab es eine größtenteils verpackte Sammlung von 609 großen Fotos, Zeichnungen und Plänen, die die Entwicklung der Feuerwehren der Stadt Braunschweig (von 1865 ab) und eine beachtliche Zahl von Großbrandstellen der Jahre 1870 bis etwa 1910 dokumentierten.

Für die Unterweisung der Feuerwehrmänner auf dem Gebiet der Brandwirkungen war eine Sonderabteilung gedacht, die 114 Schaustücke von Brandstellen der Jahre 1912 bis 1936 umfaßte und durch eine Modellsammlung aus dem vorbeugenden Brandschutz ergänzt wurde.

Es gab eigentlich keinen Zweig des Feuerlöschwesens, der nicht Berücksichtigung gefunden hätte. Zwei Nebenräume beherbergten Archiv und Bücherei des Landesfeuerwehrverbandes, eine Fülle archivalischen Materials aus der Geschichte der Brandbekämpfung und der Feuerwehren.

Was ist nun aus dem Feuerwehrmuseum geworden? In dem Bestreben, das Museum doch noch der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, verfolgte Branddirektor Lehmann im Jahre 1933 einen neuen Weg: Auf dem Fabrikgrundstück Hamburger Straße 273, unmittelbar hinter dem Bahnübergang der ehemaligen Landes-Eisenbahn, bot sich Raum an. Branddirektor Lehmann plante, die von ihm in den alten Fabrikräumen geschaffene und am 16. 10. 1933 eröffnete Gas- und Luftschutzschule durch ein Gas- und Luftschutzmuseum zu ergänzen und mit einem Feuerwehrmuseum zu verbinden. So hatten außer der Vorderfront des 1913 in Leipzig gezeigten Bauernhauses verschiedene Löschgeräte hier bereits Platz gefunden. Ende Oktober 1933 wurden auch die bis dahin auf dem Giersberg stationierten Großgeräte nach hier transportiert. Aber die Pläne zerschlugen sich. Der Bau der Feuerwache IV („Ludwigslust“), die im September 1935 bezogen wurde, und deren spätere Erweiterungen, aber auch Kompetenzschwierigkeiten in politisch gespannter Atmosphäre machten alle Planungen zunichte.

Aber es kam noch viel schlimmer. Wiederholt war dem Leiter des Museums bereits angedeutet worden, die Räume in der Heydenstraße würden „dringend anderweitig benötigt“. Schließlich, 1937, gab es keinen Aufschub mehr. Das Grundstück in der Heydenstraße wurde geräumt. Das Archiv wurde in der Feuerwache Münzstraße untergebracht, das Museum ging ins Exil. Einzelstücke wanderten nach der Hamburger Straße, andere wieder in den Wasserturm, der weitaus größte Teil jedoch wurde nach der Bahnhofstraße ausgelagert. Neben der Feuerwache III („Bad Nenndorf“), die hier im früheren Gaswerk ausgebaut war, fand sich ein eingeschossiger massiver Kohlenschuppen, in dem „das alte Gerümpel“ magaziniert wurde, und zwar unter primitivsten Verhältnissen, ohne jegliche Ordnung, in Schmutz und Feuchtigkeit. Branddirektor Lehmann aber ward am 7. November 1937 mitten aus der Arbeit herausgerissen und verstarb, völlig unerwartet. Er hat das bittere Ende seines Werkes nicht mehr erlebt. Die Presse schwieg.

Die Fachzeitschrift „Die Feuerlöschpolizei“ brachte im Februar 1938 im Rahmen einer Abhandlung „Vom Löscheimer zur Motorspritze“ zwei Fotos aus dem

„Museum des Braunschweigischen Landes-Feuerwehrverbandes“. Von dessen Schöpfer war nicht die Rede; sein Name wurde nirgends mehr erwähnt, damals nicht — und heute nicht!

Im Dämmer eines feuchten Schuppens aber vermoderten die alten Spritzen, verstaubten die Utensilien, zogen die Spinnen ihre Netze über die auf wiederholten Transporten mehr oder minder angeschlagenen Geräte.

Ein schwacher Lichtschimmer zeigte sich, als Prof. Jesse, Direktor des Städtischen Museums, im Juli 1939 das Magazin in der Bahnhofstraße aufsuchte, um das für die Stadtgeschichte Wertvollste zu retten. Aber zu einer Überführung kam es nicht mehr, denn am 1. September brach der Krieg aus, und damit war das Todesurteil endgültig gesprochen. Denn daß ein alter Kohlenschuppen hier im Braunschweiger Industriegebiet, in unmittelbarer Nähe des Bahnhofsgeländes, den Luftkrieg überleben würde, das wäre ein wahres Wunder gewesen! So gingen die Schätze dann auch restlos in Flammen auf. Was die Flammen überließen, holte sich der Schrotthändler. Nicht viel anders ging es den alten Dampf- und Motorspritzen aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege. Einige waren schon vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges abgewrackt, nun folgte der Rest. Kupfer und Messing — in Rohrleitungen, Armaturen und Beschlagen alter Spritzen reichlich vorhanden — waren wertvollste Tauschobjekte geworden.

So dürften wir heute wohl kaum noch eine Handdruckspritze aus handwerklicher Fertigung vorfinden. Ein Glück, daß sich wenigstens einige Museen ein paar typische Geräte reserviert haben, so in Braunschweig, Goslar und Salder; aber außer Salder fand sich nirgends Platz, die Fahrzeuge in Museumsräumen oder im Freien zur Schau zu stellen.

Handdruckspritzen der Serienfertigung nach 1870 sind in manchen Dörfern noch vorhanden. Sie träumen vielfach in irgendeinem Scheunenwinkel und warten darauf, bekränzt am Festzug teilzunehmen, wenn die Freiwillige Feuerwehr ihr 90- oder gar 100jähriges Bestehen feiert. Die Jahre 1964 und 1965 werden uns eine Fülle solcher Jubiläen erleben lassen.

Das braunschweigische Feuerwehrmuseum wurde vernichtet, das Archiv aber wurde gerettet. Schon Kreisbranddirektor Helmke, Flechtorf, am 22. 3. 1938 vom braunschweigischen Innenministerium zum kommissarischen Vorsitzenden des Landesfeuerwehrverbandes bestellt, hielt bei jedem Umzug seine schützende Hand darüber, auch, als der Verband am 27. 11. 1939 aufgelöst wurde. Und es waren der Umzüge gar viele: Aus dem Dienstzimmer des Landesverbandes im Erdgeschoß der Feuerwache Münzstraße in neue Büroräume im schräg gegenüberliegenden Hause Münzstraße 10, dann 1941 in den Laden des Eckhauses Hinter Liebfrauen 1, Ecke Münzstraße, der lange Zeit dem Verkehrsverein gedient hatte. Das Haus wurde ein Opfer der Flammen, das Archiv aber fand zunächst wieder in der benachbarten Hauptfeuerwache und nach dem Kriege im Archivkeller des Staatsministeriums einen bescheidenen Platz.

Den Luftkrieg überlebte ebenfalls — und das klingt wie bittere Ironie — das historische Gebäude in der Heydenstraße, das einst das Feuerwehrmuseum beherbergt hatte. Die Häuser der nahen Sonnenstraße und der Güldenstraße vernichteten die Brandbomben, in der Heydenstraße aber, in dem einst „wegen Bau-fälligkeit nur beschränkt verwendungsfähigen“ Bau sind staatliche Beamte und Angestellte fleißig am Schaffen.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 12,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 44065

50. Jahrgang

Oktober 1964

Heft 3

Die Nordgrenze Ostfalens und das Lüneburgische

Neue wortgeographische Beiträge zur Siedlungsgeschichte und Stammeskunde

von Werner Flechsig

In einem Aufsatz über „Ostfälische Volkstumsgrenzen im Lichte der Dialekt- und Flurnamengeographie“ habe ich 1950 im 36. Jahrgang der „Braunschweigischen Heimat“ auf Seite 53—87 den Versuch unternommen, die ostfälische Sprachlandschaft auf Grund der Verbreitung einiger Mundartwörter und Flurnamentypen gegen die nordniedersächsische abzugrenzen. Damals konnte ich mich nur bei den Flurnamen auf eigenes Untersuchungsmaterial stützen, während ich bei den Mundartwörtern auf Veröffentlichungen und schriftliche Auskünfte der Dialektgeographen Bischoff, Jungandreas, Janßen, Martin, Mitzka, Ruppenthal und Teuchert über einzelne wortgeographische Fragen zurückgreifen mußte. Sie betrafen die ostfälischen Eigenwörter für „Eichhörnchen“, „Heidelbeere“, „Bettstelle“, „Fußbank“, „Bergahorn“, „zweiter Grasschnitt“, „Fettschicht auf der Milch“, „Frosch“, „Kröte“, „Storch“, „Wasserdampf in der Küche“, „Mistgabel“, „Mädchen“, „Bachstelze“, „lustige kleine Geschichten“ und „gebrannter Backstein“.

Das, was damals über die Geltungsbereiche der fraglichen ostfälischen Eigenwörter gesagt werden konnte, reichte jedoch noch nicht aus, um eine klare Vorstellung von der nördlichen Abgrenzung Ostfalens zu gewinnen. Es fehlte einmal an genauen Festpunkten für den Verlauf der Wortgrenzen von Ort zu Ort, und zum andern zeigten sich zumal im Nordwesten Ostfalens von der mittleren Aller bis zur mittleren Weser teilweise erhebliche Unterschiede zwischen den Geltungsbereichen der untersuchten Wörter. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl vergleichbarer Wortgrenzen blieb die Frage offen, welcher von ihnen eine begründete Vorrangstellung für siedlungsgeschichtliche und stammeskundliche Fragen zuerkannt werden dürfe.

Zur Klärung dieser Fragen bedurfte es der Ermittlung möglichst zahlreicher weiterer Eigenwörter der ostfälischen Sprachlandschaft und der genaueren Festlegung ihres Geltungsbereiches durch ein möglichst engmaschiges Netz von Erhebungen in dem vermutlichen Grenzgebiet. Zu diesem Zwecke stellte ich eine lange Reihe von Mundartwörtern aus den Zelte-Archivbeständen für das Ostfälische Wörterbuch im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum zusammen, die nach Ausweis des Lüneburger Wörterbuches von Kück¹⁾, des Alt-

märkischen Idiotikons von Danneil ²⁾, des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuches von Mensing ³⁾ und des Wörterbuches des Dorfes Baden, Kr. Verden, von Westermann ⁴⁾ aus dem Nordniedersächsischen nicht bezeugt sind und somit als ostfälische Eigenwörter angesehen werden können. Diese Wörter setzte ich nach und nach auf die 11 Mundartfragebogen, die in den Jahren 1951—1961 vom Braunschweigischen Landesmuseum an rund 450 Mundartkenner im Verwaltungsbezirk Braunschweig sowie in den Kreisen Gifhorn, Peine, Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Holzminden, Osterode, Zellerfeld und Blankenburg verschickt wurden. Die dialektische Auswertung der Hunderttausende von Einzelangaben aus den ausgefüllt zurückgekommenen Fragebogen schritt naturgemäß nur langsam voran, weil sie hinter beruflichen Pflichten und anderen, termingebundenen wissenschaftlichen Aufgaben allzu oft zurückgestellt werden mußte, und sie ist auch heute, 13 Jahre nach dem Beginn der Erhebungen, noch lange nicht abgeschlossen. Immerhin konnte aber doch schon der Verlauf der nördlichen Hauptgrenze Ostfalens auf dem Streckenabschnitt vom Südwestrande der Altmark über den Vorsfelder Werder und den Südtail des Kr. Gifhorn bis zum Nordrande des Kr. Peine mit wünschenswerter Deutlichkeit festgelegt werden. Um diese Hauptgrenze weiter nach Westen verfolgen zu können, entschloß ich mich Anfang 1964 dazu, die inzwischen als dialektgeographisch besonders aufschlußreich erkannten ostfälischen Eigenwörter noch einmal auf einem einzigen Fragebogen zu vereinigen und diesen an alle Orte im nordwestlichen und westlichen Ostfalen zu verschicken, die mangels geeigneter Mitarbeiter bisher durch die Fragebogen des Landesmuseums noch nicht hatten erfaßt werden können. Die räumliche Begrenzung der Umfrage ergab sich durch den Nord- und Westrand der Westermann-Karte „Braunschweig und weitere Umgebung“ 1 : 200 000, die seit vielen Jahren als Grundlage für die Kartierung aller dialektgeographischen Forschungsergebnisse des Braunschweigischen Landesmuseums dient. Von den 442 verschickten Fragebogen kamen bis Juni 1964 295 ausgefüllt zurück. Sie verteilen sich auf die Kreise Alfeld (28 Orte neu zu den 12 schon früher erfaßten), Burgdorf (39 neu zu 4 früher erfaßten), Celle (23 neu zu 3 früher erfaßten), Fallingb. (1), Einbeck (7 neu zu 25 früher erfaßten), Grafschaft Schaumburg (9), Hameln-Pyrmont (28 neu zu einem früher erfaßten), Hannover (45 neu zu einem früher erfaßten), Hildesheim-Marienburg (22 neu zu 52 früher erfaßten), Holzminden (30 neu zu 13 früher erfaßten), Neustadt (28 neu zu einem früher erfaßten), Nienburg (3), Schaumburg-Lippe (3) und Springe (29). Zur Verdeutlichung des Anteils, den diese Landkreise am Geltungsbereich der untersuchten ostfälischen Eigenwörter haben, werden im folgenden hinter den behandelten Wörtern jeweils in Klammern die abgekürzten Kreisnamen Al. = Alfeld, Gi. = Gifhorn, Ce. = Celle, Bu. = Burgdorf, Ne. = Neustadt, Ham. = Hameln, Han. = Hannover, Sp. = Springe, Al. = Alfeld und die Zahl der Belegorte mitgeteilt.

Die Auswertung der Fragebogenantworten begann bei den Wörtern, deren Nordgrenze im Kr. Gifhorn bereits 1954 von Fr. Tita ⁵⁾ beschrieben worden war, nämlich *Beddespunnich* oder *-spunnige w. ‚Bettstelle‘*, *Grēpe* oder *Meßgrēpe w. ‚Mistgabel‘*, *Erpel* oder *Arpel m. ‚männliche Ente‘*, *Uütsche (Iitsche)* oder *Uütsche w. ‚brauner Landfrosch‘* und *Lork m. ‚Kröte‘*. Diesen ostfälischen Eigenwörtern stehen im Norden die bedeutungsgleichen lüneburgischen Wörter *Beddstä‘*, *Meßfork(e)*, *Dråk(e)*, *Pogg(e)* und *Uütsch(e)* oder *Uüts(e)* ‚Kröte‘ gegenüber. Die Grenzen zwischen den genannten ostfälisch-lüneburgischen

Wortpaaren setzen beim Südwestrande der Altmark am Ohrelauf in der Nähe von Obisfelde an und stimmen in ihrem Zuge von Osten nach Westen quer durch den jetzigen Großkreis Gifhorn ziemlich genau mit der früheren Grenze zwischen den Altkreisen Gifhorn (im Süden) und Isenhagen (im Norden) überein. Wo diese Wortgrenzen den Kr. Gifhorn im Westen bei Wesendorf verlassen, kann ich sie jetzt durch die Nachbarkreise weiterverfolgen. Schon vor einigen Jahren hatte ich festgestellt, daß alle 5 ostfälischen Wörter auch im Nordteile des Kr. Peine bis in seine Nordspitze bei Eltze hinein gebräuchlich sind. Die einzigen Ausnahmen sind *Beddstē* in Eickenrode, Eltze (neben älterem *Beddespunnige!*) und Wehnsen sowie *Drāke* in Edemissen.

Nach dem Eintritt in den Kr. Celle trennen sich die bis dahin gebündelt nebeneinander herlaufenden 5 Wortgrenzen. Ziemlich gerade in westlicher Richtung geht nur die *Erpel/Drāke*-Linie weiter durch die Nachbarkreise Ce. (18 Belege für Erpel/Arpel), Bu. (24) und Ne. (15). Anders die ‚Mistgabel‘-Linie: *Grēpe* ist im Kr. Ce. ganz unbekannt; der Geltungsbereich dieses ostfälischen Wortes biegt nach SW ab durch die Kr. Bu. (18) und Ne. (9). Noch weiter nach SW weicht die *Beddespunnich*-Grenze zurück; sie berührt zwar zunächst die Kr. Ce. (3) und Bu. (1), zieht dann aber unter Ausschluß der Kr. Ne. und Han. durch den Kr. Sp. (4) in den Kr. Ham. (13) hinein. Zwischen der ‚Enterich‘- und der ‚Bettstelle‘-Linie verlaufen schließlich in gemäßigter südwestlicher Richtung die Grenzen für ostfälisch *Lork* ‚Kröte‘ (Ce. 6, Bu. 19, Ne. 2) und *Ütsche/Ütse* ‚Frosch‘ (Ce. 12, Bu. 14, Ne. 4).

Dieses merkwürdige Hin- und Herpendeln der Wortgrenzen im Raume zwischen der Aller oberhalb von Celle und dem nördlichen Teile des Weserberglandes läßt sich auch bei einer Reihe anderer ostfälischer Eigenwörter beobachten, deren Geltungsbereich im Kr. Gifhorn ebenfalls bis zur Nordgrenze des Altkr. Gi. geht. Dazu gehört zunächst das Zeitwort *ütlöchten* (-lechten) oder *ütlöttjen* für ‚Erbsen aushülsen‘, dessen Grenzverlauf gegen lüneburgisch *ütpālen* oder *ütpöälken* im Kr. Gi. schon von Tita untersucht, aber in seinem Aufsatz nicht beschrieben worden ist. Das ostfälische Wort fand sich jetzt weiterhin in den Kr. Ce. (6 Orte), Bu. (33) und Ne. (11). Durch die Erhebungen des Br. Landesmuseums wurde ferner die Verbreitung folgender ostfälischer Wörter in den vier nördlichen Grenzkreisen geklärt: *Wrail* (*Frail*), *Brail* oder *Grail* m. ‚Knebel, Spannknußel zum Festziehen eines Strickes oder einer Kette über einem Wagenfuder‘ (Gi. 6, Ce. 16, Bu. 12, Ne. 4), *Hegge* w. ‚lebende Hecke‘ (Gi. 11, Ce. 10, Bu. 5, Ne. 4), *Hutsche(bank)* w. ‚Fußbank‘ (Gi. 4, Ce. 0, Bu. 2, Ne. 0), *Kām* m. oder s. ‚Schimmel auf Flüssigkeiten‘ (Gi. 6, Ce. 3, Bu. 6, Ne. 4), *Mische* w. ‚Mistlagerstätte auf dem Bauernhof‘ (Gi. 9, Ce. 12, Bu. 17, Ne. 0), *Nüsse* oder *Nisse* ‚Stützstange für das Längsseitenbrett des Ackerwagens, die auf der hinteren Radachse ruht‘ (Gi. 7, Ce. 17, Bu. 13, Ne. 0), *Pump* m. ‚kleineres stehendes Gewässer natürlichen Ursprungs‘ (Gi. 8, Ce. 12, Bu. 31, Ne. 28), *Pümpel* oder *Flaumenpümpel* m. ‚Dauerwurst aus dem Muskelfleisch des Schweines in der sackförmig zusammengenähten Netzhaut des Schweinebauches‘ (Gi. 10, Ce. 5, Bu. 5, Ne. 3), *RailBe* bzw. *Rai(en)* s. oder w. ‚Eintopfen aus Gemüse, Kartoffeln und Fleisch‘ (Gi. 2, Ce. 4, Bu. 18, Ne. 8), *Raut* oder *Raust* m. ‚Ofen- und Herdruß‘ (Gi. 2, Ce. 1, Bu. 3, Ne. 10), *Rummel* m. ‚Runkelrübe‘ (Gi. 14, Ce. 2, Bu. 5, Ne. 0), *Schucke* w. ‚Pumpvorrichtung über

dem Brunnen' (G. 0, Ce. 8, Bu. 4, Ne. 0), *Slacke* oder *Slackwost* w. 'Dauerwurst aus dem Muskelfleisch des Schweines im Schweinemastdarm' (Gi. 14, Ce. 20, Bu. 28, Ne. 8) und *Wanne* w. 'Gewann, größere Abteilung der Ackerflur aus der Zeit der alten Dreifelderwirtschaft' (Gi. 4, Ce. 8, Bu. 11, Ne. 7). Die Zahlen für den Kr. Gifhorn beziehen sich hier nur auf die befragten Orte im Grenzsäum zwischen den Altkreisen Gifhorn und Isenhagen; sie würden erheblich höher sein, wenn der ganze „Papenteich“ und der „Hasenwinkel“ im Südteil des Kreisgebietes in die Erhebungen mit einbezogen wären.

Zumeist geht der Geltungsbereich der genannten Wörter nicht über die Nordgrenze des Altkreises Gifhorn nach Norden hinaus. Von Orten des Altkreises Isenhagen haben an ihnen nur Anteil Hankensbüttel mit *Wrail*, *Hegg* und *Pump*, Wittingen mit *Slackwost*, Boitzenhagen mit *Hegge* und Brome mit *Pump*, *Rummel* und *Slackwost*. Nördlich der Wortgrenzen gelten in den vier Kreisen die lüneburgischen Wörter *Hågen* m. oder hochdeutsch *Heck(e)* w. für 'Hecke', *Fautbank* (*Fōutbank*) w. für 'Fußbank', *Misse(n)* w. für 'Mistlagerstätte', *Saut*, *Sōt* oder *Sott* m. für 'Ofen- und Herdruß', *Runkel* für 'Runkelrübe', *Zucke* für 'Pumpe' und *Mettwost* oder *Fettenne* für 'Dauerwurst im Schweinemastdarm'. Für 'Spannknüppel', 'Schimmel auf Flüssigkeiten', 'Stützstange für das Wagenbrett', 'kleineres stehendes Gewässer', 'Dauerwurst in der Netzhaut des Schweinebauches', 'Eintopfessen' und 'Gewann' wußten die Befragten in den nördlichsten Orten keine einheitlichen lüneburgischen Eigenwörter anzugeben.

An die Reihe der genannten ostfälischen Eigenwörter, die in weiten Teilen Ostfalens noch recht gut bekannt sind, schließen sich andere an, die zwar ebenfalls als typisch ostfälisch gelten können, aber selbst im ostfälischen Kerngebiet nur noch resthaft anzutreffen sind, seien es nun Bezeichnungen für nicht überall vorkommende Tiere und Pflanzen, seien es Geländebezeichnungen, die nur noch in Flurnamen überliefert sind, seien es Ausdrücke für veraltete Gebrauchsgegenstände oder zwischenmenschliche Beziehungen. Dazu gehören *Boitlink* m. 'verschnittener Jungochse' (Gi. 2, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 2), *Schåre*, *Schårje* oder *Schåreke* w. 'Elster' (Gi. 2, Ce. 0, Bu. 3, Ne. 0), *Tåleke* oder *Åleke* w. 'Dohle' (Gi. 5, Ce. 2, Bu. 1, Ne. 1), *Ere*, *Åre*, *Öre* oder *Üre* w. 'Bergahorn' (Gi. 1, Ce. 1, Bu. 0, Ne. 2), *Witt(n)-åbern* m. 'Feldahorn' (Gi. 1, Ce. 0, Bu. 1, Ne. 3), *Lenne*, *Lēne* oder *Lōne* w. 'Spitzahorn' (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 2), *Wike* oder *Bastwike* (Gi. 2, Ce. 1, Bu. 0, Ne. 0), *Rēlße*, *Rōlße*, *Rēlk(en)* oder *Rīlk* 'Schafgarbe' (Gi. 6, Ce. 3, Bu. 5, Ne. 3), *B(l)ockshörnbarh* oder *Blocksbarch* m. 'Osterfeuerplatz' (Gi. 3, Ce. 3, Bu. 2, Ne. 3), *Tī* m. oder s. 'Versamlungs- und Festplatz des Dorfes' (Gi. 2, Ce. 4, Bu. 4, Ne. 3), *Lå* m. oder s. 'kleineres liches Laubgehölz mit ursprünglich vielleicht kultischer Bedeutung' (Gi. 1, Ce. 0, Bu. 7, Ne. 0), *Hai* oder *Hau* m. 'Kahlschlag im Walde mit beginnendem Jungwuchs' (Gi. 3, Ce. 13, Bu. 12, Ne. 4), *Fōrlink*, *Fōrlink* oder *Fårlink* bzw. *Fårel* m. 'ein halber Morgen Ackers' (Gi. 0, Ce. 1, Bu. 2, Ne. 5), *Drōm* (*Draum*), oder *Drōne* (*Draune*) w. 'dreiviertel Morgen Ackers' (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 1), *Gartlink* oder *Gertlink* m. 'anderthalb Morgen Ackers' (Gi. 1, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 1) und *Gilte* w. 'niedriges ovales Holzgefäß mit 2 Handgriffen' (Gi. 3, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 4). Allen diesen „Reliktwörtern“ ist gemeinsam, daß sie, wenn auch sehr vereinzelt, auch in einem, zwei, drei oder allen vier der nördlichen Randkreise Ostfalens noch vorkommen und damit zumindest die südlichen Teile der Kreise Gifhorn, Celle, Burgdorf und Neustadt als sprachlich ostfälisch ausweisen helfen.

Es ist zwar nicht möglich, die recht verschiedenen Geltungsbereiche der behandelten ostfälischen Eigenwörter in einer gemeinsamen Grenzlinie vom Westrande des Kr. Gifhorn bis zum Weserberglande zusammenzufassen, die man als die nordwestliche Begrenzung der ostfälischen Sprachlandschaft bezeichnen könnte. Wohl aber zeichnet sich ein einigermaßen deutlicher Grenzsaum ab, wenn man in den Kreisen Celle, Burgdorf, Neustadt, Hannover, Springe und Hameln die Orte mit den meisten ostfälischen Eigenwortbelegen untereinander verbindet. Das sind im Kr. Ce. Gockenholz, Altencelle, Westercelle und Nienhagen, im Kr. Bu. Heeßel, Kolshorn und Ilten, im Kr. Han. Anderten, Hemmingen-Westfeld, Ihme, Vörie, Lüdersen, im Kr. Sp., Bennigsen, Gestorf und Mittelrode, im Kr. Ham. Brünighausen, Kl. Hilligsfeld und Behrensens. Diese Linie entspricht in auffallender Weise dem Verlauf der Diözesangrenze zwischen den Bistümern Hildesheim und Minden von Celle über Springe nach Coppenbrügge am Nordfuß des Iths. Als ostfälische „Vorposten“ sind dieser Linie noch einige weitere Orte mit starkem ostfälischen Spracheinschlag vorgelagert, und zwar Hambühren westlich von Celle, Garbsen westlich von Hannover, Meyenfeld, Frielingen, Poggenhagen, Kl. Heidorn, Helstorf und Laderholz im Kr. Neustadt.

Merkwürdigerweise erreichen einige andere ostfälische Wörter, die wie die vorhergenannten in den Kreisen Holzminden und Einbeck ebenso gebräuchlich sind wie im ostfälischen Kerngebiet, nach Norden nicht einmal die Aller und im Nordwesten auch nicht die Diözesangrenze auf der Strecke Celle — Springe — Coppenbrügge. Es sind *Barnstain* oder *Barlstain* m. ‚Backstein, gebrannter Mauerstein‘ (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 0, Han. 0, Sp. 3, Ham. 0, Al. 22), *Hailebëre*, *Hälebëre* oder *Hallebëre* w. ‚Heidelbeere‘ (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 2, Ne. 0, Han. 1, Sp. 6, Al. 32, Ham. 24), *Saiße* w. ‚Sense‘ (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 3, Ne. 0, Han. 1, Sp. 18, Ham. 29) und *Tornaits-*, *Ternaits-* oder *Tarnaitsnâme* m. ‚Spitzname‘ (Gi. 0, Ce. 0, Bu. 0, Ne. 1, Han. 1, Sp. 4, Al. 20, Ham. 5). Anstelle dieser ostfälischen Wörter reichen die lüneburgischen Synonymen *Müerstain* (oder ersatzweise hochdeutsch *Backstain*) für ‚Backstein‘, *Bickbere* für ‚Heidelbeere‘, *Sēbel(e)* für ‚Sense‘ und *Ökel-* oder *Jökelnâme* weit in das nordwestliche Ostfalenland hinein.

Nimmt man alles zusammen, was über die verschieden großen Geltungsbereiche ostfälischer Eigenwörter im Nordwesten der ostfälischen Sprachlandschaft festgestellt werden konnte, so gewinnt man den Eindruck, als ob dort seit Jahrhunderten mit wechselndem Erfolg zwischen lüneburgischen und ostfälischen Sprachkräften um die Vorherrschaft gekämpft würde. Die Nordwestflanke Ostfalens scheint gegen fremde Einflüsse anfälliger zu sein als der Westen an der Weser, der Süden und der Nordosten an der oberen Aller und Ohre. Ob die Aufreißung der nordwestlichen Grenze Ostfalens nur durch kulturelle und wirtschaftliche Strömungen des Mittelalters und der neueren Zeit bewirkt worden ist oder ob sie durch Veränderungen in der Zusammensetzung der Bevölkerung während des Mittelalters — etwa bei der Gründung der Hägersiedlungen durch fremde Kolonisten — ausgelöst worden sein könnte, das läßt sich mit unseren bisherigen dialektgeographischen Hilfsmitteln und den einschlägigen mittelalterlichen Geschichtsquellen leider noch nicht klären. Nur soviel scheint deutlich zu sein, daß der ursprünglich recht waldreiche und landwirtschaftlich geringwertige

Nordwesten Ostfalens nach Ausweis seiner natürlichen Beschaffenheit wie auch seiner Ortsnamentypen später aufgesiedelt worden ist als die fruchtbaren ostfälischen Bördegebiete mit ihren überwiegend altertümlicheren Ortsnamen.

Es bilden übrigens nicht nur die ostfälischen Randkreise Gifhorn, Celle, Burgdorf und Neustadt eine sprachliche Übergangszone, sondern große Teile der Lüneburger Heide selbst zeigen in ihrem mundartlichen Wortschatz eine eigenartige Mischung ostfälischer und nordniedersächsischer Merkmale. Eine Reihe typisch ostfälischer Wörter reicht über die genannten Randkreise, wo sie in den meisten oder gar in allen Orten gebräuchlich sind, nach Kück's Wörterbuch mehr oder weniger weit in das Lüneburgische hinein. Dazu gehören *Briten* m. 'Wasserdampf in der Küche' (Kück: Kr. Gifhorn, Uelzen, Lüneburg), *Dü(e)* oder *Doi(e)* w. 'kurzes, krauses Stroh Bündel zum Abdichten der Dachdeckung' (Kück: Bardengau), *Hill(en)* w. 'Futterraufe für Pferde und Schafe im Stall' (Kück: Kr. Gifhorn und Uelzen, Teile der Kr. Bleckede, Lüneburg, Soltau und Winsen), *Kaileken*, *Käl(e)-ken* oder *Kallken* Mz. 'schwarze Holunderbeeren' (Kück: Kr. Fallingb., Soltau, Uelzen), *Kemp(e)* m. 'männliches Zuchtschwein' (Kück: lüneburg. mick-Gebiet), *kören* 'erzählen, gemütlich schwatzen' (Kück: Bardengau und Kr. Harburg), *Lā(e)*, *Lāch'* oder *Lācht(e)*, als Flurname Legde geschrieben, w. 'ruhender, als Weideland genutzter Acker' (Kück: in den Kr. Bleckede, Uelzen und Lüneburg), *Luffen* m. 'längliches Weißbrot' (Kück: Kr. Celle, Uelzen und Winsen), *Mäken* s. 'Mädchen' (Kück: Teile der Kr. Celle, Gifhorn, Bleckede und Lüneburg), *Prilleken* s. 'ringförmiges Schmalzgebäck der Fastnachtzeit' (Kück: südliche Heide), *Rüel* m. 'kleines spatenförmiges Gerät zum Reinigen der Pflugschar von anhaftender Erde' (Kück: Kr. Gifhorn, Celle und Uelzen). In anderen Teilen der Lüneburger Heide gelten statt dieser ostfälischen Wörter die nordsächsischen Synonymen: *Wäsen*, *Wräsen* für 'Wasserdampf', *Flidder-*, *Flöder-* oder *Flöderbären* für 'Holunderbeeren', *Bass'* für 'männliches Zuchtschwein', *snacken* für 'schwatzen', *Drē(i)sch* für 'ruhender Acker', *Dērn* für 'Mädchen', die auch in Schleswig-Holstein, im Nordteil der Altmark und in Baden, Kr. Verden gebräuchlich sind. Dort im Norden ist *Hill'* zwar auch bekannt, aber in der abweichenden Bedeutung 'Dachraum über dem Kuhstall'. Da von Kück's Lüneburger Wörterbuch bis jetzt noch nicht alle Lieferungen des 3. Bandes erschienen sind, kann ich einstweilen nicht angeben, wie weit die ostfälischen Wörter *Stifel(e)* w. 'Stange oder Reisig zum Stützen rankender Bohnen oder Erbsen', *Stige* w. 'Haufen von 20 schräg aneinander gelehnten Korngarben auf dem Stoppelfelde', *Stüken* m. 'Baumstumpf' und *Stünschen* oder *Stüntjen* s. 'kleines geböttchertes Holzgefäß mit einer verlängerten Daube als Handgriff' in das Lüneburgische hinein verbreitet sind. Da sie aber ebenfalls in den Kreisen Celle, Burgdorf und Neustadt teils vorherrschen, teils ausschließlich gelten, darf man wohl annehmen, daß sie auch in den lüneburgischen Nachbarkreisen nicht ganz so unbekannt sind wie in der Altmark und in Schleswig-Holstein. Das nordsächsische Wort *Stubben* für 'Baumstumpf' ist freilich umgekehrt in den Kreisen Gifhorn, Peine und Celle neben dem Wort *Stemmen* bis an die Aller und stellenweise sogar etwas darüber hinaus nach Süden zu finden. Andererseits ist gerade im Westteil des Kr. Gifhorn nach Titas Erhebungen das ostfälische Wort *Hailebâ(r)t*, *Hallebâ(r)t* oder *Hailebott* m. 'Storch' überall zu Hause, während es im Kr. Celle nur aus 14, im Kr. Burgdorf aus 5 Orten und im Kr. Neustadt gar nicht bezeugt ist. Auch die ostfälische *Dūwelskōke* w. 'feuchte Niederung mit häufig aufsteigendem Bodennebel' ist von Kück wenigstens einmal als Flurname bei

Lüneburg gefunden worden, also weit nördlich der eigentlichen Nordgrenze der ostfälischen Sprachlandschaft. Da dieses Wort aber nach meinen neuen Erhebungen in den 4 nördlichen Randkreisen Ostfalens gut bekannt ist (Gi. 3, Ce. 8, Bu. 17, Ne. 11), wird man zwischen der Aller und Lüneburg dafür bei weiterem Nachforschen sicher noch mehr Belege entdecken können.

Die einzige durchlaufende Grenzlinie zwischen einem ostfälischen und einem nordniedersächsischen Sprachmerkmal inmitten der Lüneburger Heide, die schon vor langem genau von Ort zu Ort festgelegt wurde, ist die zwischen den auf -k auslautenden ostfälischen Formen des ungeschlechtlichen Fürworts — *mick* ‚mir, mich‘, *dick* ‚dir, dich‘, *üsch/ösch* (aus *üsk/ösk*) ‚uns‘ und *jück/jöck/jüch, jich* ‚euch‘ und den k-losen nordsächsischen Formen *mi, di, us* und *ju*. Diese Grenze zieht sich von Rinteln an der Weser zunächst in nördlicher Richtung über Bückeburg nach Petershagen, dann in nordöstlicher Richtung über Rehburg am Steinhuder Meer, Hudemühlen und Fallingbostel bis in die Nähe von Lüneburg, weiter in südöstlicher Richtung zum Westrande der Altmark und schließlich an deren West- und Südrande entlang zur Mittel-Elbe. Das von dieser Linie umschlossene lüneburgische *mick*-Gebiet erklärte Kück ausdrücklich auch als Geltungsbereich für das ostfälische Wort *Kemp(e)*. Inwieweit damit auch die Geltungsbereiche der übrigen genannten ostfälischen Wörter im Lüneburgischen übereinstimmen, läßt sich aus Kücks Angaben in seinem Wörterbuche leider nicht klar erkennen. Es hat aber den Anschein, daß sich die einzelnen Wortgrenzen im Lüneburgischen ebenso wenig zur völligen Deckung bringen lassen wie im nordwestlichen Ostfalen.

Auch das Lüneburgische war und ist eine sprachliche Kampfzone, in der südliche und nördliche Einflüsse um die Vorherrschaft rangen. Dabei dürfte das Nordsächsische in der Hauptsache der Gewinner gewesen sein und das ostfälisch-lüneburgische Sprachgut schrittweise immer weiter nach Süden zurückgedrängt haben. Auf diese Weise wurde die ursprünglich sicherlich viel stärker ausgeprägte Sprach- und Kulturgemeinschaft des Lüneburgischen mit dem Ostfälischen im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr geschwächt. Da uns aus dem Mittelalter keine siedlungsgeschichtlichen Vorgänge bekannt sind, aus denen eine fortschreitende Zunahme des nordsächsischen Elements im ehemaligen Langobardengebiet erklärt werden könnte, ist es wohl nicht zu vermessen, solche sprachlich-kulturellen Wandlungen letzten Endes auf die Landnahme der Nordsachsen in der Lüneburger Heide zurückzuführen, die nach der Abwanderung langobardischer Volksteile und nach dem Zusammenbruch des südlich angrenzenden Thüringer Reiches auf ostfälischem Boden im 6. Jahrhundert begonnen hat. Es liegt auf der Hand, daß eine stark nordsächsisch durchmischte lüneburgische Bevölkerung in allen Volkstumsäußerungen während des ganzen Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte neuen Kultureinflüssen von der Niederelbe her immer wieder williger Gehör schenkte, als es ein unvermischt gebliebenes Langobardentum getan hätte. Die dynastische Zusammengehörigkeit des Lüneburgischen mit Ostfalen unter welfischer Herrschaft vom 12. bis zum 19. Jahrhundert war nicht stark genug, um das alte gemeinsame Kulturerbe aus elbgermanischer Zeit nördlich der Aller ungeschmälert zu bewahren. Dazu waren

vor dem Zeitalter neuzeitlicher Verkehrsmittel die Verkehrsverbindungen zwischen Ostfalen und der Lüneburger Heide zu sehr erschwert durch die dazwischen gelagerten natürlichen Hindernisse der großen Moore und der unendlichen Waldgebiete der Südheide.

¹⁾ Ed. Kück, Lüneburger Wörterbuch. Bd. I 1942, II 1959/62, III 1964 ff. — ²⁾ J. F. Danneil, Wörterbuch der altmärkisch-plattdeutschen Mundart. 1859. — ³⁾ O. Mensing, Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch. Bd. 1—5, 1925/35. — ⁴⁾ Br. und D. Westermann, Wörterbuch des Dorfes Baden, Kr. Verden, 1941 (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes. Bd. 1). — ⁵⁾ Fr. Tita, die Nordgrenze des Kernostfälischen (in: Forschungen zur Braunschweigischen Geschichte und Sprachkunde, hrsg. v. Fr. Timme, 1954, S. 91—104).

Die Clusen im Lande Braunschweig

von Otto Hahne

Seit dem frühen Mittelalter sind im christlichen Abendlande viele Clusen errichtet worden. Der Name geht zurück auf lateinisches *clusus* = eingeghegtes Grundstück, angelsächsisch *clus*, mittelhochdeutsch *cluse*, niederdeutsch *klus*. Es sind kleine Steinkapellen mit einem Altar und irgendwelchen Heiligenbildern, neben denen zur Betreuung ein frommer Eremit = mönchischer Einsiedler seinen ständigen Wohnsitz hatte. Sie liegen weniger in den menschlichen Wohnstätten, sondern zumeist an den großen Heerstraßen des Landes.

Ihr Zweck ist es zunächst, zu einem stillen Gebet einzuladen und zu einer kleinen Gabe an den Eremiten zu bewegen. Andere Clusen wieder sind errichtet worden, eine frühere heidnische Götterverehrung, die bekämpft werden sollte, durch christliche Glaubensbetätigung zu ersetzen.

Mit der Einführung der Reformation werden sie überflüssig und allmählich beseitigt. Sie zerfallen nun schnell, und ihr Steinmaterial wird zu Zweckbauten in dem Nachbarorte verwendet. Daher sind oft nur Flurnamen die einzige Erinnerung an diese Clusen.

Man darf sich jedoch nicht verleiten lassen, überall dort eine Clus zu vermuten, wo nur ein Flurname darauf hinweist, da entlegene „Klausekämpfe“ auch das Eigentum des Heiligen Nikolaus der benachbarten Dorfkirche einmal gewesen sein können.

Fest gemauerte Clusen sind in unserm Lande nun folgende einmal vorhanden gewesen.

Die Klus am Eiselsborn in Heyen an der Weser, Amt Eschershausen, wird im Jahre 1568 erwähnt und von ihr berichtet, daß sie sogar zum Gottesdienst benutzt wurde, als die Kirche in Heyen „umbgefallen“ war. Ein Hans Kip aus Oldendorf hatte sie „in alten Jahren gebaut, der hat dazu gebeten.“ Sie sollte die dortige Donarverehrung aus der Cheruskerzeit ersetzen, die in den Abwehrkämpfen gegen die römischen Legionen des Germanikus eine Rolle gespielt hatte. (Keysser: Reformatorische Kirchenvisitationen 1542—1544, Seite 229).

In Kemnade an der Weser ist nördlich der Klosterkirche die Klus so gut gebaut, daß sie den Chor für die daran gefügte Dorfkirche bilden konnte und

ein Erbbegräbnis werden sollte, als die Kirche im Jahre 1750 schon eine Ruine war. Die drei Außenmauern aus roten Bruchsteinen umschlossen damals noch einen Altar. Heute dient der Bau landwirtschaftlichen Zwecken.

Die kleine Klus in Linse an der Weser wird zu einer Kapelle Unserer lieben Frau in Fachwerkbau erweitert, lange Zeit als Dorfkirche benutzt und 1896 wegen Baufälligkeit abgebrochen. Auf dem Steinaltar soll eine bemalte Bildhauerarbeit gestanden haben.

Eine weitere Klus ist am Wege nach dem Kloster Amelungsborn dicht vor Negenborn (Flurname: Auf der Klus) vorhanden gewesen.

Um das Jahr 1198 tauscht das Kloster Amelungsborn ein „predium (Gut), quod inxta cappellam situm est“, für sich ein. Die ruinenhaften Reste des von O nach W gerichteten, länglich rechteckigen Baus sind auf der Flurkarte von 1765 eingezeichnet, bis über 1800 vorhanden gewesen und auf einem Kupferstiche des Ebersteins von Grape abgebildet.

Auf grundherrlichem Boden an der Heerstraße von Stadtoldendorf nach Wangelnstedt, wo um 1180 mecklenburgische Kriegsgefangene von den Homburger Grafen angesiedelt wurden, weisen die Flurnamen: „Im Clusfelde, Hinterm Clusfelde, Am unteren Clusfelde“ darauf hin, daß auf dem „Clusberge“ beim „Clusbrunnen (Corpus bonorum Wangelnstedt 1750) eine Clus vorhanden war. Der letzte Klausner Kurd Plato starb 1602, aber auch Mönche aus Amelungsborn predigten früher manchmal daselbst und hielten dort Sakramentsfeiern. Die Kapelle ist dann abgebrochen, um die Holzbalken und Dachsteine für den Schulbau in Wangelnstedt zu verwenden.

An der alten Heerstraße von Hameln nach Einbeck lag einst am Hasselborn auf der Flur südlich von Wenzeln, Amt Greene, eine berühmte Clus mit dem „Clausgarten“ daneben. Einige Einkünfte, die später die Kirche von Wenzeln nutzte, standen ihr im Jahre 1542 noch zu. Zu der Kapelle mit dem wundertätigen Marienbilde zogen Wallfahrten „aus Andacht von etlichen wohlhabenden Leuten, unter denen ein Remschenplate gewesen ist.“ Selbst ein Gasthaus gewährte dort den Vorübergehenden, die nach Einbeck wanderten, eine gute Unterkunft. Heute sind auch die letzten rudera (= Trümmer) verschwunden. Einen goldenen Haspel, der im Brunnen des Gartens der Sage nach liegen sollte, versuchten einmal drei Männer vergeblich herauszuziehen, da er in der Tiefe versank. (O. Hahne: Aus der Vergangenheit des Dorfes Wenzeln. Maschinenschrift).

Über die Clus bei Grünenplan, Amt Eschershausen, schreibt Merian: „alte Leute hätten immer noch auf den dortigen Busch Flachs, Wolle, Wachs und dergleichen geopfert.“

Aus welchem Grunde auf landesherrschaftlichem Boden einmal die Clus neben dem Sanktgeorgsbrunnen auf dem Closterberge bei Gandersheim, daneben „das Clausholtz“, gegründet wurde, ist unsicher. „Der erste Bewohner dieses Platzes, wo Wildschweine und Wölfe gehaust hätten, sei nach Auskunft der antiquissima calendaria ein frater Walinus, sacerdos et monachus, gewesen.“ Eine kleine Kapelle habe sich dort befunden, denn nach einer Notiz in dem alten Missale sei der 1159 geweihte Michaelisaltar zwischen den Türmen der späteren Klosterkirche ausdrücklich als Ersatz für den Altar der inzwischen verfallenen Kapelle errichtet worden. Der Bau des Klosters erfolgte auf dem Grund und

Boden des Reichsstifts Gandersheim an bereits geweihter Stätte dort, wo sich am Sankt Georgsborn von altersher eine Kapelle und die Zelle einer Inkluse = Nonne befand, die dann dem Kloster den Namen gegeben hat. Der Bau ist 1124 bis 1154 fertiggestellt.

Der Flurname Auf dem St. Clus-Altgandersheim bezeichnet ihre Stätte. Im Jahre 1334 verkaufen die Ritter von Gandersheim die Cretelmole und die Untere Mühle an diese Clus. Der Besitzer der inzwischen verbrannten Kretelmole bezeugt dann im Jahre 1523, sein Großvater hätte der Clus die Stätte aufgetragen, wo der Berchfried des Sattelhofes gestanden hat." Reste sind nicht mehr vorhanden.

Auf der Flur von Wolperode, Amt Gandersheim, liegt die Gemeindewiese „Claussiek, heute Clagessiek“ nordwestlich vom Dorfe. Dort soll das Dorf Claunsen, (1438) nach einer Clus benannt, einmal gelegen haben. Die Dorfbeschreibung von 1756 meldet, daß das Dorf in Kriegszeiten verwüstet sei und seine Bewohner um den Lindenhof in Wolperode sich angesiedelt haben. Die Familie von Rauschenplat hatte im Jahre 1438 dort größeren Grundbesitz.

Eine Clus in Kaierde gab es nicht, wohl aber eine Clus in Delligsen im Schlechterbusch, dem Winkel zwischen den Straßen nach Grünenplan und Kaierde „nahend Delligsen, woselbst wunderbare Walfahrten von den Alten verrichtet, und von gebrechlichen Leuten allerhand Opfer gebracht worden, wie denn auch der Walfahrt halben bey der Kirchen zu Deselitzen (= Delligsen) ein Ablaßbrief, so in anno 1391 in die (= Tage) Beati Severi von dem damaligen Bischof von Hildesheim Gerhardo gegeben, vorhanden.“ Später wohnten dort ein alter Mann und eine Frau; das daselbst errichtete Haus Nr. 92, bei dem altes Mauerwerk gefunden wurde, heißt noch „Klus“. (Meier-Steinacker Bau- u. Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig V., 432).

Die Clus bei Bodenstein, Amt Lutter am Barenberge. „Im Jahre 1442 erlaubte der Bischof von Hildesheim dem Giso Lansbergen eine Klausen zu erbauen und zu bewohnen, Wege und Stege zu bauen und bessern. Wer ihn unterstützte, dem wurden 40 Tage Ablass versprochen. Diese Klausen ist wahrscheinlich identisch mit dem Werhopsloch im Gebiet der Bodensteiner Klippen, einer, wie es scheint, künstlichen Höhle, als Stube und Kammer bezeichnet, die im Laufe des 19. Jahrhunderts einem Steinbruchbetrieb zum Opfer gefallen ist.“ (Meier-Steinacker V, 364.)

Eine Flur am Abhang des Ziegenberges nach Heimbürg bei Blankenburg zu heißt „Auf der Kluse“. Dort sollen bei der Urbarmachung für einen Schießstand noch „Ziegelsteine und Reste von Mauerwerk, ja selbst ein menschliches Skelett gefunden sein.“ Meier-Steinacker VI, 148.

Zur Bekämpfung der heidnischen Wodansverehrung legt man in dem bekannten Volkmarskeller bei Blankenburg auf einem Ausläufer des Rübeländer Kalksteingebietes eine Clus an. Nach einer Urkunde vom Jahre 956 wohnte dort in einer Zelle mit Hauswänden eingeschlossen Liutbirg inclusa, die 30 Jahre nach ihrer Einschließung zu Zeiten des ruhmreichen Frankenkönigs Ludwig II (855—875) dort gelebt hatte. Auch eine Kirche des Erzengels Michael als christlicher Ersatz befand sich dort, in der oft viel besuchte Gottesdienste abgehalten wurden. Ein Einsiedlermönch Bernhardus starb dort im Jahre 1138; ihm folgte ein Volkmars, nach dem heute die Höhle heißt. Die Cisterzienser-Mönche planten im

Jahre 1146 zunächst auf diesem Michaelstein eine große Kirche mit einem Kloster, verlegten sie aber nach 1152 vor das Gebirge und nannten auch den dortigen Bau Michalstein, der noch heute erhalten ist. (Braunschweigisches Magazin 1912, 37).

Die Clus von Schöningen lag im Norden der Stadt an der Heerstraße nach Helmstedt und daneben der Clusgarten. Anstelle des Abbruchs wurde im 15. Jahrhundert eine Kapelle erbaut, deren innerer Schmuck von Meister Ludike Jans und anderen Künstlern hergestellt wurde. Einige für Armenzwecke gedachte Wohnhäuser wurden dort auch gebaut.

Im Jahre 1344 gibt der Bischof Albrecht II. von Halberstadt die Erlaubnis, daß Mechthild, die Witwe Conrads von Warberg, eine Clus mit einem Fenster für sich neben der Walpurgiskirche in Helmstedt errichten und daselbst wohnen darf. Nach dem Tode Mechtilds wurde im Jahre 1386 der Bau wieder abgerissen, da der Rat der Stadt die Übernahme ablehnte.

Im Clusgarten vor dem Nordtore Vorsfeldes nach Wendschott zu lag möglicher Weise eine Clus, über die jedoch keine weiteren Nachrichten zu ermitteln sind.

Aus dem Flurnamen Kluskamp in Büstedt, Amt Vorsfelde, an der Straße nach Obisfelde darf wohl der Schluß gezogen werden, daß dort eine Clus einstmals gestanden hat. Es fehlen jedoch sonstige Nachrichten über diese Anlage.

Am Wege von Grafhorst, Amt Vorsfelde, nach Velpke steht auf der Forstkarte des Forstamts Dann Dorf im Grafhorster Holze eingetragen „Einsiedelei“. Weder urkundliche Nachrichten noch Reste eines Gebäudes sind jedoch dort nachweisbar.

Die Erinnerung an die Clus bei Alvesse, Amt Vechelde haben nur zwei Flurnamen der Flurkarte von 1770 erhalten. Die Clustrift, heute ein nach Osten gehender Feldweg, ist einmal die Verbindungsstraße nach Groß Gleidingen gewesen. An ihr ist der Flurname Über der Clus eingezeichnet. Zu ihr führt Der Clusdamm - Sonnenberg über das Papenhorn und den Papenstieg. Urkundliche Nachrichten sind nicht nachzuweisen, und irgendwelche Mauerreste sind heute nicht mehr dort vorhanden. Da jedoch im Dorfe ein S. Nicolai Garten ist, könnte auch nur eine Beziehung zu dem ehemaligen Kirchenheiligen vorliegen.

An die Clus in Essehof, Amt Riddagshausen, erinnert nur noch der Flurname am Dorfe Im Clusgarten.

Eine Clus lag einst, wo die Berliner Straße nach Dibbesdorf umbiegt und auf der Flur von Wendhausen, Amt Riddagshausen, In der Cluswiese verzeichnet wird. Angeblich waren dort im Jahre 1754 noch einige rudera vorhanden. In der Nähe war ein Nobiskrug eingerichtet. (Niederdeutsche Zeitschrift Volkskunde 1925, 31),

Ganz im Norden der Feldmark von Wendezelle, Amt Vechelde, dicht vor der Harvesser Feldgrenze scheinen die Flurnamen: Auf dem Claus, Auf der Claaswiese auf eine einst vorhandene Clus hinzudeuten, die neben einem wüst gewordenen deutschen Dorfe unbekannten Namens (Auf den großen Wöhrden, Auf den kleinen Wöhrden, Am und über dem deutschen Damme) auf der Flurkarte von 1754 verzeichnet werden. Wendezelles Namen und ebenso der

Name der Stadt Celle ist zu erklären = Bucht an der fischreichen Erse (altsächsisch kjellu), an der zur Zeit Herzog Heinrichs des Löwen wendische Ansiedler in einem Rundling angesetzt wurden.

Im Kluskamp — Rautheim, Amt Riddagshausen, 5,20 Morgen, die alle zu Riddagshäuser Höfen gehören, liegt nördlich der großen Heerstraße nach Helmstedt gegenüber dem Schöppenstedter Turm. Es wurde zuerst geplant, dort ein Cisterzienser Kloster im „Kaulenfelde“ zu erbauen, das dann aber an die günstigere Stelle in Riddagshausen verlegt wurde, wo es eine reiche Stiftung auf der Flur erhalten hatte. Von dieser Clus ist weiter nichts bekannt, wenn man nicht die Nachricht auf sie bezieht, daß in einer bischöflichen Urkunde 1147 der Abt Robert von Riddagshausen als abbas de Cella Sanctae Mariae bezeichnet wird.

Der Clausenkamp — Werder, Amt Thedinghausen, hat seinen Namen wegen der Beziehung zu der Klus in Hagen. Diese Kapelle der Maria Magdalena soll bereits im 13. Jahrhundert bestanden haben, und in ihr wurde dreimal jährlich gepredigt. Schon im Jahre 1583 war sie baufällig und mußte 1630 sehr erneuert werden.

Nördlich der Heerstraße von Schöppenstedt nach Braunschweig lag einst eine Clus, von der jedoch urkundliche Nachrichten nicht vorhanden sind. Allein die Flurnamen des bei Schöppenstedt wüst gewordenen Dorfes Twelken (Flurkarte von Schöppenstedt 1760) erinnern noch an diese Verehrungsstätte: Am, Hinter dem, Unter dem Kluskirchhofe.

Die Zelle im Schimmerwalde bei Bad Harzburg. Es darf nicht angezweifelt werden, daß im Schimmerwalde (1308 scymmelwold, 1498 das Cellerholt im Schimmelwolt) an der alten Straße des Ilsenburger Stiegs die heiligen weißen Pferde des germanischen Sonnengottes gezüchtet wurden. „Wold“ ist nicht gleich „Wald“, sondern ein den Göttern vorbehaltenes Gebiet (von waltjan abzuleiten). Um die heidnische Verehrung zu bekämpfen, rodete der Mönch und Einsiedler Wanlef einen Platz nördlich des Ilsenburger Stieges: Wanlefs-rod und baute dort eine Cella. Diese Zelle war so berühmt, daß Kaiser Heinrich II. von Goslar aus sie öfters besuchte und eine dem Heiligen Stephan geweihte Kapelle errichten ließ, deren Reste im Jahre 1682 als „Rudera der Zellburg“ bezeichnet werden. Diese Anlage mit Wirtschaftshof (1314) und Propstei wurde dem Kloster Ilsenburg unterstellt, und das „Zellholz“ blieb bis in das 20. Jahrhundert eine preußische Enklave im braunschweigischen Gebiet. Die „Zellweg“ führt auch nach dieser Stelle.

Die einzige Erinnerung an die Clus bei Immendorf, Amt Wolfenbüttel, ist der Flurname südlich des Dorfes an der Frankfurter Heerstraße: Die Kluswiese, im Winkel der Heerstraßen nach Blekenstedt und Salder.

Die nachfolgenden Beispiele zeigen deutlich, wie vorsichtig man in der Beurteilung der Flurnamen mit „Klaus“ sein muß.

„Am Klausstiege“ - Deensen, Amt Stadtoldendorf, und „In den Klausstiegs-wiesen“ sind so benannt, weil der Weg zu der Kirche in Deensen führte, die der Mutter Maria und dem Heiligen Nikolaus geweiht war. Eine Clus ist dort nicht nachweisbar.

„Hinter dem Clausberge, Auf dem Berge“ - Hallensen, Amt Greene, heißt so nach der Nikolauskapelle des Ortes, ebenso „die Clageshufe“, die dem Kirchlein von der Familie von Rauschenplat überwiesen war.

Ein Garten in der Nähe der ehemaligen Liebfrauenkapelle unter dem Heidelberg in Blankenburg hieß die Clus. Der Garten gehörte vielleicht zu dem Nikolausaltar der Liebfrauenkapelle und hatte daher seinen Namen erhalten.

Nur ein Flurname ist „Fauler Claas 1750“ - Calvörde.

Da irgendwelche Spuren einer Clus nicht in der Nähe vorhanden sind, darf der Clauskamp — Lamme, Amt Vechelde, vielleicht in Beziehung gesetzt werden zu dem früheren, jedoch namentlich unbekannten Heiligen der Lammer Kirche.

Da ein großer Flur in Lüerdissen, Amt Eschershausen, - die an der großen alten Heerstraße Hameln - Einbeck liegt „Im Klausfelde“ heißt, könnte etwa doch darin die letzte Erinnerung an eine längst völlig verschwundene Klaus vorliegen.

Die Clauskampwiese, 1770 Wiese der Clauskamp-Steterburg ist so genannt als Eigentum der dortigen Nikolauskapelle, die schon im 12. Jahrhundert arg verfallen war und daher im Jahre 1172 an die Nordseite des Turmes der Stiftskirche verlegt und vom Hildesheimer Bischof Adelhog zu Ehren der Heiligen Michael und Nikolaus, sowie aller christlichen Tugenden neu geweiht ist.

Der heute verschwundene Clausteich in Westerode bei Bad Harzburg, „1578 Ein Wischen im Clausdike und Clauskamp“ hat diesen Namen, weil er Eigentum der dem Heiligen Nikolaus, dem Schutzheiligen der Kaufleute, geweihten Kapelle in Westerode war (Forschungen zur Geschichte des Harzgebietes VI).

Das Clauthorn im Kneitlinger Forst des Elmes ist deshalb so genannt, weil es der Nikolauskirche des Ortes gehörte.

Es bleibt unklar, warum „Bei dem Clausbusch“ - Bornum, Amt Seesen, diesen Namen erhalten hat.

Das gleiche gilt von dem Clausbusch bei Parsau, Amt Vorsfelde und von der Flur „Im Clauskampe“ Glentorf, Amt Königslutter, der in einem späten Rodegebiete angelegt ist. Denn die Kirche ist neu und der alte Kirchenheilige unbekannt.

Da die Klauswiese - Liedingen, Amt Vechelde, zum Pfarrkamp gehört, wird in ihr wohl der Name des alten Heiligen der Kirche stecken, der aber nicht überliefert ist.

Auf den Zellwiesen, eine Viertelstunde weit von Stiege im Harz nach Altenbrak zu wurden Kalk, Ziegel und Grundmauern gefunden. Was dort aufgebaut war, bleibt unklar.

Im Forstamtrevier Hasselfelde im Harz wird im Jahre 1760 ein Forstort „Zelle“ am Wendefurter Rennstieg und Wege nach Altenbrak genannt, über die jedoch nichts weiter zu ermitteln ist.

Ein Feld an einem alten Wege in der Flur von Börnecke, Amt Blankenburg heißt „Am Zellwege“. Vielleicht ist die Behausung eines Einsiedlers damit gemeint, der an einem Born, daher der Name Börnecke, Wunderkuren vollbracht haben soll.

Aus dieser kurzen Zusammenstellung über die Clusen, jene kleinen Wegkapellen, die im Mittelalter die Vorübergehenden zu einer kurzen Andacht ermahnten, ergibt sich, daß sie weit zahlreicher auch in unserm Lande einst vor-

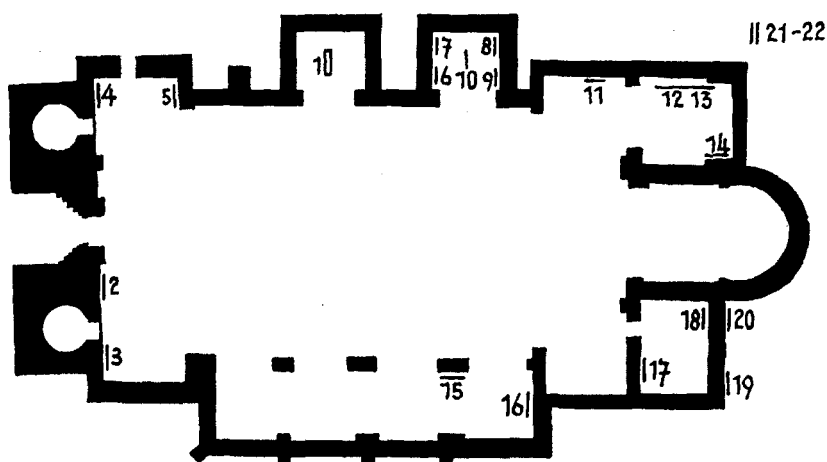
handen waren, als bisher angenommen wurde. Da man in ihnen zur Zeit der Reformation lästige Verehrungspunkte des katholischen Glaubens sah und außerdem die Einsiedlermönche, die sie zu betreuen hatten, zu fehlen begannen, wurden sie zumeist rasch beseitigt und ihr Steinmaterial zu Profanbauten in der nächsten Siedlung verwandt, soweit sie nicht durch größere Kirchenbauten im Mittelalter bereits ersetzt waren. Es lohnt sich jedoch zweifellos, aus urkundlichen Nachrichten und den Flurnamen, die oft so treu die Erinnerungen an alte Zeiten bewahren, die letzten Spuren dieses eigenartigen Kapellendienstes genau festzustellen.

Die Grabmale in braunschweigischen Kirchen

von H. A. S c h u l t z

VIII. Die Grabmale in der Stiftskirche zu Bad Gandersheim *)

123



Grundplan der Stiftskirche

Die Zahlen zeigen die Stellen an, an denen heute die Grabmale stehen

1. *Figur des Herzogs L u d o l f*,
romanisch, aus Eichenholz gearbeitet (gr. Lg. 2,15 m), die in einem sargähnlichen Schreine niedergelegt ist; Bemalung erneuert; das Haupt liegt auf einem Kissen; Ludolf trägt ein langes Untergewand, darüber einen Mantel; in der angewinkelten Rechten hält er das Kirchenmodell, in der Linken ein Schwert. Der Schrein steht in der „Antonius-Kapelle“. (Näheres s. Bau- u. Kunstdenkmäler a. a. O. S. 156, Nr. 1).
2. *Grabstein für Elisabeth Kalen* (Elisabeth von Hammenstedt, geb. Kalen), von 1603,
(gr. H. 1,96 m, gr. Br. 0,82 m, gr. St. 0,20 m), Tochter des Bürgermeisters Kalen von Braunschweig, Frau d. Christoph v. H.; (gest. 10. 12. 1603). Im Mittelfeld liegende, wie aufrecht stehend wirkende Figur einer Frau mit geschlossenen Augen; mit einem

Häubchen auf dem Kopfe, mit einer Halskrause und mit einem langen Umhang über einem stark gefältetem Untergewand; in den Händen hält sie ein Gebetbuch; in linker und rechter unterer Ecke je ein Wappen, auf Randleiste die Umschrift; der Grabstein wirkt wie ein offener Sarg. Text: „ANNO 1603 DIE 10. XBRIS IN CHRISTO PIE OBDORMIVIT NOBIL.. FOEMINA ELISABTA KALEN CHRIST...“ (unleserlich!) Lit.: Nicht in Bau- u. Kunstdenkmäler erwähnt, dafür Kronenberg, Pastor, Dr. K.: „Grabstein in der Stiftskirche konnte gedeutet werden“ in: Gandersheimer Kreisblatt vom 16. 8. 1963.

3. *Grabmal für die Familie Büttner, von 1692,*

für Michael Büttner (geb. 17. 6. 1599 zu Eisenach, gest. 4. 5. 1677 zu Sellenstedt), erste Frau: Ursel geb. von Lohneis aus Witzelreit (Oberpfalz), seine zweite Frau: Anna Geitel aus Braunschweig und Anastasius Butner (geb. 1645, gest. 1692). Am Unterteil drei Wappen: Lohneis — Butner — Geitel. Im Oberteil auf Schiefertafel der Text; wörtliche Wiedergabe in Bau- u. Kunstd. S. 158/159, Nr. 11.

4. *Gedenkplatte für Anastasius Witten, Domherr und Senior des Stiftes, von 1763,*

(Enkel von Michael Büttner (s. Nr. 3) und Urgroßvater von Otto v. Bismarck), (geb. Okt. 1672, gest. 16. 8. 1763), (gr. Lg. 1,64 m, gr. Br. 0,76 m), in die Wand des westlichen Querbaues eingelassen, schlichte Tafel aus Schiefer, Text: (linke Seite) „HIER RUHET IN DER GRUFT DER HOCHWURDIGE UND WOLGEBORNE HERR ANASTASIUS WITTEN 60 JAHR DOMHERR UND 27 JAHR SENIOR DES HIESIGEN STIFTS EIN ENKEL DES GEGENÜBER STEHENDEN SENIORIS MICHAEL BUTNERS DURCH DESSEN TOCHTER ANNEN SABINEN BUTNERN VERHEHELICHTE WITTEN. ER IST GEB. IM OCTOB. 1672 INTRODUCIRT 1703, VERHEIRATHET 1707, ANGETRETEN 1712, SENIOR GEWORDEN 1736, GESTORB. DEN 16. AUG. 1763. ALT 91 JAHR.“ (und rechte Seite) „RUHET HIEBEY DIE WOLGEBORNE FRAU AGNESE SOPHIA WITTEN GEBORNE GEITELN DES HIEBEI GENANTEN HERRN ANASTASIUS WITTEN EHELIEBSTE EINE ENKELIN DES GLEICHFALS GEGENÜBER STEHENDEN MICHAEL BUTNERS DES IUNGERN SIE WARD GEB. IM JAN. 1688 VERHEIRATHET 1707, WITWE 1763, NACH 56JAHRIGER EHE, STARB DEN 29. MAR. 1775 ALT 88 JAHR.“

5. *Grabtafel für Nicolaus Bhem, Vicar und Organist, von 1610,*

(gest. 10. 4. 1610), (gr. H. 0,90 m, gr. Br. 0,61 m), im westlichen Querbau oben rundbogig abgerundete Platte mit seitlicher Arkaden-Einfassung; im oberen Mittelfeld der Verstorbene in weltlicher Tracht knieend vor dem Gekreuzigten, im unteren linken Teil das Wappen (oben: schreitender Löwe, unten: Blattstern). Im rechten unteren Feld Schrift: „NICLAUS. BHEM · VICARIUS · UNDT · ORGANIST · IM · STIFFT · GANDERSHEIM · ANNO MDCX. 15. APRILIS. Oben im Rundbogen: MEMENTO MORI“.

6. *Grabmal für Anton von Kroll, von 1749,*

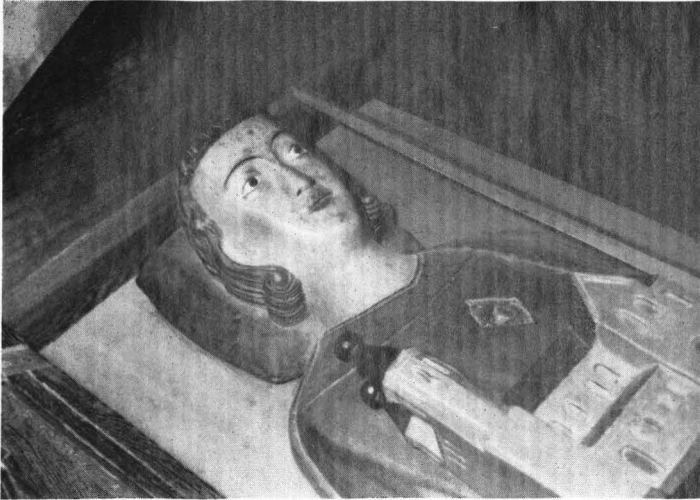
(geb. 1666, gest. 9. 11. 1749), „Untersatz mit sitzendem geflügeltem Putto, der mit der Rechten eine Fackel senkt, mit der Linken das Inschriftschild unterstützt, seitlich vor der Liseneneinfassung je drei Wappenkartuschen; ein viertes jederseits tiefer auf dem Untersatze. Über dem Wappen Inschriftschilder mit heraldisch rechts „von Kroll“, „von Hausmann“, „von Heym“, „von Leyen“; heraldisch links „von Geissendorf“, „Castner“, „von untern Schnattenbach“, „von Hornburg“, „von Schütz“. Aufsatz zwischen den gelagerten Trauerputten mit dem nach abwärts gekehrten Wappen „von Kroll“ als letzten seines Stammes.“ Text der Inschrifttafel s. Bau- u. Kunstd. S. 164.

7. *Grabmal für Margaretha Esther von Kroll, von 1749,*

(geb. 12. 6. 1661, gest. 26. 4. 1734), am Unterteil geflügelter Schädel und die Wappen „von Kroll“ und „von Geissendorf“. Zwei Putten halten im Mittelfeld die Inschriftkartusche. Text s. Bau- u. Kunstd. S. 163.

8. *Grabmal für Elisabeth von Griesheim, von 1717*,
(geb. 27. 7. 1679, gest. 21. 4. 1717), „Barocker Aufbau, unten mit den Wappen lt. Beischrift der „von Griesheim“ und „von Bülow“, darüber Inschriftpyramide zwischen Trauerputten, der linken mit Totenkopf, der rechte mit umgestürzter Fackel.“ Inschrift s. Bau- u. Kunst. S. 163.
9. *Grabmal der Friederike von Bronsard, von 1748*,
(geb. 26. 1. 1694, gest. 25. 1. 1748), (ihr schlichter Grabstein stand an der Gartenmauer des Landratsamtes). „Über einem Schnörkeluntersatz mit geflügelter Sanduhr und geflügelten Totenköpfen ein ädikula-artiger Aufbau, belegt mit Inschriftschild in Rokoko-Einfassung. Text s. Bau- u. Kunst. S. 163.
10. *Sarkophag der Elisabeth Ernestine Antonie, von Sachsen-Meinungen, Äbtissin, von 1748*,
(geb. 14. 12. 1681, gest. 24. 12. 1764), (gr. Lg. 3,0 m, gr. Br. 1,34 m), aus schwarz-weißem Rübeler Marmor, Verzierungen aus weißem Alabaster; der Sarkophag steht auf Volutenfüßen und hat kräftig bewegten Umriß, seitlich mit vorgekröpftem Mittelstück. An der Längsseite große Rokokokartuschen mit schwarzer Inschrift. Vor der Kopfseite die vierfeldrigen Wappen von Sachsen-Meinungen und von Braunschweig-Wolfenbüttel; an der Vorderseite das gespaltene Stiftswappen mit Fürstenkrone und Ordensband. Auf dem Deckel nach links geneigtes Rokokoschild mit einer Antiqua-Inschrift. Texte s. Bau- u. Kunst. S. 162; Harenberg, J. Ch. Historia ecclesiae Gandershemensis Diplomatica. 1734. S. 1056.
Dieser Sarkophag wurde 1856 in Braunschweig von dem damaligen Hofbildhauer Th. Strümpell für 250 Rthlr wiederhergestellt.
Zu diesem Grabmal gehört die in einer Mittelnische untergebrachte lebensgroße Figur der Fürstäbtissin aus Alabaster. Sie kniet, betend in die Höhe gewendet, auf einem Kissen in reicher Kleidung mit hermelingelegtem Mantel und mit Ordensband.“ Lit.: Henrici, K. Die Stiftskirche zu Gandersheim, herausgegeben vom Arch.- u. Ingenieurverein Hannover in den Mittelalterlichen Baudenkmälern Niedersachsens, 1861, S. 45.
11. *Grabstein für Domina Elisabeth von Dorstadt, von 1484*,
(gest. am Martinstage 1484), (gr. H. 2,26 m, gr. Br. 1,19 m, gr. St. 0,30 m), aus rotem Sandstein gearbeitet, an der Außenwand der Marienkapelle aufgestellt. Im Mittelfeld die lebensgroße Figur einer Stiftsdame in kräftiger Einritzung, zu ihren Füßen, das Wappen der v. Dorstadt. In jeder Ecke befand sich ein Wappen. Die Schrift in der Randleiste sehr schwer zu entziffern, nur auf der linken Seite ist zu erkennen: „ECCLIE (ecclesiae) HERRSEN (heresiensis) ET IPA (?) I° (huius) ECCE (ecclesiae) HIC SEPLTA (sepulta) C° (cuius) AIA (anima) REQ (u) IESCAT I (in) PACE.“
LIT.: Leuckfeld, Joh. Georg, Antiquitates Gandersheimenses, 1709, S. 408; Harenberg, J. CH. Historia ecclesiae Gandersheimensis Diplomatica, 1709, S. 497.
- 12—13. *Großes hölzernes Grabmal zweier mecklenburgischen Äbtissinnen, der Christina (II.) (geb. 8. August 1639, gest. 30. August 1693) und der Marie Elisabeth, Schwester von Christina (gest. 1713), von 1686*,
im Unterteil überragt ein massives Sarggewölbe den Fußboden der Marienkapelle. In ihm steht der Sarkophag der Fürstäbtissin Christina II. (gr. Lg. 2,10 m, gr. Br. 1,10 m); aus Kupfer gearbeitet, an Kopfseite das mecklenburgische, an Fußseite das braunschweigische Wappen und die Jahreszahl 1693 angebracht. Über diesem Sarggewölbe steht ein hoher altarähnlicher Aufbau, eine Aedikula mit zwei gewundenen Säulen. In dieser finden sich die auf Kupfer mit Öl gemalten Hüftbilder der beiden Äbtissinnen (Christina in violetter, mit Hermelin gefüttertem Mantel, mit der Linken auf ein Tisch-Kruzifix hinweisend, in der Rechten hält sie eine entblätterte Rose; Marie Elisabeth daneben in einem hellen Prachtkleid, neben einem Tisch, auf dem ihre Rechte über einem Erbauungsbuche und neben einem Leuchter liegt. Zwischen den beiden

Die Grabmale der Stiftskirche zu Bad Gandersheim



Große Figur des Herzogs Ludolf,

aus Eichenholz. Sie liegt in einem sargähnlichen Schrein in der Antonius-Kapelle der Stiftskirche. Ludolf hält — wie auch andere Stifterfiguren — in der Rechten ein Kirchenmodell, in der Linken das Schwert. Die Bemalung wirkt nicht gut. (s. Nr. 1.)



Grabstein für den Priester Heinrich von Sebexen, von 1340; im Spitzbogen steht aufrecht die Figur des Priesters; in der Rechten hält er den Kelch, über dem linken Unterarm hängt ein Manipel. (s. Nr. 16).

Fotos: Dr. Schultz

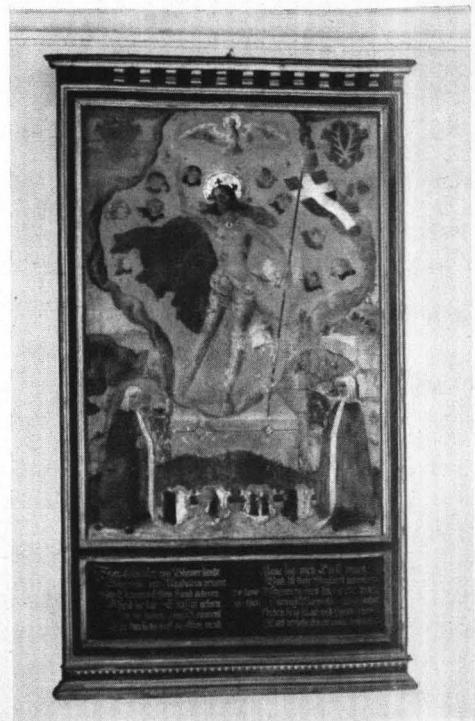
Tafel II



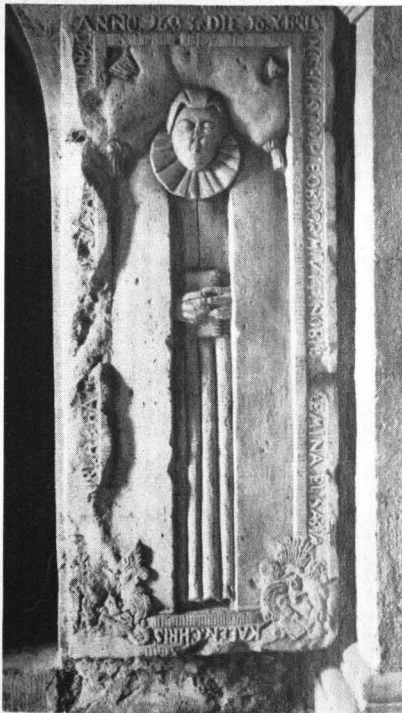
Ein Teil des Grabsteines für die Domina Elisabeth von Dorstadt, von 1484; in rotem Sandstein eingeritzt die lebensgroße Figur als Nonne. (s. Nr. 11).

Hölzerne Gedenktafel für die beiden Äbtissinnen (Schwestern) Margareta und Magdalena von Klum; in der Mitte das Bild des Auferstandenen, daneben betend die Schwestern; darunter die Schrifttafel. (s. Nr. 18).

Fotos: Dr. Schultz



Grabtafel für den Vicar und Organist Nicolaus Bhem, von 1610; im oberen Mittelfeld zwischen seitlicher Arkaden-Einfassung der Verstorbene, knieend vor dem Gekreuzigten, links unten sein Wappen, rechts unten die Schrifttafel. (s. Nr. 5).



Grabstein für Elisabeth Kalen, von 1603; dargestellt als Tote im Sarge liegend, mit Halskrause und langem Umhang, in den Händen ein Buch. (s. Nr. 2).

Fotos: Dr. Schultz



Bild der Äbtissin Christina II. von Mecklenburg-Schwerin (1681—1693); Teil des großen Grabmals für diese und ihre Schwester Marie Elisabeth (1712—1713). (s. Nr. 12—13).

Sarkophag der Äbtissin Elisabeth Ernestine Antonie von Sachsen-Meiningen (1713—1766); aus schwarz-weißem Rübeländer Marmor, an der Vorderseite das gespaltene Stiftswappen mit Krone und Ordensband. (s. Nr. 10).

Fotos: Dr. Schultz



Bildern oben ein Kruzifix, darüber die Worte „MOX NOX“. Texte der Inschriften s. Bau- u. Kunst. S. 159–161.

Lit.: Harenberg, a. a. O. S. 1053.

14. *Grabstein für Amabilia, Gräfin von Mansfeld, von 1620*,
(Tochter des Grafen Philipp von Mansfeld-Vorderort zu Bornstedt (gest. 1546) und Amabilia, Tochter des Burggrafen Hugo von Leisnig (gest. 1569), (gr. H. 2,03 m, gr. Br. 0,80 m, gr. St. 0,20 m), an Südseite in Marienkapelle, Relieffigur der Verstorbenen mit Halskrause und Mantel, in der Rechten ein Buch haltend. In den vier Ecken je ein Wappen in einem Kranze. Schrift auf Randleiste: (in Antiqua) „AMABILIA CANONISSA PROGENITA A PHILIPPO DE MANSFELD ET HELD (RUNGEN) PATRE ET AMABILIA DE LEISENITZ MATRE OBDORMIVIT A^o 1620.“
15. *Gedenkschild für Urban Anton von Lüdecke, von 1719*,
(geb. 27. 8. 1719, gest. 9. 11. 1719), (gr. H. 1,03 m, gr. Br. 0,66 m) aus Gelbguß, im südlichen Seitenschiff an der Stelle der ehemaligen Bartholomäus-Kapelle. Rahmenwerk barock, im Oberteil links und rechts Trauerengel, die die Wappen „von Lüdecke“ und „von Burchtorff“ halten. Text im Mittelfeld s. Bau- u. Kunst. S. 161/162.
16. *Grabstein für den Priester Heinrich von Sebexen, von 134...*,
(gr. H. 1,97 m, gr. Br. 0,79 m — 0,86 m, Stein in Wand eingelassen); bis 1856 lag dieser Grabstein, der sehr gut erhalten ist, im Fußboden der Antonius-Kapelle und wurde dann in die Ostwand der ehemaligen Johannis-Kapellè (jetzt Ostwand des zweiten südlichen Seitenschiffes) eingefügt. Die Figur des Priesters steht im Spitzbogen aufrecht, in der rechten Hand hält er einen Kelch, über dem linken Arm hängt ein Manipel. Auf der Randleiste findet sich die Umschrift: „ANNO · DOMINI · MCCCXL · OBIT HERICUS · DE · SEBETESSE · SUBDIACON · FUNDATOR · ISTIUS · CAPELLE · CUI AIA · REQUIESCAT · I · PACE.“) Nach Auskunft von Pastor Dr. Kronenberg findet sich im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel (Abt. 6/158) dessen Testament von 1350. Danach hat er 1350 noch gelebt. In der Randleiste auf dem Grabstein ist die Zahl seines Todes nur mit MCCCXL und einem freigelassenem Feld angegeben. Dies bedeutet, daß der Grabstein bereits zu seinen Lebzeiten angefertigt worden ist und Heinrich von Sebexen annahm, daß er in den 1340er Jahren sterben würde!
17. *Gedenktafel für Sophie Juliane, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt* (geb. 16. 10. 1694, gest. 13. 5. 1776) und *Magdalene Sibylle, Prinzessin zu Schwarzburg—Rudolstadt*,
(geb. 5. 5. 1707, gest. 27. 2. 1795), an Oberseite ein angearbeiteter Rundbogen, an Unterseite zwei Rundbögen. Text: Phil. 3,20, 21. Unser Wandel ist im Himmel, von dannen wir auch warten des Heilandes, Jesu Christi, des Herrn, welcher unsern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe.“
18. *Gedenktafel für die zwei Äbtissinnen Margaretha* (gest. 28. 1. 1577) und *Magdalena von Klum* (gest. 10. 4. 1589) *von 1589*,
Form eines hölzernen Epitaphes, schlichte Tafel mit dem Bilde des Auferstehenden zwischen den beiden anbetenden Äbtissinnen, zu deren Füßen die Wappen von Gandersheim und Wunstorf bzw. von Gandersheim und von Heerse. Unter dieser Darstellung die Inschrift: (Fraktur) „(links) Zwey gschwestere aus Bhemer landt Margareta und Magdalena genannt. Von Clum aus Edlem stamb geboren, Albeid hie zur Ebtissin gekoren, Und kam die Jüngste zum Regiment Ehe dan sichs auff die elsten wend.“ (rechts) „Jhene hat auch Herse regirt Und Ist diese Wunstorff entwhert, Magdalena starb Im 1577 Jhar. Darnach Margreta im 89. Zwahr. Haben beid stand und stamb geend. Gott verliehe Ihn ein frölig Beständ.“ (in der Mitte) „28. Janu : 10. April“.
19. *Grabstein für Margaretha Esther von Kroll, von 1749*,
(geb. 12. 6. 1661, gest. 26. 4. 1734), (gr. H. 2,30 m, gr. Br. 1,15 m, gr. St. 0,20 m), ist an

äußerer Ostseite aufgestellt, sehr einfach, enthält im Mittelteil nur den Namen. Grabmal der Marg. Esther v. Kroll s. Nr. 7.

20. *Grabstein für Christina Elisabetha von Griesheim, von 1717*, (geb. 27. 7. 1679, gest. 21. 4. 1717), (gr. H. 2,30 m, gr. Br. 0,92 m, gr. St. 0,20 m), ist an äußerer Ostseite neben Nr. 19 aufgestellt, gleiche Form. Grabmal s. Nr. 8.
21. *Grabtafel für Sidonia com. de Oldenb.*, canonissa, von 1650, (gr. H. 0,27 m, gr. Br. 0,64 m, in Wand eingelassen), Frau des Herzogs August Philipp von Holstein-Sonderburg. Näheres s. Bau- u. Kunstd. a. a. O. S. 158, Nr. 9.
22. *Grabtafel für Sibylla Maria com. de Oldenburg*, canonissa, von 1640, (gr. H. 0,24 m, gr. Br. 0,64 m, in Wand eingelassen); in der Form der Nr. 21 gleich.
23. *Grabstein für Georg Wilhelm Witten und Frau Augusta Elisabeth, geb. Stisser, von 1787*, (geb. 2. 3. 1709, gest. 7. 5. 1772), (geb. 23. 7. 1715, gest. 22. 5. 1787), einfacher Stein, gefunden bei den Planierungsarbeiten auf dem Gelände des Stiftskalkhauses, jetzt im Innenhof niedergelegt. Text: „AUCH NOCH IM TOD VERBUNDEN SCHLUMERN NEBENEINANDER HIER IN DIESER GRUFT HERR GEORG WILH. WITTEN SENIOR ABTEY U. LEHNS RATH AUCH STIFTS SYND. ER WARD GEB. D. II MARZ 1709 STARB 1772 AM 7. MAY UND FRAU AUG. ELISABETH GEB. STISSER SIE TRAT ANS LICHT DER WELT D. 23. JUL. 1715 STARB 1787 D. 22. MAY IHR BEYD. EINZ. KIND ANAST. AUG. URBAN WARD GEB. U. STARB D. 29. JAN 1756".
Lit.: Kronenberg. Pastor Dr. K. „Grabstein gefunden“ in Gandersheimer Kreisblatt vom 5. 3. 1959.

*) Eine Aufstellung dieser Grabmale findet sich in den „Bau- und Kunstdenkmälern des Herzogtums Braunschweig, Bd. V Kreis Gandersheim, Wolfenbüttel 1910, S. 156 ff. Da diese aber nicht mehr dem jetzigen Stande entsprach, war die vorliegende Überarbeitung erforderlich geworden.

Herrn Pastor Dr. K. Kronenberg, Bad Gandersheim, gebührt besonderer Dank für die Unterstützung.

Blankenburg im 19. und 20. Jahrhundert

von Adolf Gerade

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts geriet Blankenburg in den Sog der napoleonischen Ära. An der Etappenstraße Magdeburg — Erfurt gelegen, erlebte es den dramatischen Gezeitenwechsel von Aufschwung und Niederbruch zwischen Jena und Waterloo, dem Durchzug des siegesgewissen und übermütigen Preußenheeres folgte das Rückfluten der geschlagenen Haufen. Eine Nacht beherbergte das Blankenburger Schloß den zu Tode verwundeten Oberfeldherrn Karl Wilhelm Ferdinand, ehe er in Ottensen bei Hamburg Erlösung fand. Auf dem Fuße kamen die übermütigen und siegestrunkenen Franzosen unter Murat und Soult nachgerückt, und der Drangsal war wiederum kein Ende, bis die Trümmer der Grande Armée als Menetekel den nahen Zusammenbruch der napoleonischen Gewalt-herrschaft ankündeten.

Die Geburtswehen der neuen Zeit — Schills und Friedrich Wilhelms Freikorps-unternehmungen ebenso wie Steins schicksalsträchtige Reformen — streiften unser gutes Blankenburg nur am Rande, das von 1807—1814 in trügerischer Ruhe eingebettet war in das Königreich Westfalen (Departement Saale, Arrondissement

Halberstadt, Distrikt und Mairie Blankenburg). Die Chronik berichtet von einem Besuch der Stadt durch König Jérôme im Jahre 1808 und der lauen Atmosphäre dieser Begebenheit.

1814 trat die rechtmäßige Regierung wieder auf den Plan, und mit ihr blieb Blankenburg während der Ära Metternich (1815—1848) im Windschatten der großen Politik als ein liebes Ackerbürgerstädtchen mit 395 Feuerstellen und rund 3000 Einwohnern, von denen die Hälfte als Bauern werkten. Man erlebt auch hier den in deutschen Landen üblichen Kräfteaufstau der Biedermeierzeit mit dem Segen des Pfarrhauses, dem Geselligkeitskult der Lesezirkel und Hausmusiken, der Meistersingeridyllen bei Schützen und Turnern, Keglern und Sängern. Das Fürstentum wird 1824 in den braunschweigischen Landkreis umgewandelt; die Stadt verliert im Großbrande von 1836 die Katharinenkirche und 60 Häuser, erholt sich nur mühsam von diesem Schläge und begnügt sich mit emotioneller Dynamik in der deutschen Revolution von 1848.

Auch die folgende Ära Bismarck wird anfänglich in politischer Reserve erlebt; über die aktive Beteiligung an den deutschen Einigungskriegen z. B. weisen die Unterlagen nichts von Belang auf.

Aber dann regt es sich im Mikrokosmos Blankenburg wie im Makrokosmos des Bismarckschen Reiches: die mittelalterliche Stadtbefestigung mit ihrer einschnürenden Ringmauer, den Wehrtürmen und Stadttoren wird geschleift, die Stadt an das stetig sich ausweitende Eisenbahnnetz angeschlossen, für das Gymnasium am Thie eine stolz ragende Heimstätte geschaffen, durch den Kasernenneubau am Schloßberg die Voraussetzung für eine ständige Garnison von Bataillonsstärke gegeben.

Und so wächst Blankenburg um 1900 in jenen Status, den ich zu Beginn meiner Ausführungen als das liebenswerte Idealbild einer deutschen Kleinstadt zu schildern versucht habe. Mit dem Timbre einer alten Residenz und dem Glanz der herbstlichen Hofjagden verbanden sich geistige Regsamkeit und geschäftliche Betriebsamkeit einer traditionsfreudigen und selbstbewußten Bürgerschaft.

Dieses Blankenburg der kaiserlichen Zeit habe ich sporadisch kennengelernt als Wolfenbütteler Gymnasiast auf privaten Harzwanderungen und offiziellen Turnfahrten der Wolfenbütteler Turngemeinde; ihm habe ich geistig Reverenz erwiesen, weil uns bekannt war, daß zwei unserer geliebten und beliebtesten Lehrer: Julius Elster und Hans Geitel, Schüler des Blankenburger Gymnasiums gewesen waren.

Das Blankenburg der Weimarer Zeit hat mich, den eben bestandenen Studien-assessor und jungvermählten Adepten des Tores — gar auf ein halbes Jahr beherbergt und ebenso herzlich wie gastlich aufgenommen. Obgleich ich der im Abbau befindlichen Rhotertschen Realschule überwiesen war, öffneten sich mir die Häuser der Familien, die damals das geistige und gesellschaftliche Leben Blankenburgs bestimmten. Ich kann hier nicht alle erwähnen und rühmen, deren Gastfreundschaft ich genossen habe, aber zweier Persönlichkeiten möchte und muß ich gedenken, da sie formend auf mein Leben eingewirkt haben.

Ernst Bergmann, der 11 Jahre hindurch von 1914—1925 das Direktorat des Blankenburger Gymnasiums innegehabt und in den schweren Kriegs-, Revolutions- und Inflationszeiten den wesenhaften Kern der Großen Schule durch seine



Blick vom „Großvater“ auf Blankenburg

Persönlichkeit erhalten und transferiert hat in eine Zeit, deren Wesen ihm — dem letzten Preußen — fremd bleiben mußte. Ich sehe ihn noch deutlich vor mir. Der vornehmen äußeren Erscheinung entsprach die innere Artung und stets gestraffte Haltung. Eine statische Natur voll natürlicher Würde bei verhaltener Güte; ein Cato Censorius, dem die pflichtgetreue Durchführung gestellter Aufgaben oberstes Gesetz war, selbst als die amtlichen Forderungen nicht mehr seiner Einstellung entsprachen. Ein vorbildlicher Mensch in seinem Wesen und Wirken!

In echter Tragik sollte sein hochbegabter und ebenso charaktvoller Sohn die im Leben des Vaters angelegten und spürbaren Konflikte mit dem Zeitgeist zum Austrag bringen, indem er sich 1945 als Kreisdirektor von Braunschweig in dem Marasmus der allgemeinen Auflösung dem Verlangen der Hitlerschergen widersetzte, die sinnlose Zerstörung der noch intakten und für das Leben der Bevölkerung notwendigen Objekte anzuordnen. Er erlitt dafür den Märtyrertod.

Ernst Wittel Wie könnte ich seiner anders gedenken als in Dankbarkeit und Verehrung!

Im ewigen Widerstreit der auf Beharrung und der auf Veränderung gerichteten historischen Wirkkräfte hatte sein lebhafter Geist ein Gespür für innere Wandlungen und ihre Notwendigkeit. Alles an ihm war voller Dynamik, und mit sprühendem Temperament ergriff und formte er Ideen, Situationen, Menschen.

Ihm hatte ich zu verdanken, mich am bildungsfreudigen Leben Blankenburgs aktiv beteiligen zu dürfen durch einen geschichtlichen Vortragszyklus in seinem gastlichen Hause, wobei die gezollte Anerkennung auch in klingender, eben wieder hart gewordener Münze bestand, was der materiellen Fundierung unserer jungen Ehe recht bekömmlich war.

Daß darüber hinaus die gesellschaftlichen Freuden in seinem mit charmanter Weiblichkeit gesegnetem Hause unvergessene Erinnerungen für mich sind, darf ich hier dankbar bekennen! —

Über diesen Rahmen persönlicher Erinnerungen hinaus aber wendet sich nun der Blick noch auf drei große Blankenburger, deren Ruhm und Gedächtnis dem ganzen deutschen Volke gehört.

Karl von Müller, der Emdenkapitän, ist als einer der wirklichen Helden des ersten Weltkrieges zu bekannt, als daß man seines ruhmreichen Wirkens hier besonders gedenken müßte. Er verkörperte nicht nur beste soldatische Tradition seiner Familie, sondern lebte dem ganzen Volke praktisch vor, was an persönlichkeitsgestaltenden Kräften aus der Vereinigung nationaler Tugenden mit sozialem Verantwortungsbewußtsein zu erhoffen war.

Oswald Spengler hat lange Zeit im grellen und kritischen Scheinwerferlicht des öffentlichen Interesses aller Kulturnationen gestanden. Seine biologisch orientierte Geschichtsphilosophie kam dem Kulturpessimismus und der Untergangsstimmung nach dem ersten Weltkriege so entgegen, daß sein groß angelegtes geniales Werk „Untergang des Abendlandes“ geradezu als Katalysator auf die amorphen Ballungen und Wallungen der Nachkriegszeit wirkte. Ebenso nachhaltig erwies sich seine hochpolitische Broschüre über den Strukturwandel der wilhelminischen Epoche in „Preußentum und Sozialismus“. Wenn Spenglers damalige Erkenntnisse und Auffassungen vom Gang und Wesen der Geschichte auch heute als überholt gelten, so bleibt doch sein Verdienst, durch die von ihm angewandte Methodik und Systematik die großen Geister der Folgezeit befruchtet und zu neuen Schöpfungen angeregt zu haben.

August Winnig, der liebenswerte Mensch und treue Eckehardt seines heimgesuchten Volkes, verkörpert in sich das Beste von allem, was diesem Volke eignet. Ein Adalbert Stifter der Harzregion, ist sein Werk Heimatdichtung im besten Sinne. „Frührot“, „Der weite Weg“, „Heimkehr“, Die ewig grünende Tanne“ lesen sich immer wieder mit innerem Gewinn, da im kleinen der Abglanz des Ewigen aufleuchtet und eine echte Wertaxiomatik zu einer Ordnung führt, die aus dem lebt, was immer gilt.

Darüber hinaus hat der politische Schriftsteller uns in zeitlos gültiger Form ein Vermächtnis hinterlassen, das in den Werken „Vom Proletariat zum Arbeiter-tum“ und „Das Reich als Republik“ jede dogmatische Verengung und Verkrüppelung des sozialen Gedankens ausschließt. Seine Gedanken umfassen stets das ganze Volk, werben um Liebe und Verständnis, wehren dem Haß und Neid, erstreben Versöhnung und Dauer.

In seinem erstaunlichen äußeren Aufstieg vom Maurer über den Gewerkschaftsführer und Oberpräsidenten zum Generalbevollmächtigten des Reiches ist er sich immer gleich geblieben; die erodierenden Kräfte der Verflachung und Nivellierung haben dieser gleichsam aus Harzer Urgestein gebildeten Persönlichkeit nichts anzuhaben vermocht. Wir gedenken seiner in Liebe und Verehrung.

Doch lassen Sie uns nun zum historischen Überblick über die Geschichte Blankenburgs zurückkehren und ihn in raschen Strichen abschließen.

Von dem eben skizzierten lieblichen Erinnerungsbilde der blühenden Kreisstadt Blankenburg in der kaiserlichen Zeit trennen uns heute rund 50 Jahre. Sie sind erfüllt von schwerem und schmerzlichem Geschehen, endend in einem Meer von Blut und Tränen.



Lühnertorplatz in Blankenburg

520 gefallene Blankenburger im 1. Weltkriege — darunter 167 ehemalige Schüler und Lehrer des Gymnasiums — zeugen von der Erfüllung vaterländischer Pflicht im Sinne von Kants kategorischem Imperativ.

Die großen und anscheinend vergeblich gebrachten Opfer schmerzen und belasten das Ringen um eine neue Ordnung in demokratisch - republikanischem Sinne.

Denn die im wesentlichen auf Beharrung eingestellte Wesensart der Blankenburger kann den Verlust der Monarchie nur schwer ertragen. Schmerzlich empfindet man das herbe Schicksal der herzoglichen Familie, der das Blankenburger Schloß im November 1918 noch einmal vorübergehend zum Asyl wird. Die Meinungsverschiedenheiten und Richtungskämpfe der Zeit zeichnen sich auch im Blankenburger Leben ab, und ehe sie einen von allen Gutwilligen erstrebten Ausgleich ermöglichen, bricht über uns die Schauerdramatik des Dritten Reiches herein.

Dem schon erwähnten Beharrungsvermögen der Blankenburger entsprechend, öffnen sie sich anfangs nur zögernd dem nationalsozialistischen Werben, um sich schließlich vom Sog des Zeitgeschehens mitreißen zu lassen. Auch sie, wie fast alle, blendet der berauschende Aspekt!

Großdeutschland auf dem Gipfel seiner europäischen Machtstellung und seines geschichtlichen Sendungsbewußtseins! Und was birgt sich hinter dem Trugbild in Wahrheit?

Schon im Entstehen und erst recht im Besitze der Macht, in der Zielsetzung wie in der Wahl der Mittel und Methoden, hatte sich die Duodezimalepisode des „Tausendjährigen Reiches“ erwiesen als ein Pandämonium von Glanz und Grauen, Jubel und Jammer, Verzückung und Verzweiflung, Ekstase und Neurose, brutaler Macht und seelischer Impotenz! Die Hybris Hitlerscher Vorstellungen von

einer rassistischen Ordnung der Welt unter Führung des arisch aufgenordeten Edelmenschen mußte die schaurige Peripatie im Sinne der antiken Tragödie nach sich ziehen. Und es wurde ein wahrhaft apokalyptischer Untergang!

Seit nunmehr 18 Jahren leiden wir noch immer unter den Folgen einer geschichtlichen Situation, die Hitlers Maß- und Gewissenlosigkeit heraufbeschworen hat und die durch die politische Instinktlosigkeit unserer damaligen westlichen Gegner ebenso peinigend wie sinnlos geworden ist.

Am 23. Juli 1945 wurde der Kreis Blankenburg durch eine willkürlich gezogene Zonengrenze zerrissen und damit eine 900- (1063 Lothar von Sachsen) bzw. 350-jährige (seit 1599 Bestandteil Braunschweigs) historische und organische Einheit zerstört.

18 Gemeinden mit der Kreisstadt Blankenburg wurden vom Landkreis abgetrennt und den Kreisen Quedlinburg und Wernigerode in der sowjetisch besetzten Zone zugeschlagen. Die in der britischen Besatzungszone verbliebenen 6 Gemeinden sind zum Landkreis Blankenburg mit der Kreisstadt Braunlage zusammengeschlossen, um die Erinnerung an den einstigen, vernünftigen Zustand zu bewahren.

Die Zonengrenzen waren lediglich als Demarkationslinien der militärischen Bereiche gedacht und verschwanden bis 1949 dort, wo politische Einsicht und guter Wille bei den Siegermächten walteten.

Die sowjetische Haltung — von weltanschaulicher Sturheit und psychologischer Verkrampfung bestimmt — ließ derartiges leider nicht erwarten. Die Sowjets wandelten — von den erbärmlichen Handlangern der Ulbrichtclique lakainhaft bedient — die Demarkationslinie in eine Staatsgrenze mit Zuchthaus- bzw. Konzentrationslagerfunktionen um.

Diese Grenze — übersteigert in der Berliner Schandmauer — ist das Symbol der völligen Entzweiung unter den ehemaligen Verbündeten des 2. Weltkrieges. Sie ist darüber hinaus der unselige und deutlichste Ausdruck der Aufspaltung der Welt in zwei Machtblöcke, das bittere Symbol dafür, daß und wie die Westmächte den Krieg gewonnen und den Frieden verloren haben!

Bedarf es für uns noch eines ausdrücklichen Hinweises auf die menschliche Tragik, die darin liegt, daß die willkürliche und geradezu sadistisch anmutende Unterbrechung aller Beziehungen zwischen Menschen gleicher Sprache, gleicher Kultur, gleicher Religion, gleichen historischen Schicksals, gleichen Denkens und Empfindens etwas so Unerhörtes, dem natürlichen wie sittlichen Rechtsempfinden Widersprechendes ist, daß eigentlich alle Welt aufschreien müßte ob der Möglichkeit solchen Geschehens!

Und was können wir zur Herbeiführung der inbrünstig ersehnten Schicksalswende tun?

Wir müssen das, was uns als Heimat lieb und teuer war, kennen, lieben und ersehnen; nur so ist das jammervolle, leidgezeichnete Schicksal zu bewältigen. Es ist nicht einmalig (Polen, Iren, Südtiroler, Armenier u. a.), daher fort mit der Wehleidigkeit! „Noch ist Polen nicht verloren“ . . . Unbeirrbarer Glaube an Volk und Vaterland aus religiöser Wurzel tut uns not.

Dazu bedarf es der „Geduld und Hoffnung“, und diesen langen Atem müssen wir an politischem Asthma leidenden Deutschen uns angewöhnen, denn wir haben

nur unser Recht zu fordern (Selbstbestimmung, freie Wahlen, Menschenrechte), das uns bisher vorenthalten ist.

Diese Dreiheit — seit 1776 und 1789 erkannt und in allen Verfassungen von heute anerkannt — gilt in jedem Winkel der Erde außerhalb des kommunistisch-totalitären Bereiches, obgleich die Sowjetunion der Uno als Mitglied angehört.

Seien wir daher beständig in der Liebe zu unserem deutschen Vaterlande, opferbereit zur Verteidigung unserer Freiheit, beharrlich in der Forderung unseres Rechtes auf Selbstbestimmung in Einheit und Freiheit, denn:

„Wer Geduld hat und Recht, für den kommt auch die Zeit.“

In diesem Sinne möchte ich meine langen und von Ihnen so geduldig angehörten Ausführungen schließen mit Zeilen des Eichendorff-Gedichtes, mit dem ich begann:

„Der Morgen, das ist meine Freude,
Da steig ich in stiller Stund
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß dich, Deutschland, aus Herzensgrund.“

Martinstag (10. November) in Dörrigsen, Kreis Einbeck

von Hugo Grimme

„Marten-, Martenabend“, singen die Kinder am Abend des 10. November. „Heute ist Martentag“, sagen die Erwachsenen. Dieser Tag hat nun nicht etwa seinen Namen hergeleitet von Martin Luther, der am 10. November 1483 geboren wurde. Umgekehrt ist es: Das Kind erhielt seinen Namen nach dem Heiligen Martin, dem dieser Tag schon seit Jahrhunderten geweiht war.

Im Leben der Dorfbewohner spielt „Martini“, wie man auch sagt, eine große Rolle. Der Bauer hat um diese Zeit eingeerntet und sein Korn bereits zum größten Teil ausgedroschen. Er kann jetzt seinen Abgabepflichten genügen. Und so ist Martini zu dem Termin geworden, an dem seit alter Zeit bis auf den heutigen Tag Pachten und sonstige Abgaben fällig sind.

Zu Zeiten unserer Altvordenen wurden die Abgaben wie Meierzins, Erben- und Hofzins oder Pachten in Naturalien gegeben. Als das aber den Empfängern sowohl wie auch den Zahlungspflichtigen zu unbequem wurde, vereinbarten sie Zahlung in Geld. Zu diesem Zweck wurden die Werte der Naturalien zunächst auf Roggenwert umgestellt und dann weiter in Geld umgerechnet. Nun sind aber die Fruchtpreise ja nach Jahreszeit und der Landschaft ganz verschieden. Damit jedoch weder der Pächter noch der Verpächter übervorteilt würde, einigten sie sich auf den „Martini-Marktpreis für Roggen“ am nächsten Großhandelsplatz, also heutzutage Hannover. Und nach diesem Preise errechnete sich der Pachtzins. Später wurden alle Abgaben endgültig auf Geldwert festgesetzt und die Ländereien nach Angeboten in Geld verpachtet. Nur in der Inflationszeit 1919/1923, als der Wert der Mark täglich geringer wurde und immer schneller auf ein Nichts herabsank, konnte man Land nur pachten gegen Angebot von Roggen, der dann möglichst auch in natura geliefert werden mußte. Dabei konnte er aber auch in Geld umgerechnet werden. Dann legte man jedoch nicht den Martini-Marktpreis zu Grunde, sondern den Preis, der am Zahltag an der Hannoverschen Börse ge-

zahlt wurde. Als 1923 die Rentenmark kam, wurde der Pachtpreis wieder in Geld bezahlt. Ähnlich war es in der Reichsmarkzeit vor 1948. Der Zahlungstermin blieb wie bisher Martini. So heben noch jetzt die Kapelle Dorrigsen, die Kirche und Pfarre in Iber sowie auch die sonstigen Verpächter ihre Pachten in diesen Tagen um Martentag.

Bis in die neuere Zeit hinein verdingten sich Knechte und Mägde auf den Höfen stets auf 1 Jahr, rechneten deshalb mit ihren Bauern auch nur jährlich ab. Wenn sie in der Zwischenzeit Geld gebrauchten, ließen sie sich Abschlagzahlungen geben. Um Martini war nun die beste Zeit, eine gründliche Abrechnung vorzunehmen, denn jetzt hatte der Hausherr Geld aus dem Erlös seiner Ernte und Korn, von dem er seinen Leuten das vereinbarte Deputat geben konnte. So hatte auch der Arbeitsmann Geld in der Hand und konnte sich das kaufen, was er schon so lange für seinen Haushalt nötig hatte. Und der Bauer selbst handelte jetzt gegen Korn das ein, was ihm fehlte, oder er bezahlte den Geschäftsleuten (recht oft waren es früher Moringer Juden, bei denen er übrigens ganz gern kaufte) die im Laufe des Jahres auf Kredit geholten Waren. Hatte er so „reinen Tisch gemacht“, dann konnte er erst richtig übersehen, was ihm noch für seine laufenden Ausgaben verblieb. Und das war oftmals nicht mehr viel.

In diese Generalabrechnung gehörte auch die Auseinandersetzung mit den Diensthöten. War der Bauer mit dem Knecht oder der Magd zufrieden, dann fragte er 6 Wochen vor Martini, ob sie noch bleiben wollten. Bejahten sie die Frage, dann erhielten sie wieder einen Mietsthaler, und der Vertrag war für 1 Jahr aufs neue abgeschlossen. War aber einmal die direkte Frage aus irgend einem Grunde unterblieben oder offensichtlich nur vergessen, dann galt das als Kündigung. So war es in den 1920er Jahren der Fall auf einem hiesigen Hofe. Die Bäuerin hatte noch mit der Magd, die bereits 8 Jahre dort ihren Dienst getan hatte und auch gern dageblieben wäre, besprochen, was sie zusammen in der nächsten Zeit alles verrichten wollten und was sie sich für den Winter zurücklassen könnten. Dabei hatte sie als selbstverständlich angesehen, daß das Mädchen, das sogar im Hause eine Vertrauensstellung einnahm, bleiben würde. Da hörte sie eines Tages, daß dieses Mädchen im Nachbardorfe eine neue Stelle angenommen hätte. Auf ihre Frage, ob das wahr sei, bekam sie die Antwort: „Sei hätt meck jå nich e-frågt!“ Die Sache war auch nicht mehr rückgängig zu machen, da das Mädchen von der neuen Herrschaft bereits den Mietsthaler angenommen hatte. So hieß es denn, Abschied nehmen.

Der Bedeutung dieses Tages entsprechend, gab es zu Martini mittags als ganz besondere Festspeise Reiskreis mit brauner Butter, Zucker und Zimt. Das war ein Gericht, das man sich nur zu ganz besonderen Gelegenheiten leistete. Auf den größeren Höfen gab es wohl auch Gänsebraten, die „Martinsgans“.

„Hat der Bauer Geld, hats die ganze Welt“, heißt es. Das gilt aber ebenso für seine Hilfskräfte. Knechte und Mägde haben ihren Arbeitslohn in der Tasche und wollen nun dafür auch etwas haben. Darum wandern sie gleich nach dem heute besonders früh eingenommenen Mittagessen zum Einbecker Jahrmarkt, dem „Martini-Markt“, der in der Zeit um Martentag abgehalten wird. Der Bauer hat ihnen als Zehrgeld je 1 „Martinsthaler“ mitgegeben. Und nun können sie feiern. Das tun sie denn auch recht ausgiebig, denn erst gegen Morgen kommen sie zuweilen in ausgelassener Stimmung, wieder im Dorfe an.

Hat der Martentag für die Erwachsenen seine große Bedeutung, so ist der Martenabend aus dem Leben der Kinder nicht wegzudenken. Größere oder kleinere Trupps ziehen, mit Körben oder Beuteln ausgerüstet, von Haus zu Haus und singen in den Hausfluren ihre alten Martenabend-Lieder. Zuerst ertönt der Choral „Ein feste Burg . . .“ Daran schließen sich die Lieder, die an Martin Luther erinnern, der als Kurrende-Schüler von Tür zu Tür ziehen und sich seinen Lebensunterhalt ersingen mußte, bevor er im Hause der Frau Cotta eine Heimstatt fand. Ein solches Lied heißt: „Als Martin noch ein Knabe war, da hat er gesungen so manches Jahr vor fremder Leute Türen.“ Daran schließen sich weitere Lieder:

Marten, Marten, jäoen Dach,
werr ösch watt e' gieben mach!
De Appele un'e Bieren,
de Nöte hört' er äok mie täo,
dai könnt Se ösch woll gieben.
Woī stāt up käolen Stoinen.
Woī möttet noch nā Polen.
Polen is 'ne gräote Stadt,
dā giebet ösch alle Luie watt.

Dann folgt:

Marten is en jäot Mann,
dai ösch watt e' gieben kann,
Appele un 'e Bieren
dai Nöte gaht woll mie.
Dat Himmelroīk is uppedân,
dā könnt we alle rintergân
mie allen iusen Gästen
Werr ösch watt gifft, is de Beste

Inzwischen ist die Hausfrau erschienen und teilt an die Sänger Apfel, Nüsse oder sonstige kleine Geschenke aus. In früheren Jahren schüttete sie ihre Gaben wohl auf den Fußboden aus und freute sich, wie die Kleinen eifrig danach „grapschten“. Weil aber dabei die größeren Kinder die kleineren rücksichtslos beiseite stießen, änderte sie ihr Verhalten und gab jedem in die Hand, was sie ihm zugeacht hatte. Fast in jedem Hause wurden die Kinder auf solche Weise beschenkt. Ja, die Leute warteten schon darauf, daß die Sänger kämen. Haus bei Haus ist das heute auch noch so. Aber doch gibt es auch ein paar Geizhalse, die es aus lauter Gier nicht fertig bringen, den Kindern eine Freude zu machen. Die werden dann durch ein anderes Lied „erfreut“!

Witten Twērñ, swarten Twērñ,
öale Hexe gifft nich gērñ!

Oder noch drastischer singt man:

Marten, Marten trüll!
Woī måkt et jöck uppen Süll!

Danach heißt es dann allerdings schleunigst Reißaus nehmen, damit man nicht mit der Peitsche des Hausherrn in gar zu nahe Berührung kommt. Noch lange Zeit nachher gehen die Spötter einem solchen Menschen vorsichtshalber möglichst weit aus dem Wege.

Die alte Kirche in Sunstedt

von Richard Diestelmann

Das Dorf Sunstedt, 2 km östlich von Königsutter, hat seit dem Jahre 1882 eine neue Kirche, die nach Beseitigung der Kriegsschäden aus dem zweiten Weltkriege vor einigen Jahren neu geweiht wurde. Diese Kirche hat eine Vorgängerin gehabt, die nicht auf dem gleichen Platze stand. Im Nordwesten des Dorfes liegt der alte ‚Kirchhof‘, der noch heute als Begräbnisplatz dient. Auf diesem Kirchhof stand die alte Kirche, die abgerissen wurde, als der Neubau vollendet war.

Wie sah diese alte Kirche aus? Wie alt war sie? Im Dorfe ist nirgends ein Bild von dieser alten Kirche zu finden, auch weiß niemand mehr etwas von ihr zu erzählen. Es bedarf genauerer Nachforschung in alten Akten, wenn man sich von ihr ein Bild machen will.

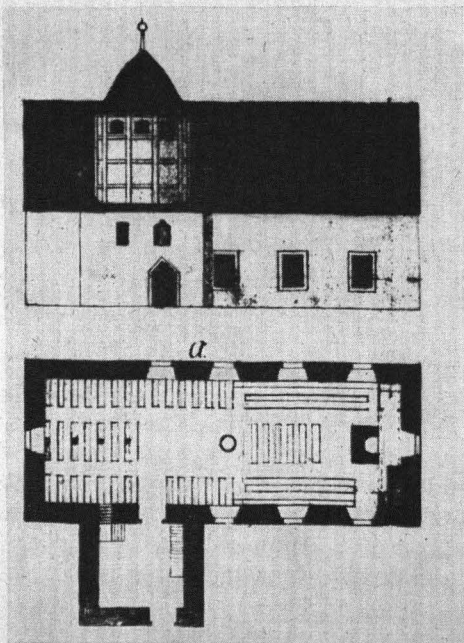
„Von deren Fundation und was es wol vor alten Zeiten für eine Beschaffenheit gehabt habe, ist nicht bekannt“ heißt es in einem Bericht über sie aus dem Jahre 1756. Und weiter: „Die Kirche ist massiv und in gutem Zustande, ist 73 Fuß lang und 49 Fuß breit.“

Auch heute ist über die Gründung der Kirche, die keinen Schutzpatron als Namensträger hatte, nicht nachweisbar. Sie hat im Laufe der Jahrhunderte oft Erneuerungen und Reparaturen erfahren. Ursprünglich hat sie im Chorraum ein Gewölbe gehabt, von dem im 18. Jahrhundert noch Reste vorhanden waren. Gewiß ist, daß die reich dotierte Kirche sehr alt war. P. J. Meier weiß von ihr, daß die Herzöge Heinrich, Albrecht und Wilhelm die Kapelle zu Sunstedt im Jahre 1283 dem Stift Königsutter schenkten, das diese 1327 von der Clemenskirche in Oberlutter und den Rechten der v. Sunstedt eximiert. Die *dos seu curia plebani* wird 1341 erwähnt.

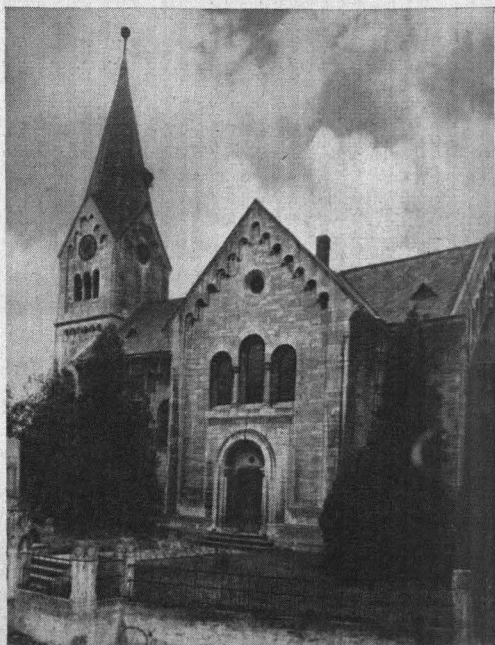
Erst vom Jahre 1735 ab sind Berichte über den baulichen Zustand der Kirche vorhanden. In diesem Jahre wurde eine Reparatur für 104 Rth. durchgeführt, auch eine 3 Zentner schwere Glocke beschafft, wozu noch im Jahre 1757 eine neue Schlaguhr kam, da die alte ‚zur Hinderung des Schul- und Gemeinwesens‘ unbrauchbar war. Aber die Reparaturbedürftigkeit der Kirche nahm von dieser Zeit an kein Ende. 1768 sind in der Kirche 6 Frauenstühle zerbrochen, die für 3 Rth. und 40 mgr. repariert werden. Im Jahre 1780 ist das Kirchendach in solch schlechtem und baufälligem Zustande, daß ‚bey einfallendem Regen und Wetter während des Gottesdienstes der Regen haufenweise auf die Leute in der Kirche herabfällt‘ und 1793 berichtet der Ortsgeistliche, ‚daß der Kirchthurm bey seiner ersten Ausföhrung so niedrig gebaut sei, daß nur die Spitze desselben über die Kirche hervorragt und dies geschah ohne Zweifel aus der Ursache, weil das damalige Vermögen der Kirche keinen höheren Bau verstattete. Eine Folge davon war, daß der entferntere Theil der Gemeinde das Läuten nicht hören konnte, worunter bisher öftere Klagen geföhret sind‘. Er beantragt eine Erhöhung des Turmes, zumal der jetzige äußerst baufällig sei, ‚daß beim Läuten der Glocke der Thurm so erschüttert wird, daß der Opfermann Gefahr besorgete‘. Dagegen ist die Kirche zu dieser Zeit, was das Mauerwerk betrifft in ‚vestem dauerfaten Zustande‘. ‚Kanzel aber und Altar sind alt und baufällig, so wie die Mannes- und Frauenstände einer Ausbesserung bedürfen.‘

Die Verhandlungen über diese so notwendigen Reparaturen ziehen sich durch Jahre hin, bis der zu einem Bericht aufgeforderte Kammerbaumeister Honig in Schöningen einen ausführlichen Baubericht gibt, der die Art und den Zustand der Kirche anschaulich werden läßt. Die dem Baubericht beigelegte Zeichnung gibt das Bild der Kirche wieder. In diesem Bericht heißt es unter anderem: „Der Thurm ist achteckig auf einer ehemaligen Leichhausmauer aufgesetzt, die Kirche liegt tiefer als der Kirchhof, ist daher sehr feucht, die Umfassungsmauern sind sämtlich zerrissen und die an der Nordseite hat bereits zwei Strebepfeiler. Stehen kann die Kirche noch, aber viel daran zu verwenden, ist sie nicht wert.“ Der Bericht sagt dann weiter, daß das Schiff der Kirche 21 Fuß hoch sei, daß aber der Fußboden 4 Fuß niedriger liege als der Kirchhof, wodurch sie sehr feucht und ungesund sei. Das Gebälke sei mit einem schadhafte Dielenboden belegt und sämtliche Balken springen mit ihrer Decke in die Kirche vor. Ein Teil von ihnen sei angefault. Der Bogen in der Scheidewand zwischen dem Schiff und dem Chor ist nur 4 Fuß hoch und schadet dem Schall und dem Ansehen der Kirche. Die Prieche für die Männer ist dauerhaft und gut, jedoch ist ihre Brustumkleidung unansehnlich. „Die Frauenstände sind zwar gotosfölich gebaut, aber der Zahn der Zeit hat sie dennoch zernichtet, denn die Unterlagen und die Seitenstücke an der Mauer sind größtenteils abgängig, wozu die niedrige Lage und Feuchtigkeit das ihre beigetragen hat.“ „Der Chor hat früher ein Gewölbe gehabt, dieses ist herausgenommen und an dessen Stelle ein Gebälke mit einem Welterboden gelegt.“ In der Kirche waren 168 Stellen für die Gemeinde, die rund 300 Menschen zählte.

Honigs Baubericht macht dann zwar Vorschläge zur Behebung der Mängel, aber er schließt dann doch mit dem Rat, die ganze alte Kirche zu bauen. Aber



Die obenstehende Bauskizze aus den alten Bauakten gibt ein Bild von dem Aussehen der alten Kirche.

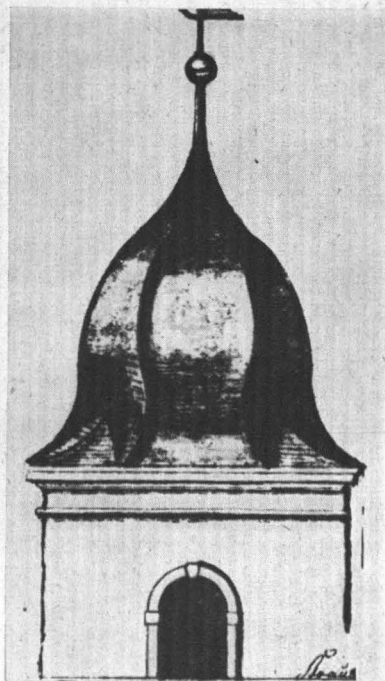


Die neue Kirche.

höheren Ortes kann man sich noch nicht dazu entschließen und es wird eine Interimsreparatur durchgeführt. Erst am 26. Oktober 1805 verfügt Herzog Carl Wilhelm Ferdinand: „Statt der bereits bewilligten Hauptreparatur nunmehr aus ihren Mitteln die Kirche von Grund aus neu zu bauen.“

Kammerbaumeister Honig reicht dazu Zeichnung und Kostenanschlag ein und der Neubau wird für das Jahr 1807 vorgesehen für einen Preis von 3707 Rth. zuzüglich 747 Rth. für Führen, die die Gemeinde zu leisten hat. Aber am 8. April 1807 muß das Herzogliche Konsistorium verfügen, „dem Bau, weil er unter den jetzigen Umständen von dem Leihhaus in Braunschweig die Auszahlung der hierzu notwendigen Kirchenkapitale nicht zu erwarten seien, vorerst Anstand zu geben“.

Erst im Jahre 1811 werden vom ‚Präfekten des Okerdepartements‘ auf Antrag des Konsistoriums die Mittel freigegeben, die für die Reparaturen in den Jahren 1812 und 1813 verbraucht werden. Der Kirchturm bleibt vorerst noch in der alten Form bestehen, erst im Jahre 1818 erhält die Kirche einen neuen höheren Turm (s. Bild). Auch eine Orgel aus dem Privatbesitz eines Braunschweiger Orgelbauers wird in diesem Jahre eingebaut und eine würdige Altarbekleidung beschafft. In den Jahren 1830, 1838 und 1839 werden weitere Reparaturen, die inzwischen notwendig geworden sind, durchgeführt. 1850 erhält die Turmuhr ein Viertelstundenschlagwerk und in der Kirche wird nochmals eine neue Oergel eingebaut, 1854 eine Gußstahlglocke, da die eine der beiden Bronzeglocken gesprungen und ‚völlig unläutbar‘ geworden war. Endlich wird 1865 noch einmal eine neue Turmuhr eingebaut.



Neue Turmbekrönung von 1818

Dann schweben von 1876 an wieder Verhandlungen über einen völligen Neubau, da ein im Herbst dieses abgegebenes Gutachten ergab, ‚daß die alte Kirche eine Restauration nicht verdiene, da das alte Mauerwerk überall bedenkliche Risse zeigt, welche sich bis auf den Boden erstreckten und daß die überall zu Tage tretende und durch einen vollständig grünen Überzug erkenntliche Feuchtigkeit nur durch eine untunliche Erhöhung des Fußbodens oder durch eine ebenso untunliche Bloßlegung des Kirchensockels beseitigt werden könne‘. Diese Verhandlungen führten zu dem Ziele, daß am 23. Juni 1880 der Grundstein zu der neuen Kirche inmitten des Dorfes gelegt wurde und daß am 1. Advent 1882 die feierliche Einweihung der neuen Kirche stattfinden konnte.

Und die alte Kirche? Sie wurde zum Preise von 400 Mk. auf Abbruch verkauft. Nur die noch brauchbaren Mauersteine wurden zum Neubau oder zur Ausbesserung der Kirchhofmauer verwendet.

(Nach den Akten im Archiv des Landeskirchenamtes, der „Dorfbeschreibung des Dorfes Sunstedt“ im Nds. Staatsarchiv Akt.-Z. 20 Alt 361 u. P. J. Meier „Bau- u. Kunstdenkmäler“ Bd. I Kreis Helmstedt).

Sagen aus Wendschott

gesammelt von Heinz-Bruno Krieger ¹⁾

1. Schaper Flor

In der Wendschotter Feldmark ist des Nachts, auf dem Felde nach Velstove zu, der alte Schaper Flor zu sehen. Wenn die jungen Leute früher abends spät von den Spinnstuben kamen, haben sie ihn oft stehen sehen, wie er mit seinen „groten Schaperhaken“ zu ihnen her drohte. Dann haben sie gemacht, daß sie nach Hause kamen. Oft konnte man auch beobachten, daß er im Felde nach Velstove zu herum suchte. Es war als schreite er etwas ab. Man hat dann auch rufen gehört: „Hier hört dä Snästeine²⁾ hen, hier hört se' hen!“ — Alte Leute wußten zu erzählen, daß der Schaper Flor bei Nacht die Grenzsteine der Wendschotter Feldmark versetzt haben soll³⁾, um auf Kosten der Velstover Bauern größeren Weideraum für seine Schafe zu bekommen. Nun hat er im Grabe keine Ruhe und muß in der Feldmark den alten Standort der Steine suchen.

2. De Floitjenkerel

Am Wipperteiche⁴⁾ war des Abends spät oft ein Mann zu sehen, der auf einer Klarinette die schönsten Weisen spielte. Gingen die Kinder in Wendschott des Abends spät noch auf die Dorfstraße oder in die Feldmark hinaus, so sagten die Leute: „Dick sall woll dä Floitjenkerel faten?“

¹⁾ Mir berichtet 1960 von Herrn Wilhelm Engelke, der am 30. September 1876 zu Wendschott geboren ist, und einem alten, dortigen Bauerngeschlecht entstammt. Herr Engelke, der heute 86 Jahre alt, in Braunschweig, Tuckermannstr. 8 lebt, sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlichst für diese Sagen gedankt, die er schon von seinem Großvater gehört hat, und die somit eine bald 150jährige mündliche Überlieferung alten Volksglaubens aus dem Vorsfelder Werder bilden!

²⁾ „Snästeine“ = Grenzsteine, die auf der „Snä“ stehen, auf der Schneide-Grenze der Gemarkungen.

³⁾ Vgl. „Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig (189) S. 108 ff.“, und „Pinkernelle, Sagen des Kreises Helmstedt, Braunschweig 1952, S. 52“.

⁴⁾ Vgl. H. B. Krieger, Sagen aus dem Vorsfelder Werder; in Brschw. Heimat, Jhrg. 1958, S. 85 ff.

AUS DER *HEIMAT*PFLEGE

Naturschutzmaßnahmen im Landkreis Helmstedt

Am 13. Dezember 1962 wurde durch den Landkreis Helmstedt als untere Naturschutzbehörde ein durch seine eigenartige Salzflora bemerkenswerter Teil der Gemarkung Jerxheim zum Landschaftsschutzgebiet „Salzflora“ erklärt und als Nr. 9 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des

Kr. Helmstedt eingetragen. Seine Begrenzung wurde mit grüner Farbe in die Landschaftsschutzkarte eingetragen, die in je einer Ausfertigung bei der unteren zuständigen Naturschutzbehörde, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als höhere Naturschutzbehörde und beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt — Naturschutz und Landschaftspflege — in Hannover hinterlegt sind. Damit wurde die naturwissenschaftlich bedeutsame Salflora der Gemarkung Jerxheim gegen alle Eingriffe von Menschenhand gesichert, die über die bisherige Art der Bodennutzung hinausgehen. Veröffentlicht wurde die von Oberkreisdirektor Dr. Conrady und Landrat Weiberg unterzeichnete Verordnung in Amtsblatt f. d. Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 2 des 42. Jahrganges vom 21. Februar 1963, auf S. 9 f.

Am 27. Juni 1963 wurden durch Verordnung des Landkr. Helmstedt die zum Kreisgebiet gehörenden Teile des Elms, soweit sie nicht zu bereits bestehenden Landschaftsschutzgebieten gehören, unter den Schutz des Reichsnaturschutzgesetzes gestellt und als Nr. 8 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Kr. Helmstedt eingetragen. Die Begrenzung der geschützten Landschaftsteile wurde mit grüner Farbe in die wie oben an drei Stellen hinterlegten Ausfertigungen der Landschaftsschutzkarte eingetragen. Die von Landrat Weiberg und Oberkreisdirektor Dr. Conrady unterzeichnete Verordnung wurde im gleichen Jahrgange des oben genannten Amtsblattes auf S. 53 f. des Stückes 10 abgedruckt

Fl.

Neue Landschaftsschutzgebiete im Landkreis Braunschweig

In 4 Verordnungen vom 4. März 1962 wurden mehrere Landschaftsteile im Amtsbezirk Vechelde des Landkreises Braunschweig durch die zuständige untere Naturschutzbehörde unter Landschaftsschutz gestellt und als Nrn. 15, 16 m 17, und 18 in das Verzeichnis des Landschaftsschutzgebietes des Landkr. Braunschweig eingetragen. Es handelt sich um das „Sonnenberger Holz“, das „Wierther Holz“, das „Lammer Holz“, das „Denstorfer Holz“ und das „Südbruch“ bei Wedlenstedt. Die Begrenzung der einzelnen neuen Schutzgebiete wurde mit grüner Farbe in Landschaftsschutzkarten eingetragen, die in je einer Ausfertigung beim Landkr. Braunschweig als untere Naturschutzbehörde, beim Präsidenten des Niedersächsischen Verwaltungsbezirks Braunschweig als höhere Naturschutzbehörde und beim Niedersächsischen Landesverwaltungsamt — Naturschutz und Landschaftspflege — in Hannover hinterlegt wurden. Die Verordnungen wurden von Landrat Schlüter und Oberkreisdirektor Meyer unterzeichnet und im Amtsblatt f. d. Niedersächsischen Verwaltungsbezirk Braunschweig, Stück 6 des 41. Jahrganges vom 16. April 1962 auf den Seiten 37—40 veröffentlicht. Damit wurde der geschützte Grüngürtelring, der den Westen der Stadt Braunschweig in weiterem Abstände umziehen soll, im wesentlichen geschlossen.

Am 27. Juni 1963 folgten 3 weitere Verordnungen des Landkr. Braunschweig, durch die das „Bettmar Holz“ bei Bettmar, der Landschaftsteil „Uhlen“ bei Liedingen, das „Bodenstedter Holz“ bei Bodenstedt und der

Landschaftsteil „In der Wedewinne“ bei Vallstedt geschützt und als Nrn. 21—23 in das Verzeichnis der Landschaftsschutzgebiete des Landkr. Braunschweig eingetragen wurden. Die Landschaftsschutzkarten, in denen die Grenzen jener Landschaftsteile mit grüner Farbe eingetragen wurden, sind, wie üblich, in je einer Ausfertigung bei den drei oben erwähnten Dienststellen hinterlegt worden. Die Veröffentlichung der von Oberkreisdirektor Meyer und Landrat Elsner unterzeichneten Verordnungen erfolgte im 7. Stück des 42. Jahrganges des genannten Amtsblattes vom 7. August 1963 auf S. 32—35.

Mit den vorstehenden 7 Landschaftsschutzverordnungen wurde der geschützte Grüngürtelring, der das westliche Vorgelände der Stadt Braunschweig in weitem Bogen umziehen soll, im wesentlichen geschlossen. Für diese von weitblickendem Verantwortungsbewußtsein für die Volksgesundheit getragenen Maßnahmen gebührt den daran beteiligten Kreistagsmitgliedern und Beamten der Kreisverwaltung der besondere Dank aller Heimatfreunde! Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Daniel Thulesius: „Haustüren aus Alt-Braunschweig als Zeugen vorbildlicher Handwerkskultur.“

Mit diesem 32. Band der „Braunschweiger Werkstücke“ kommt, als erstrangiger Kenner der Leistungen alten Braunschweiger Tischlerhandwerks, ein Mann zu Worte, dessen Lebenswerk der Öffentlichkeit viel zu wenig bekannt ist: Professor emer. Daniel Thulesius. Mehr noch als der Text sprechen vor allem die Aufmessungen des Verfassers von dessen unentwegter Liebe zum Werkstoff Holz, von hohem, künstlerischem Empfinden für den behandelten Gegenstand und dem gewissenhaften Erfassen technischer Einzelheiten. Von diesen Eigenschaften einer zwar geräuschlosen, aber starken Persönlichkeit haben unzählige Folgen von Architektur-Studierenden bis in die Gegenwart hohen Gewinn für Wissen und Können gezogen. Sie werden, wenn sie guten Willens sind, auch weiterhin davon profitieren, sei es künftighin vielleicht auch „nur“ an Hand dieses Buches.

Wir Nichtfachleute aber sind voll Dankes für den hier in Zeichnungen, Fotos und Text wiedergegebenen und sachkundig behandelten Ausschnitt Altbraunschweiger Handwerkskultur (die, als ein Ganzes gesehen, dem Kriegsbrand fast völlig zum Opfer fiel) sowie für den mit der Art der Darstellung

verbundenen ästhetischen Genuß. Unser Dank gilt vor allem dem Verfasser, dann aber auch den guten Helfern, die sowohl zum Gelingen des Werkes als auch zu dessen endlicher Veröffentlichung beitrugen. Diese war schon für 1945 geplant, aber alle Zeitereignisse wirkten ihr entgegen. So gingen z. B. sämtliche ausgewählten Fotos zugrunde. Sie konnten erst jetzt durch die unentwegten Bemühungen des Verlegers, Hans Stolle, wieder zusammengetragen werden. Unmittelbare Hilfe leistete Sigrid Hecht, tatkräftige Förderer waren Dr. Bert Bilzer und Barbara Kurth.

Das Bändchen läßt in uns den Wunsch nach Veröffentlichung weiterer etwa noch vorhandener Zeichnungen und Aufmessungen Professor Thulesius' aus Alt-Braunschweig wachwerden. Bleibt noch eines zu sagen: Die meisten der hier behandelten Türen fielen dem Kriegsbrand, andere aber noch später modischen Neuerungen oder rauen Abbrüchen zum Opfer. Deshalb sei hier die Bitte auf rechtzeitige Sicherstellung der wenigen noch vorhandenen Stücke (z. B. Friesenstraße 60) durch zuständige Dienststellen (für Museen oder zwecks der Wiederverwendung an anderem Ort) nachdrücklichst ausgesprochen.

Rudolf Fricke

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Bezugspreis für 4 Hefte (=Mitgliedsbeitrag) 12,- DM · Postscheck-Konto: Hannover Nr. 440 65

50. Jahrgang

Dezember 1964

Heft 4

Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig

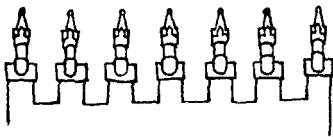
von Rudolf Fricke

B. Größere Steinbauten

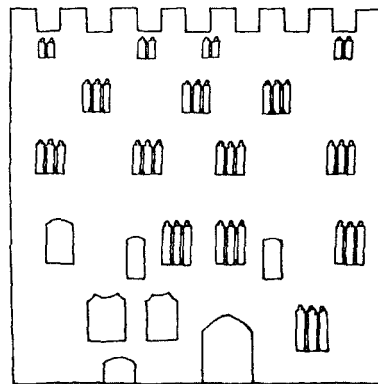
Im 46. Jahrgang der „Braunschweigischen Heimat“ habe ich auf S. 38 ff diejenigen bürgerlichen Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig behandelt, die man als „Kemnaten“ zu bezeichnen pflegt. Selbst so ausgezeichnete Kenner Alt-Braunschweigs wie P. J. Meier und K. Steinacker wußten im Gegensatz zu ihrem erheblichen Wissen um die schon früher in größerer Anzahl bekannten Kemnaten oder Steinkammern eigentlich nur von drei größeren Massivbauten des 13. Jahrhunderts zu berichten. Sie sind in ihrem Werk „Die Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Braunschweig (1926)“ auf S. 63 in den Abschnitt 1. Vorstufen des Kapitels C. Steinerne Vorderhäuser des XVI. Jahrhunderts einbezogen worden. Es handelt sich um folgende Gebäude der

Altstadt

1. Das Haus „Zu den Sieben Türmen“ Altstadtmarkt 11 (von dessen alter Zinnenbekrönung das Städtische Museum ein Türmchen aufbewahrt. Rekonstruktionsversuch s. Abb. 1a).



1a) Oben: Mutmaßlicher Frontabschluß der „Sieben Türme“.



1b) Rechts: Front der späteren „Herzoglichen Kammer“ / jetzt Staatl. Hochbauamt.

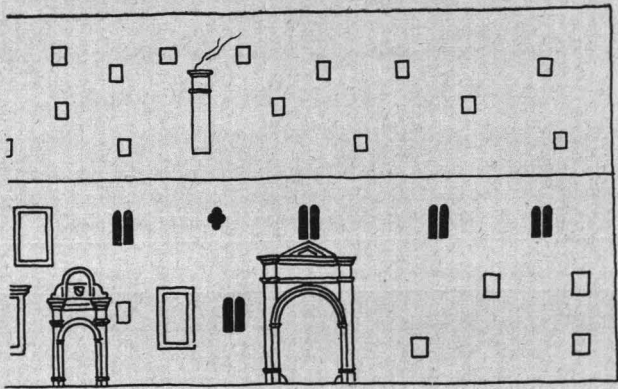


Abb. 2

Östliche Front des Hauses Heydenstraße ass. 640 um 1700 mit Fenstern des 13. Jh. Noch Zeichnung im Br. Landesmuseum

2. Das ehemalige Pilgramsche Haus an der Martinikirche 7, mußte um 1760 dem Cammergebäude, jetzt Staatshochbauamt (dat. 1765), weichen. Glücklicherweise besitzt die Herzog-August-Bibliothek einen Frontriß dieses außergewöhnlichen Bauwerks. In der fünfgeschossigen Front — das oberste Geschoß ist „blind“ — glaubte Steinacker die Giebelwand vermuten zu können, was jedoch in Anbetracht der dann einige Fensteröffnungen der oberen Geschosse rückseitig überschneidenden Sparren und deren unproportionierte Firstlinie nicht sehr wahrscheinlich sein dürfte. (Abb. 1b)

Wie bei allen andern uns in Braunschweig bekannten, etwa gleich alten Bauten werden vielmehr die beiden unteren Geschosse dem eigentlichen Hause, die beiden oberen dem unter einem Pultdach befindlichen Bodenraum angehört haben.

3. Dessen Nachbarhaus an der Heydenstraße, das wohl auch heute noch beiderseits des Renaissanceportals von 1578 die von dickem Putz verdeckten Reste einer Fassade des frühen 13. Jahrhunderts bewahren wird. Ein alter Riß zeigt deren Zustand um 1750. (Br. Landes-Museum, Abb. 2.) Aber nur die Straßenseite und eine Giebelwand sind massiv, daß die zweite, jetzt nicht mehr vorhanden, gleichfalls massiv war, geht aus dem alten Plan hervor. Die Hofseite dagegen besteht aus Fachwerk, das indes nicht als völlig ursprünglich bezeichnet werden kann. Nur im westlichen Teil sind noch einige Gefügeelemente mittelalterlichen Charakters vorhanden. Unser Bau war also ein Dreiseit-Massivbau, wie es anscheinend die Mehrzahl der Häuser mit steinernen Fronten, ja selbst Kemnaten (Eiermarkt 1!), gewesen sind.

Soweit die drei bislang bekannten Gebäude dieser Art und Zeit.

Ihnen anzureihen wären:

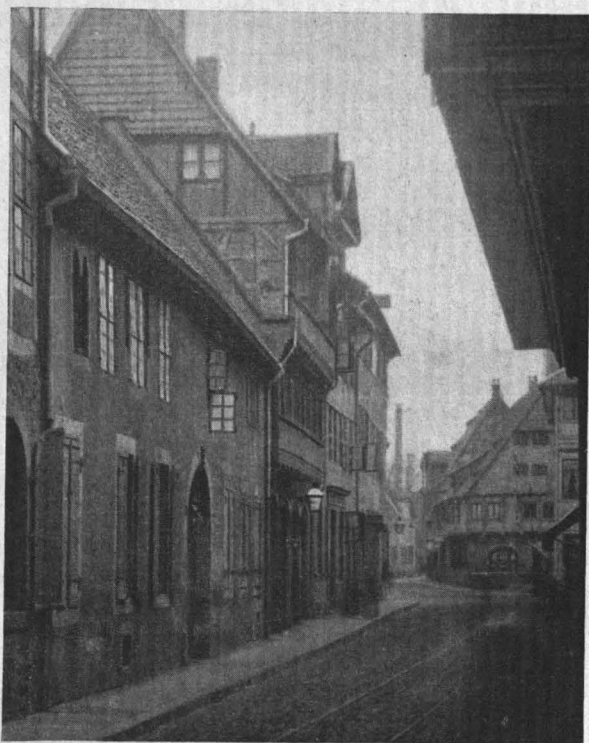
4. Das Steinhaus in der Sonnenstraße, Südseite, nahe dem Gebäude An der Martinikirche 5. Es ist merkwürdigerweise früherer Forschung entgangen, obgleich es als Haus des 13. Jahrhunderts ohne

Abb. 3

Haus in der Sonnenstraße, zu An der Martinikirche 7 gehörig (abgebrochen 1888).

Muster eines im Bauvolumen unveränderten, zur Barockzeit aber **bis auf 1 Kleeblattbogenfenster** modernisierten Steinhauses des 13. Jh.

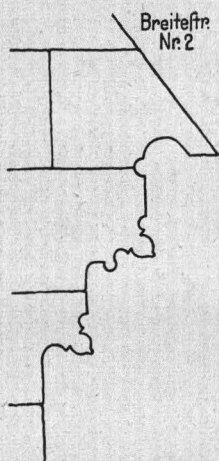
Foto: Landesmuseum



weiteres erkennbar ist, wie ein im Obergeschoß befindliches Fenster der bekannten Art (s. Abb. 3, Foto) zeigt. Das Gebäude wurde vermutlich zusammen mit An der Martinikirche 5 um 1887 abgebrochen.

Unter den gleichartigen Häusern, an denen erst Zerstörung und Zerfall ursprüngliches Alter und früheste Gestaltungsmerkmale offenbar werden ließen, gebührt der Vorrang dem Gebäude

5. An der Martinikirche 2, an dessen Front im westlichen Obergeschoß abfallender Putz im Winter 1958/59 den Doppelbogen eines Kleeblattbogenfensters freigab. Ein dreifaches, mit genasten Bögen und Teilungssäulen sowie einfachen Kelchkapitälern ausgestattetes Fenster war zuvor an der, dem „Kleiderhofe“ des Altstadtrathauses zugekehrten Giebelwand zum Vorschein gekommen. Die Länge der Straßenfront (ca. 17 m) im Verein mit den übrigen Merkmalen bekundet, daß der alte Kern des in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sowohl aufgestockten, (alter Giebel überhöht, die Traufenüberstände des „neuen“ in Bauchkonsolform der Fachwerkgruppe V., Kdkm.), als auch durch Fachwerkanbau im Hof (Trapez-Fries) wesentlich erweiterten Gebäudes, zweigeschossig mit vier Fensterachsen war, und so dem Baukörper des — fünfsichtigen — nahen Rathauses (ca. 22,50 m lang) nahekam. Die zuletzt barocke Front mit dem schönen Portal wurde nach völligem Abbruch vor einiger Zeit wiederhergestellt. —



Traufenkragstein des dem Hauskern des 13. Jh. um 1530 aufgesetzten 3. Geschosses am Hause Breitestraße 2.

6. Das Haus Breite Straße 2, (1403 „Zur Eisernen Tür“), bündig mit der an seinem Nordende befindlichen Kemenate und mit dieser zusammen 30,5 m lang, stellte durch ein Bogenfenster mit Teilungssäulen gleich denen der Kirchtürme von St. Martin (Pfeifenkapitäl) im Obergeschoß des Südgiebels das hohe Alter des zuletzt (ca. 1680) barock umgestalteten Gemäuers unter Beweis. Um 1520 mag der bis dahin zweigeschossige Bau sein drittes Geschoß erhalten haben. Die reich profilierten, schweren Traufenüberstände beider Giebel sind Zeugnis dafür.

7. Gördelingerstraße 8, (Papier-Bollmann). Der noch stehende Südgiebel zeigt am Traufenkragstein schlichte gotische Profilierung des 15. Jahrhunderts, von oberem, schon reichlich mit Backsteinen durchsetztem Mauerwerk hebt sich deutlich ein niedrigerer Giebel des älteren Baubestandes ab. Der einheitliche Charakter der restlichen Nordwand mit der anschließenden Kemenatenmauer (hier Fenster des 13. Jahrhunderts) gestattet eine Anreihung des gesamten Komplexes an die Gruppe des frühen großen Massivbauten.

8. Das Haus Steinstraße 2 (1698 umgebaut für den Minister Probst von Wendhausen) ist durch gemeinsame Giebelwand ursprünglich mit der Kemenate Steinstraße 1 verbunden, in deren Keller und gemeinsamer Mauer (hinter jüngeren Gewölben verborgen) sich Balkenauf-lagen des 13. Jh. befinden. Der gemeinsame ältere Giebel und der dazugehörige zweite neben dem Hause Steinstraße 3 erhielten 1462 unter beträchtlicher Erhöhung mit schweren Brandmauernüberhängen (dort Wap-pen der Breyer bzw. Datierung) einen Fachwerkaufsatz als drittes Geschoß. Dieser mußte 1698 bei erneutem Um-bau des Hauses in ein zweigeschos-

Gördelingerstraße Nr. 8

Unter dem Südgiebel des Hauses, dem der Traufen - Kragstein des vermutlichen 15. Jahr-hunderts angehört, hebt sich über den dort stärkeren Hausmauern ein älterer Giebel, aus dessen nördlichem Gegenüber Dr. Johannes Dürkop, damals Direktor des Braunschweigi-schen Landesmuseums, im Jahre 1943 Archi-tekturteile eines dreifachen Kleeblattbogens barg, die aber leider verlorengingen. S. a. die Wiedergabe eines Kapitells der gleichen Nord-wand Br. Heimat 1960, Heft 2, S. 40.

Foto: Fricke



siges, einem nunmehr massivem Aufsatz weichen. Die hofseitigen Eckquader der Giebelmauern zeigten keinerlei Spuren von Verzahnung, ein Beweis für eine von jeher nicht massiv, sondern in Fachwerk errichtet gewesene Rückseite.

9. Jakobstraße 3. Der früher einem Nachbargrundstück, nach Straßendurchbruch jetzt der Brabantstraße zugewandte Ostgiebel zeigt ein dreifaches Kleeblattbogenfenster. In der Front befanden sich als älteste Architekturteile spätgotische Fenster mit Gardinenbogen, die in der ersten Hälfte des 16. Jh. vermutlich an die Stelle der ursprünglichen des 13. Jh. getreten sind. (Fachwerk als Aufsatz des 16. Jh. ebenso wie das der Hofseite der Gruppe II, Kdkm., angehörend.)

10. Das ehemalige Haus Turnierstraße 3 neben dem Alerdschen Stift. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts abgebrochen und durch (recht nüchternen) Neubau ersetzt, der 1944 zugrundeging.

Ein in der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel befindliches Bild, von Vellguth gemalt, zeigt eine stattliche zweigeschossige Front mit schmalen, gekoppelten Fenstern. Darüber befindet sich ein Fachwerkaufsatz mittelalterlicher oder nachmittelalterlicher Art.

Mit diesem zehnten der vorstehend aufgeführten Beispiele erschöpft sich eine Altersbestimmung durch dem 13. Jh. zuweisbare Architekturteile. Aber es besteht noch die Möglichkeit, durch Beobachtung älterer Bauten auf einen ursprünglichen (zweigeschossigen) Hauskern hin, Feststellungen zu machen. Unterschiede in der Mauertechnik und des Materials lassen besonders die Linien alter, später überhöhter Giebel unter jüngerem Aufbau deutlich werden. Wie bei den bisher behandelten Gebäuden ergibt diese Art der Beobachtung drei Gruppen von Gebäuden, nämlich:

- a) mit (den ursprünglichen) 2 Geschossen;
- b) mit später aufgesetzten 3. Massiv-Geschoß und
- c) mit später aufgesetzten Fachwerk-Geschoß.

Zu der Gruppe a) können unter Berücksichtigung modischer Veränderungen der Fassaden noch gezählt werden:

11. u. 12. Scharnstraße 2 u. 3, — 13. Breitestraße 22, — 14. Turnierstraße 6, — 15. Poststraße 6 und — 16. Poststraße 7 (ehemals Herzogl. Post).

Die Nr. 15 und 16 wurden in den 80er Jahren vorigen Jahrhunderts abgebrochen und durch typische Gründerzeitbauten ersetzt. Ihr einstiges Aussehen geht noch aus alten Kupferstichen und Fotos hervor. (Ein alter Grundriß von Poststraße 7 läßt zudem eine Kemenate als Hauskern vermuten.) Die Giebelwand zwischen den Nr. 6 und 7 wurde nicht mit den Häusern niedergelegt und kam, in das neue Haus derzeit Nr. 7 „eingebacken“, durch den Stadtbrand von 1944 wieder zum Vorschein.

17. Güldenstraße 79. Die unregelmäßig gebogene Fluchtlinie des langgestreckten Gebäudes läßt auf hohes Alter schließen, ebenso die Einheitlichkeit des Mauerwerks der jetzt freiliegenden nördl. Giebelwand mit dem der anschließenden Flächen einschließlich der Kemenate.

Zur Gruppe b) wäre zu rechnen:

18. Das Haus Damm 18, dessen älterer Giebel, unter jüngerem Mauerwerk zu 2 weiteren Geschossen 1944 freigelegt wurde. (Fenstergewände der Renaissance: Stichbogen mit Eierstab).

Bei der Gruppe c) finden wir beim Haus Steinstraße 2 als erste erwünschte Datierung des Aufsetzens eines dritten Geschosses die Jahreszahl 1462. Um diese Zeit wirkt sich nach tiefem Sturz infolge der „Großen Schicht“ 1374 die durch den Großen Bürgermeister Hermann von Vechelde und seinem ihm ebenbürtigen Kämmerer Hans Porner herbeigeführte neue Blüte der Stadt erst eigentlich aus. Handel und Wandel in volkreicher Stadt bedürfen zusätzlich des Raumes.

Wo noch auf den Einzelgrundstücken der Hofraum nicht völlig umbaut worden war, gab es zur Errichtung eines neuen Gebäudes kein Hindernis. Anders dort, wo ein geschlossenes Viereck intakter Baulichkeiten bereits vorlag. Hier war die Errichtung eines dritten Geschosses auf bereits vorhandenen Unterbau der wohlfeilste Weg für Gewinnung zusätzlichen Raumes. Der geringere Zeitaufwand beim Aufbau in Fachwerk gegenüber der mehr Zeit erfordernden Errichtung in Steinbautechnik ließ wohl die Bauherren sich zugunsten der alten Zimmermannskunst entscheiden. Auf den ersten Blick scheinen die hier aufgeführten Nr. 8—10 die einzigen älteren Steinbauten mit im 15. Jahrhundert aufgesetztem (dritten) Fachwerkgeschoß zu sein (das jedoch auch bei Kemenaten zu finden ist. Altstadt: Nrn. 19 u. 21, Neustadt: Nrn. 2, 3 und 6, Hagen: Nro. 19). In den Kdkm. finden wir nichts über diesen Vorgang baugeschichtlichen Wachstums in unserer Stadt, statt dessen S. 71 das Kapitel E unter der Überschrift:

„Fachwerkhäuser mit untergeschobenen Steinwänden“.

Dieses erscheint insofern anfechtbar, als eine Rekonstruktion des angenommenen früheren Zustandes bei der Mehrzahl der dort aufgeführten Bauten, d. h. eines oder zweier unterer Geschosse mit Überhang, die untergeschobenen Steinwänden gewichen sein sollen, unwahrscheinliche Abweichungen in der Fluchtlinie der Erdgeschosse zu den Nachbargebäuden mit sich bringen würde. Bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der im Kapitel E aufgezählten Gebäude handelt es sich m. E. um „Alte Steinhäuser mit später aufgesetztem Fachwerk“, eine Möglichkeit, die mir in persönlichem Gespräch mit Professor Steinacker selber — lange Jahre nach dem ersten Erscheinen der „Kunstdenkmäler — einmal bestätigt wurde! Spätere Modernisierung „verjüngte“ dann den ursprünglichen Massivbau so sehr, daß es zu der irrtümlichen Feststellung von untergeschobenen Steinwänden kommen konnte.

Im Gebiet der Altstadt sind demnach als alte Steinhäuser mit später aufgesetztem Fachwerk folgende Bauten anzusehen:

19. Steinstraße 3 (Fachwerk 1512 aufgesetzt).

20. Breitestraße 4 (a) und

21. Breitestraße 4 (b), 1866 abgerissen, deren Fachwerk noch dem 15., nicht dem 16. Jahrhundert (Kdkm.) angehörte, da die erhaltenen Fotos als Schwellenschmuck den noch schmalen Treppenfries älterer Gestaltung und Ankerbalkengefüge aufweisen.

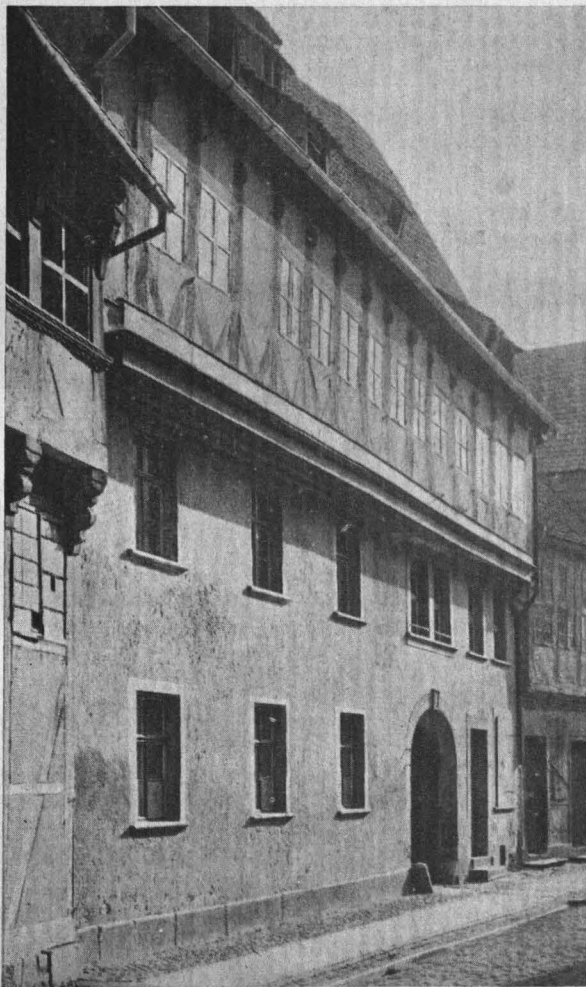
22. Scharnstraße 9 (Fachwerk der Zeit um 1500, um 1885 massiv ersetzt) dessen älterer Giebel wie bei vielen der vorigen Gebäude nach 1944 sichtbar wurde, und

23. Scharnstraße 19, über 2 niedrigen Massivgeschossen (Fachwerkaufsatz der Zeit um 1490).

24. Heydenstraße Nr. ass. 629 (abgebr. Thomashof) wo über massivem Unterbau mit 2 niedrigen Geschossen sich ein Fachwerkaufbau mit den Kennzeichen der bekannten Ankerbalkenkonstruktion des 15. Jahrhunderts befand.

Es wäre durchaus denkbar, daß noch weitere Stein- und Holzgebäude der Altstadt dieser Gruppe zugewiesen werden könnten wie z. B. der Seitenflügel des Stechinellihauses an der Breiten Straße mit seiner altertümlich gekrümmten Fluchtlinie. Angesichts dessen jedoch, daß exakte Feststellungen durch die Ver-

nichtung der fraglichen Objekte nicht mehr möglich sind, sollen hier nur solche aufgezählt sein, für die das Dargelegte noch mit einiger Sicherheit gültig sein kann. Ueberdies beginnt nun bald — sicher belegbar allerdings erst für die 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts — mit der Errichtung von Stein-plus-Holz-Bauten von Grund auf.



Thomashof, Heydenstraße. (abgebrochen 1887)

Das Fachwerkobergeschoß wurde vermutlich, unter Erhöhung der Giebelmauern, im 15. Jahrhundert einem älteren Massivbau aufgesetzt. Dieser wiederum ist zur Barockzeit an Tor und Fenster modernisiert worden. Die Knaggen des Fachwerks, die der Aufweitung der Fenster des Obergeschosses hinderlich waren, wurden beseitigt, die verzierten Balkenköpfe mit der Schwelle (heute im Städt. Museum) verschalt. Oben sind die Zapfen des Ankerbalkengefüges sichtbar.

Foto: Landesmuseum

Daß jedoch auch noch in diesem Zeitabschnitt älteren Steinbauten unter deren Modernisierung ein Fachwerkaufsatz zugefügt wurde, belegte das Beispiel

25. Poststraße 6, Hintergebäude an der Jakobstraße. Das anscheinend 1582 völlig neu errichtete Haus zeigte nach dem Brande den ursprünglichen Hauskern, dessen alte Giebel von jüngeren, für den Fachwerkaufsatz geschaffenen, überragt wurden (wie bei Steinstraße 2 und anderen).

Neustadt

Die Neustadt enthielt nur wenige der hier in Frage kommenden Häuser. Es sind:

- Gruppe a) 1. Höhe 16,
- Gruppe b) 2. Hagenbrücke 1 (?)
- Gruppe c) 3. Alte Waage 1 mit Fachwerk des 15. Jahrhunderts,
- 4. Reichsstraße 31, Fachwerkaufbau von 1560, das höhere Alter des massiven Unterbaues in den Kdkm. ausdrücklich hervorgehoben.
- 5. Alte Waage 17, Schwelle des Fachwerkaufsatzes verschalt, daher unbestimmbaren Alters.
- 6. Reichsstraße 33. Die alte Zweigeschossigkeit des massiven Unterbaues im südlichen Teil erhalten. Fachwerkaufsatz mit gotischen Balkenköpfen.

Hagen

- Gruppe a) 1. Langer Hof 7 mit Dekorationen von 1578 u. 1705. Die von Steinacker hier angenommene Kemenate befand sich auf dem Nachbargrundstück Nr. 8. (Ältere Fotos zeigen deutlich deren Giebel.)
- 2. Wendenstraße 5.
- Gruppe b) 3. Bohlweg 22.
- Gruppe c) 4. Wendenstraße 6, Fachwerkaufsatz von 1512, alte Zweigeschossigkeit rechts neben der Einfahrt erhalten. (Abb. Landesmuseum) abgebrochen 1890.
- 5. Wendenstraße 1, Fachwerkaufsatz von 1529.
- 6. Wendenstraße 2, Fachwerkaufsatz von 1491.
- 7. Wendenstraße 69, Fachwerkaufsatz von 1533, abgebrochen 1895.
- 8. Hagenmarkt 20, Apotheke. Frühgotisches Steinhaus, im 16. Jahrhundert Mauerwerk und 3. Geschoß in Fachwerk aufgesetzt, Geschoßhöhen der alten Untergeschosse entsprechend verändert. Vorgang durch frühgotischen Kragstein der alten Traufenhöhe unter jüngerem Brandmauer-Überhang des Westgiebels unter Beweis gestellt.

Alte Wiek

Gruppe a) 10. Ägidienmarkt 5.

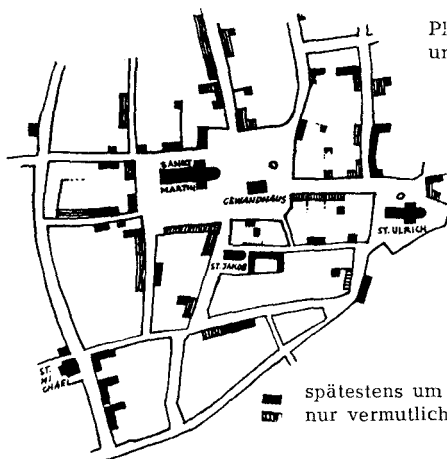
Gruppe b) Bisher nicht festzustellen.

Gruppe c) Auguststraße 33, Fachwerkaufsatz 1517.

Sack

Im Stadtteil Sack ließen sich keine Gebäude der 3 Gruppen ermitteln. Insgesamt waren also noch 41 Massivbauten in Braunschweig festzustellen, davon 28 in der Altstadt, 6 in der Neustadt, 9 im Hagen und 2 in der Altenwiek.

In der Zahl der aufgeführten Massivbauten kommt, wie schon bei Aufstellung der Kemenaten, die wirtschaftlich führende Rolle der Altstadt zum Ausdruck, die sie ja auch politisch innehatte. Ihr folgt nicht, wie man annehmen könnten, die altersmäßig ihr nächststehende Neustadt, sondern der Hagen. Die Ursachen dafür sollen in einer nachfolgenden Darlegung von dem baugeschichtlichen Zusammenhänge allen Steinwerks in Braunschweig mitbehandelt werden.



Planskizze: Frühe Massivbauten am Altstadtmarkt und dessen Umgebung

Der vorstehende Versuch, den Anteil größerer Steinbauten und Fronten (neben dem der oft behandelten Kemenaten) am frühen Massivbaubestreben im Braunschweiger Stadtgebiet einmal zu würdigen, kann nichts weiter sein als eben ein Versuch. Volle Klarheit über den Umfang dieses über ein halbes Jahrtausend zurückliegenden Baugeschehens zu erlangen, ist, angesichts der schon in früheren Jahrhunderten erfolgten Abbrüche und Umbauten, besonders aber durch den Verlust der bis 1944 noch vorhandenen einschlägigen Gebäude unmöglich. Gerade deswegen aber scheint mir jemand, der das Vernichtete noch sowohl unzerstört als auch in Trümmern sah und beobachtend seine Schlüsse zog, verpflichtet, das Ergebnis seiner Beobachtungen mitzuteilen.

Glaube und Brauch der „Zwölften“ in Ostfalen

Nach Umfragen des Braunschweigischen Landesmuseums in den Jahren 1958 und 1961

von Werner Flechsig

In allen Gegenden Deutschlands galten die Weihnachtsfeiertage und der Neujahrstag nicht nur als hohe Kirchenfeste, sondern auch als weltliche Höhepunkte einer zusammenhängenden Festzeit vom 25. Dezember bis zum 6. Januar, dem Dreikönigstage, die in vorchristlicher Zeit der Feier der Wintersonnenwende gewidmet war und überall im bäuerlichen Lebensbereiche mit vielfältigen Glaubensvorstellungen und Bräuchen vorchristlichen Ursprungs bis in unsere Tage hinein erfüllt war ¹⁾.

Was in einzelnen Landschaftsteilen unserer ostfälischen Heimat zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch an uraltem Volksglauben und Brauchtum während dieser geheimnisvollen heiligen Zeit der „Zwölften“ lebendig war, ist seit 1901 in mehreren volkskundlichen Werken und in zahlreichen verstreuten Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen mehr oder weniger ausführlich geschildert worden ²⁾. Alle diese Einzelberichte zusammengenommen vermochten jedoch keinen klaren Gesamtüberblick über das zu geben, was etwa als allgemein ostfälisch gelten kann oder nur auf bestimmte Landesteile begrenzt war. Deshalb erbat ich in zwei Brauchtumsfragebogen, die 1958 und 1961 an die treuen Ausfüller der Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum verschickt wurden, unter anderem auch Auskünfte darüber, inwieweit die aus dem ostfälischen Schrifttum bekannten Weihnachts-, Neujahrs- und Zwölftenbräuche mit allen ihren Einzelheiten in dem jeweiligen Orte noch geübt werden oder doch in der Erinnerung alter Leute lebendig sind. Wegen der mühevollen Arbeit solcher Nachforschungen bei alten Gewährsleuten sandten zwar von rund 450 Befragten nur 387 den ersten und 218 den zweiten Fragebogen ausgefüllt zurück, teilweise mit recht mageren Angaben. Gleichwohl war die Ausbeute doch ergiebiger, als ich in Anbetracht des heutzutage rasch fortschreitenden Überlieferungsschwundes zu hoffen gewagt hatte. Es ergab sich nicht nur ein guter Überblick über die Verbreitung der einzelnen Bräuche in den Kreisen Helmstedt, Braunschweig, Wolfenbüttel, Peine, Stadt Salzgitter, Goslar, Hildesheim-Marienburg, Alfeld, Gandersheim, Holzminden, Einbeck, Osterode, Zellerfeld, Blankenburg und stichprobenweise auch im Südteil der Kr. Gifhorn, Celle und Burgdorf sowie im ostfälischen Teile des Regierungsbezirks Magdeburg, sondern es kamen auch manche Dinge zutage, die von den früheren Brauchtumsforschern übersehen waren. Ich bringe im folgenden zunächst die wichtigsten Erkenntnisse über die Benennung der Festzeit von Weihnachten bis zum Dreikönigstag, über verbotene Arbeiten, verbotene Speisen und bevorzugte Festspeisen. Die Behandlung der Fragebogenauskünfte über Namen und Auftreten des Weihnachtsmannes, über die Weihnachtsbescherung, über Aufführungen mit dem Schimmelreiter, über Gesellschaftsspiele in den Zwölften und die besonderen Silvester- und Neujahrsbräuche muß einem späteren Hefte unserer Zeitschrift vorbehalten bleiben, um hier nicht zu viel Platz zu beanspruchen.

1. Namen der mittwinterlichen Festzeit

In den meisten Orten spricht man, der hochdeutschen Form „Zwölften“ entsprechend, von *Twölften* (*De Twölften*, *In'n Twölften*). In 67 Orten, hauptsächlich in den Kreisen Wolfenbüttel, Goslar und Peine, galt dagegen die vielleicht ältere Form *Twölwe* (*In dän Twölben*, *In 'n Tw.*). Gr. Elbe und Woltwiesche im Kr. Wolfenbüttel kennen die erweiterte Benennung „*De hailigen Twölwe*“. Das leitet über zu den Bezeichnungen „*De twölft Hailigen*“ (Sievershausen, Kr. Einbeck; Kaierde, Kr. Gandersheim) „*De hilligen (twölft) Däge*“ (Gr. Gleidingen, Kr. Hildesheim; Clauen, Kr. Peine; Berel, Kr. Wolfenbüttel; Böckelse, Kr. Gifhorn). Schließlich gibt es auch noch die hochaltertümliche Zählung nach Nächten statt nach Tagen in den Formen „*De hilligen (twölft) Nächte*“ (Strodthagen, Kr. Einbeck, Oldershausen, Kr. Osterode; Hallensen und Wolperoder, Kr. Gandersheim; Algermissen, Kr. Hildesheim; Bredelem, Kr. Goslar; Evessen und Kl. Elbe, Kr. Wolfenbüttel; Beierstedt, Ingeleben, Königslutter und Rábke, Kr. Helmstedt). Einen Hinweis darauf, daß nach den alten astronomischen Vorstellungen in den 12 Tagen um die Wintersonnenwende die Tagesdauer gleichbleibt, enthält der Ausdruck „*De twölft Däge, dä ståen bläiwet*“ in Abbensen, Kr. Peine.

2. Verbotene Arbeiten

Überall in Deutschland galten und gelten zum Teil noch heute Verbote für die Verrichtung bestimmter Arbeiten während der Zwölften. Diesen Verboten liegen uralte Analogievorstellungen zugrunde, die von dem Glauben ausgehen, daß während der kürzesten Tage des Jahres die Sonne, also die Macht des Guten, kraftlos dahinsiecht und die lebensfeindlichen Mächte der Finsternis unterdessen die Oberhand auf der Welt haben. Sie suchen Menschen, Tieren und Pflanzen auf jede nur erdenkliche Weise zu schaden. Menschenwerk, das in dieser Zeit unternommen wird, ist von vornherein durch Mißgeschick bedroht und unterbleibt daher am besten ganz, soweit es aufschiebbar ist. Wer eine solche Warnung in den Wind schlägt, kann durch die vermessene Herausforderung der Mächte der Finsternis sogar Leib und Leben aufs Spiel setzen. Soweit der allgemeine Sinn der Arbeitsverbote. Und wie sah es damit im Einzelnen nun hiezulande aus?

Am häufigsten und am weitesten verbreitet in Ostfalen fand sich das Verbot für die Frauen, in den Zwölften große Wäsche zu waschen³⁾. Es wurde bezeugt aus 123 Orten und zwar 2 im Kr. Zellerfeld, 12 im Kr. Einbeck, je 3 in Teilen der Kr. Osterode, Holzminden und Alfeld, 10 im Kr. Gandersheim, 19 im Kr. Hildesheim-Marienburg, 14 im Kr. Peine, 7 im Stkr. Salzgitter, 9 im Kr. Goslar, 14 im Kr. Wolfenbüttel, 8 im Kr. Braunschweig, 12 im Kr. Helmstedt, 1 im Kr. Burgdorf, 2 im Kr. Gifhorn, 4 im Regierungsbezirk Magdeburg. Außer vor dem Waschen der Wäsche wird auch davor gewarnt, die etwa vor den Zwölften schon auf dem Hausboden, in der Scheune, im Hof oder Garten gespannten Wäscheleinen während der mittwinterlichen Ruhezeit hängen zu lassen. Wer dies tut, beschwört Lebensgefahr herauf, sei es für sich selbst oder für einen Hausgenossen, der die aufgehängte Leib- oder Bettwäsche im kommenden Jahre benutzen wird. Man sagt in Sievershausen, Kr. Einbeck, durch die Wäscheleine drehe man einem Verwandten den Strick um den Hals. Auch in Gr. Elbe, Kr. Wolfenbüttel, heißt es, wo Wäsche in den Zwölften hängen bleibe, werde sich im

nächsten Jahre jemand aufhängen. In Bad Salzgitter sagte man, auf der in den Zwölften ausgespannten Wäscheleine tanzten die Hexen, in Sierße, Kr. Braunschweig, wer in den Zwölften Wäsche wasche und aufhänge, dem würde das Fell auf den Zaun gehängt. In Willensen, Kr. Osterode, gebrauchte man von der Zwölften-Wäsche die Redewendung, sie bekleide den Friedhof. In Wieckenberg, Kr. Celle, wird die in den Zwölften gewaschene und aufgehängte Wäsche als „Leichenlaken“, in Königslutter, Kr. Helmstedt, als „Likenwäsche“ bezeichnet. Überall in den befragten Orten wird als Folge für die Übertretung des Waschverbotes persönliches Mißgeschick angegeben, seltener Krankheit, meist der Tod. Ausgenommen wird von dem Verbot gelegentlich ausdrücklich Kinderwäsche, weil diese, zumal für Säuglinge und Kleinkinder, keinen größeren Aufschub duldet.

Den zweiten Platz unter den verbotenen Tätigkeiten nehmen die weiblichen Handarbeiten Spinnen, Stricken, Weben, Flicken und Nähen ein⁴⁾. Sie sind nur von 39 Orten angeführt. Früher, als noch in jedem Hause gesponnen und in in vielen gewebt wurde, stand deren Verbot zweifellos mit an erster Stelle unter den Vorschriften der Zwölftenzeit, ermahnte man doch im 19. Jahrhundert hierzulande, wie ältere Berichte und Sagen übereinstimmend erkennen lassen, die Mädchen, den Flachs auf dem Spinnwocken doch ja vor Beginn der heiligen zwölf Nächte abzuspinnen, da sonst Frau Holle, die mythologische Verkörperung der weiblichen Tugenden, den Wocken verunreinige oder gar die Faule körperlich züchtige. Von unseren Gewährsleuten wird allerdings Krankheit und Tod als Strafe für die Übertretung des Verbotes weiblicher Handarbeiten nur selten genannt (Warbsen, Kr. Holzminden, und Ringelheim, Stkr. Salzgitter). Statt dessen wird nur gelegentlich bemerkt, die Übertreterin habe im kommenden Jahr kein Glück. In Amelsen, Kr. Einbeck, gab man als Grund dafür an, die Geister würden durch das Arbeitsgeräusch beim Spinnen und Weben verärgert und rächten sich dafür.

In 54 der befragten Orte galten auch andere winterliche Arbeiten während der Zwölften als mißlich oder gar gefährlich, die vorwiegend von Männern besorgt werden, nämlich das Ausmisten der Ställe und das Mistfahren auf die Felder⁵⁾ (32 Orte), Holzeinschlag, Holzabfuhr aus dem Walde, Brennholzspalten und Verarbeitung von Nutzholz (14 Orte), Schlachten (12 Orte), Umgraben des Gartens (11 Orte) und Pflügen (6 Orte). Als Folgen des Ausmistens und Mistfahrens fürchtete man teils Unglück beim Stallvieh (z. B. in Dohnsen, Kr. Holzminden, und Wieckenberg, Kr. Celle), teils Mißernten auf dem in in Zwölften gedüngten Acker (so z. B. in Wehnsen, Kr. Preine, und Wendessen, Kr. Wolfenbüttel). In Fürstenau, Kr. Braunschweig, meinte man, mit dem Mist werde in den Zwölften das Glück vom Hofe gefahren. Als Überrest der Furcht vor dem „Werwolf“, der mit seiner zauberischen Kraft als eine Verkörperung der lebensfeindlichen Mächte der Mittwinterzeit erscheint, findet sich in Eltze, Kr. Peine, Wathlingen, Kr. Celle, und Brome, Kr. Gifhorn, also nur im nördlichen Ostfalen noch der Glaube, daß sich dort, wo in den Zwölften ausgemistet oder Mist gefahren werde, der Wolf unter der Gartentür oder unter dem Schwellbalken des Hauses hindurchwühle und in den Stall eindringe, um ein Stück Vieh zu zerreißen. Merkwürdig sind auch die Vorschriften, daß sich in den Zwölften kein Rad drehen⁶⁾ dürfe (Rüper, Kr. Peine, und Brome, Kr. Gifhorn), daß man keine Löcher im Erdboden

zuwerfen (Bredelem, Kr. Goslar) und keine Geräte ausbessern solle (Werlaburgdorf, Kr. Goslar, Mascherode, Kr. Braunschweig, und Ingeleben, Kr. Helmstedt).

3. Verbotene Speisen

Neben Arbeitsverboten begegnen uns auch Verbote für den Genuß bestimmter Speisen während der Zwölften. An erster Stelle steht in Ostfalen das Verbot des Genusses von Hülsenfrüchten, das auch in anderen deutschen Landschaften bekannt ist⁷⁾. Unsere Umfrage erbrachte dafür Belege aus 78 ostfälischen Orten vom Solling bis in den Kreis Halberstadt und vom Südharz bis in den Kreis Gifhorn mit Schwerpunkt in den Kreisen Einbeck, Gandersheim und Hildesheim-Marienburg. Als Folgen der Übertretung dieses Speiseverbotes werden in vielen Orten „Ausschlag“, „Schwären“ oder „Furunkeln“ für das kommende Jahr befürchtet. Nur aus Heersum, Kr. Hildesheim-Marienburg, und Mascherode, Kr. Braunschweig, wurde berichtet, daß der Genuß von Hülsenfrüchten in den Zwölften die Gefahr einer Mißernte bei Hülsenfrüchten im nächsten Jahre heraufbeschwöre. In Amelsen, Kr. Einbeck, wurde merkwürdigerweise die Meinung vertreten, daß derjenige, der am letzten Tage des alten Jahres Linsensuppe esse, im neuen kein Geld haben werde.

Man könnte meinen, die Warnung vor Hülsenfruchtgerichten sei aus der Beobachtung entsprungen, daß stark blähende Speisen in einer Zeit längerer Arbeitsruhe, wie es die Zwölften nun einmal waren, vom Körper weniger gut als sonst verarbeitet würden und deshalb tatsächlich zu gesundheitlichen Schäden führen könnten. Dagegen spricht aber die Feststellung, daß die ebenfalls blähende Wirkung von Kohlgerichten in der Regel nicht gefürchtet wurde. Der Genuß von Kohl in den Zwölften wurde nur von den Gewährsleuten in Mascherode (hier speziell Rosenkohl), Dedeleben, Kr. Halberstadt, und Lonau, Kr. Zellerfeld, als schädlich bezeichnet. Demgegenüber betonten die Gewährsleute in Ahstedt und Holle, beide im Kr. Hildesheim-Marienburg, daß gerade Kohlgerichte in den Zwölften mit Vorliebe verzehrt würden. Das Hülsenfruchtverbot für die Zwölften wird also keine wirklichen volksgesundheitlichen Ursachen haben. Dölger hat wohl recht, wenn er in Anbetracht zahlreicher antiker Nachrichten über ähnliche Verbote vermutet, daß in indogermanischer Zeit Bohnen zum Totenopfer gehörten und der profanen Verwertung daher entzogen waren. Da in der Zeit der Wintersonnenwende nach germanischem Glauben die Geister der verstorbenen Vorfahren die Häuser ihrer Nachkommen aufsuchten und von ihnen bewirtet werden mußten, möchte ich annehmen, daß in vorchristlicher Zeit in Erwartung des Besuches aus dem Totenreiche gerade in den Zwölften Hülsenfruchtgerichte auf die Tafel gebracht wurden. Wahrscheinlich war es dann die christliche Kirche, die nach der Christianisierung der Germanen im Zuge der Bekämpfung heidnischer Kultbräuche dem Volke den Genuß der Hülsenfrüchte während der Zwölften mit einer glaubwürdigen Begründung ebenso verleidet hat wie den Genuß des gleichfalls ehemals zu Kulturmahlzeiten dienenden Pferdefleisches überhaupt.

Die älteste deutsche Quelle für den Glauben an die Schädlichkeit der Hülsenfrüchte in den Zwölften scheint die 1718 in Chemnitz gedruckte „Rockenphilosophie“ des Thüringers J. G. Schmidt zu sein. Von 1732 stammt die früheste Bezeugung dieses Glaubens für das östliche Ostfalen in den „Singularia Magdeburgica“ von dem aus Wegenstedt bei Obisfelde im Kr. Gardelegen stammenden

Pastor Samuel Walther. Er hat seinem geschichtlich-topographischen Werk einen volkskundlichen Abschnitt beigelegt unter dem Titel „Historische Nachricht von der alten Teutschen Moedernach als einem Ursprung vielerley Aberglaubens unter den Christen zur Zeit des heil. Christ-Festes“. Darin heißt es u. a.: *„Im übri-gen glauben sie auch den Zwölften, und solange solche Zeit währet, hüten sie sich vor gewissen Speisen als Erbsen, Linsen und anderen Hülsenfrüchten. Da sie gleichwohl zur Neujahrszeit den umsingenden Jungen auf den Dörfern gekochte Bohnen austeilen...“*. Im Jahre 1760 veröffentlichte dann ein ungenannter Verfasser mit den Anfangsbuchstaben „Z. J. O.“ ein „Sendschreiben vom Aberglauben“ im 86. Stück der „Braunschweigischen Anzeigen“, wo es auf Spalte 1392 heißt: *„In den 12 Nächten muß kein Flachs auf der Dieße bleiben, sonst kommt die Frau Holle. Auch keine Hülsenfrüchte gegessen werden.“*

4. Bevorzugte Festtagsspeisen

Weihnachten und Neujahr sind Feste, an denen nach altem Herkommen hierzulande besonders reichlich gegessen und getrunken wird. Deshalb nannte man den Weihnachtsabend auch den *Vullbüksåbend*, d. h. den Abend, an dem man sich den Bauch vollschlägt. In Immensen, Kr. Burgdorf, gab es z. B. nach Otto Heineke am Heiligen Abend *„Kartuffelsål un Aier, ok schöne Wost, nâhâr Kaffee un Botterkauken, dat 'n stîf henstât, darumme heit et doch ok Vullbüksåbend!“* Natürlich war die Gelegenheit zu solchen Tafelfreuden Weihnachten deshalb besonders günstig, weil auf den Bauernhöfen in der Regel kurz vor Beginn der Zwölften das erste Schwein geschlachtet wurde und Fleisch, Schlachtebrühe und frische Wurst nun in verführerischer Menge zur Verfügung standen. Aber das allein gab sicher nicht den Ausschlag. Uppige Schmäuse in der Zeit der Winter-sonnenwende waren bei den Germanen schon in vorchristlicher Zeit nach Ausweis der altisländischen Quellen üblich und ein wichtiger Bestandteil der kultischen Handlungen des Julfestes. Daran hat sich auch später nach der Christianisierung nichts geändert, obwohl die Kirche darum bemüht war, zur Weihnachtszeit die Gedanken der Menschen von den leiblichen Genüssen mehr auf den geistlichen Gehalt der Christgeburtstagsfeier zu lenken.

Merkwürdigerweise steht in Ostfalen der *Schweinebraten*⁸⁾, den die Nord-germanen beim Julfest zu Ehren ihres Göttervaters Odin zu verzehren pflegten, hinter anderen Festgerichten zu Weihnachten erst an dritter Stelle in der Reihenfolge der Beliebtheit, obwohl, wie gesagt, Fleisch von frischer Schlachtung auf den meisten Höfen reichlich vorhanden ist. Nur aus 58 von 387 befragten Orten wurde berichtet, daß Schweinebraten entweder ausschließlich oder im Wechsel mit Gänse- und Hasenbraten an einem der beiden Weihnachtsfeiertage gereicht werde. Verhältnismäßig am stärksten sind daran die Kreise Hildesheim-Marienburg mit 14 und Gandersheim mit 7 Orten beteiligt; es folgen die Kreise Peine mit 6, Braunschweig und Wolfenbüttel mit je 5 Orten. Es verdient vielleicht Beachtung, daß dort, wo der weihnachtliche Schweinebraten von den Gewährsleuten noch näher bezeichnet wurde, meist *Rippenbraten*, *Schellrippen* oder *gebratene Pökelrippen* genannt sind (Dohnsen und Golmbach, Kr. Holzminde, Amelsen, Kr. Einbeck, Delligsen, Kr. Gandersheim, Bodenburg und Salzdetfurth, Kr. Hildesheim-Mar., Goslar, Hornburg, Kr. Wolfenbüttel, Olerse, Kr. Burgdorf, Hankensbüttel, Kr. Gifhorn, und Walkenried, Kr. Blankenburg). Seltener sind *Nackenstücke* (Burgstemmen, Kr. Alfeld, Ottbergen, Kr. Hil-

desheim-Marienburg und Kästorf, Kr. Helmstedt). S c h w e i n s k o p f mit Braunkohl und Brägenwurst gab es in Linden, Kr. Wolfenbüttel, S c h w a n z s t ü c k e mit Kohl und Zipollenwurst in Seinstedt, Kr. Wolfenbüttel, im Wechsel mit Gänse- oder Hasenbraten.

An zweiter Stelle in der Beliebtheit als Weihnachtsschmaus stand und steht wohl noch heute der H a s e n b r a t e n ⁹⁾. Er wurde mir aus 246 Orten gemeldet, meist im Wechsel mit Gänsebraten, in nicht weniger Orten aber auch als einziger Festschmaus zu Weihnachten. Die Belege verteilen sich über das ganze Untersuchungsgebiet, jedoch mit Schwergewicht im ostf. Kerngebiet östlich des Nette-ales, wo sie in den Kreisen Peine (18 Belege), Gifhorn-Süd (10) und Helmstedt (38) den Gänsebraten fast erreichen und in den Kreisen Goslar (18), Stadt Salzgitter (13), Wolfenbüttel (45) und Braunschweig (34) an Zahl sogar übertreffen. Ist diese Vorliebe für Hasenbraten so jungen Ursprungs wie die Wiedererlangung des Jagdrechtes durch die Bauern im 19. Jahrhundert? Ich glaube nicht. Zwar konnten die Bauern viele Jahrhunderte hindurch, solange die Ausübung der Jagd ein Vorrecht des Landesherrn und der Grundherren war, nicht in aller Öffentlichkeit vor Weihnachten gemeinsame Treibjagden veranstalten, um des begehrten Hasenfleisches teilhaftig zu werden, aber sie haben es wohl immer verstanden, heimlich die Langohren in Schlingen zu fangen und geräuschlos zu erlegen, wenn diese im Spätherbst und Winter zu den Hausgärten kamen, um sich am Kohl gütlich zu tun. Wo kein Kläger war, da war auch kein Richter, und so kamen auch die Entrechteten zu der weihnachtlichen Jagdbeute, die ihren Vorfahren in germanischer Frühzeit noch unverwehrt gewesen war. Es war sicherlich nicht nur reine Jagdleidenschaft oder die Sorge um eine Bereicherung der Festtafel schlechthin, die sie dazu trieb, den Hasen gerade vor Weihnachten nachzustellen. Der Hase galt als ein mit mancherlei magischen Kräften begabtes Tier, wie seine symbolische Darstellung in der bildenden Kunst des Mittelalters (so auf dem Jagdfries an der Stiftskirche in Königslutter!) und seine Stellung in Sage und Märchen erkennen lassen. Er war unseren Vorfahren ähnlich wie Hahn und Fisch-Rogener ein Sinnbild der Fruchtbarkeit, und wer Hasenfleisch genoß, wurde nach altem Analogiegllauben jener magischen Kräfte teilhaftig. So gehört der weihnachtliche Hasenbraten zweifellos zu den vorchristlichen Kultspeisen wie der Schweinebraten.

In diese Reihe der weihnachtlichen Kultspeisen stelle ich auch den G ä n s e b r a t e n ¹⁰⁾. Er steht mit 293 Ortsbelegen an der Spitze der Beliebtheit in Ostfalen, soweit mein Untersuchungsgebiet das erkennen läßt. Wenn in ihm die Belege auch ziemlich gleichmäßig verteilt sind, so zeigt sich doch eine deutliche Vorrangstellung vor dem Hasenbraten zumal im westlichen Ostfalen, wo in den Kreisen Gandersheim, Holzminden, Einbeck und Osterode 73 Gänse-Belege 36 Hasen-Belegen gegenüber stehen. Es kann sich nicht bloß um die Vorliebe für Geflügel handeln, denn anstelle des Gänsebratens wurde nur aus 4 ostfälischen Orten E n t e n b r a t e n und aus einem einzigen Orte H ü h n e r b r a t e n zu Weihnachten gemeldet. Das Fleisch der Enten und Hühner hatte früher offensichtlich keineswegs eine solche kultische Bedeutung und magische Wirkung, wie das der Gänse, die schon im Altertum bei den Mittelmeervölkern als Opfertiere bezeugt sind.

Neben Gänse-, Hasen- und Schweinebraten gehörten in zahlreichen Orten Ostfalens auch Fischgerichte zu den besonderen Zwölftenspeisen. Sie wurden

allerdings nicht an den eigentlichen Festtagen mittags gereicht, sondern teils am Heiligen Abend, teils am Silvester-Abend. Karpfen¹¹⁾, gelegentlich ersatzweise auch andere heimische Süßwasserfische wie Schleien und Karauschen, waren in 23 der befragten Orte beliebt, Heringe¹²⁾, meist in der Form von Heringsalat, in 73 Orten. Beide Fischarten galten in vielen Gegenden Deutschlands als Glücksbringer, wegen ihrer großen Fruchtbarkeit. Der Besitz von Karpfenschuppen, die man als Reste der Mahlzeit im Geldbeutel aufbewahrte, sollte ebenso wie der Genuß des Heringsrogens dazu verhelfen, daß man im kommenden Jahre nie Mangel an Geld hätte. Für Ostfalen bezeugt diesen Glauben zuerst der Verfasser des bereits erwähnten Sendschreibens vom Aberglauben 1760 mit den Worten: „Den Weihnachts- Neujahrs- und heiligen 3 Könige-Abend muß man Hering der ein Rogner ist, essen, so hat man das ganze Jahr Geld.“

Wo man in neuerer Zeit am Heiligen Abend oder am Silvester-Abend kein Fisch-Gericht verzehrt, begnügte man sich in der Regel mit Brot und Wurst. Früher durfte aber wahrscheinlich in keinem Hause wenigstens an einem jener festlichen Vorabende, zumeist wohl am Heiligen Abend, die Koschale aus Branntwein mit eingebrocktem Honigkuchen fehlen. Über Verbreitung, Alter und Bedeutung dieser Brauchtumsspeise in Norddeutschland hat Hans Wiswe erst vor kurzem eine erschöpfende Untersuchung veröffentlicht¹³⁾. Hierzulande ist sie um die Jahrhundertwende oder im ersten Weltkrieg abgekommen, aber die Gewährsleute für 75 Orte unter den 218^a ausgefüllten Fragebogen konnten sich noch aus eigener Anschauung oder aus den Berichten ihrer Eltern daran erinnern. Meist vereinte die Brennewinskoschale nur die Familienmitglieder und das Gesinde des Hofes zur festlichen Mahlzeit, wobei jeder mit seinem Löffel in die gemeinsame Schüssel langte. Bisweilen wurden aber auch Verwandte und Freunde, die von anderen Höfen in den Zwölften zu Besuch kamen, oder die Mitglieder des Spinntrupps, dem die einladende Haustochter angehörte, damit bewirtet.

Im übrigen begnügte man sich bei solchen geselligen Zusammenkünften in den Zwölften mit Kaffee und Plattenkuchen oder dem selbsthergestellten Gebäck, das von der Weihnachtsbescherung noch übrig war. In 44 der befragten Orte wurden und werden wohl meist auch heute noch Plattenkuchen angeboten, vorwiegend Zuckerkuchen, statt dessen nur in Oker und Isingerode Prilleken (Pfannkuchen) und merkwürdigerweise in Grafhorst, Kr. Helmstedt, außer Plattenkuchen auch „Arme Ritter“, die sonst nirgends als Festgebäck erscheinen. Unter dem Gebäck¹⁴⁾ alter Art, das teils den zu Beschenkenden auf den Weihnachtsgabentisch gelegt, teils am Weihnachtsbaum aufgehängt wurde, stehen Reiter oder reiterlose Pferde, die verblaßten Sinnbilder des Wodan-Kultes, mit 200 Ortsbelegen an erster Stelle. Es folgen mit 189 Belegen als Sinnbilder der menschlichen Fruchtbarkeit männliche und weibliche Gestalten, die sogenannten Buerjungen und Buermäken, die meist paarweise Verwendung fanden. Daran schließen sich der Hahn als Sinnbild der tierischen Fruchtbarkeit mit 160 und das Schwein als Abbild des germanischen Kultehers mit 139 Belegen an. Angefertigt wurde dieses Gebäck ursprünglich anscheinend aus Brotteig, wie noch einige Bemerkungen unserer Gewährsleute erkennen lassen, erst später aus Mürbeteig. Wer sich nicht die Mühe machen wollte, sie selbst zu formen, konnte sie, schon bevor fertige Ausstechformen aus Blech im Handel zu haben waren, bereits im 18. Jahrhundert nach

Die Grabmale der St. Georgskirche zu Bad Gandersheim

Tafel I

Grabstein Hans Niebecker von 1626

(Siehe Nr. 2)



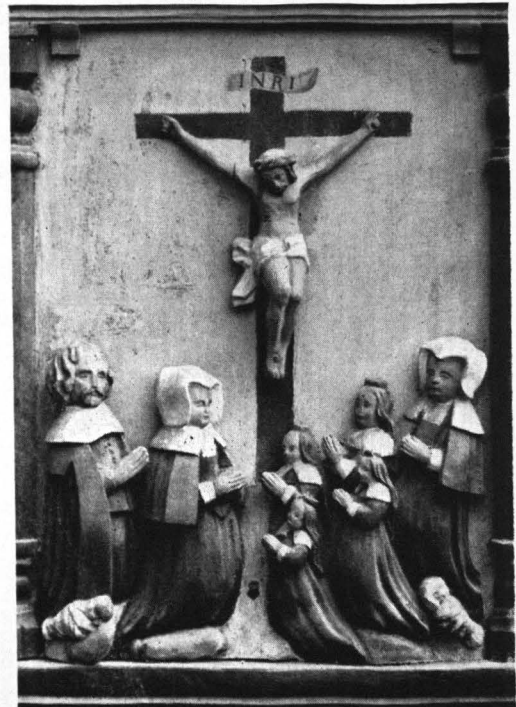
Grabstein Jakob German von 1620

(Siehe Nr. 4)



Wappenaufsatz vom Grabmal für den
Schatzeinnehmer Friedrich Julius Wettberg
und seine Frau Anna Maria Freylinghausen
von 1732

(Siehe Nr. 5)



Epitaph des Gandersheimer Bürgers
Ditz Kronen, Maurermeister
und seiner Frauen
Illian Schrader und Catharina Ohsen von 1651
in der St. Georgskirche

(Siehe Nr. 1)

**Bad Gandersheim
St. Georgskirche**

**Gesamtansicht des Grabdenkmals
für Jakob German von 1620**

(Siehe Nr. 4)



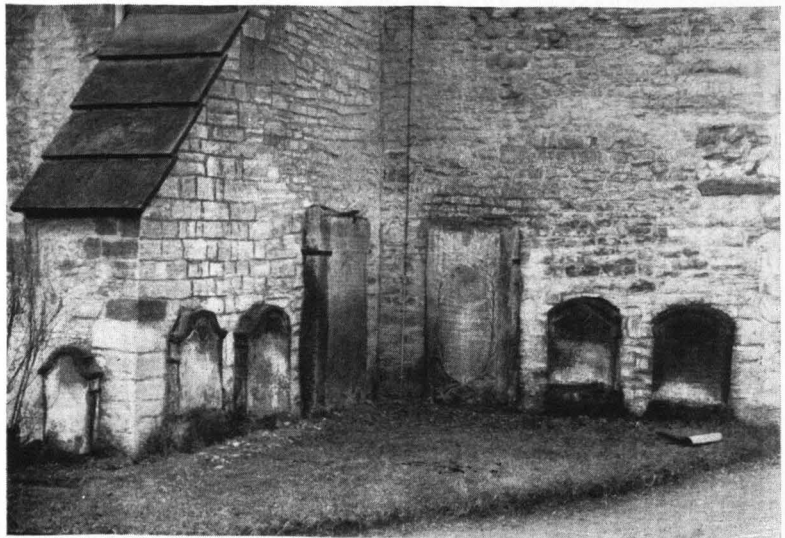
**Bad Gandersheim
St. Georgskirche**

**Erinnerungstafel für die Reformatoren
Luther und Melancthon,**
gemalt und gestiftet von Magnus Böyschu
„bördig aus Dennemark“,
der 1676 die St. Georgskirche ausmalte



Grabdenkmale an der Südseite des Turmes der St. Georgskirche
Siehe Nr. 10 und 9 (von links nach rechts)

Alte Grabsteine an der Nordseite der St. Georgskirche
Siehe Nr. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17 (Von links nach rechts)



Ausweis der Verkaufsinserate in den „Braunschweigischen Anzeigen“ mit rotem und weißem Zuckerguß als sogenannte „Zuckerbilder“ bei den Bäckern und auf dem Weihnachtsmarkt in Braunschweig erwerben.

¹⁾ Hauswörterbuch des deutschen Aberglaubens, herausgegeben von Bächthold-Stäubli 1927—1942; hier Bd. IX, S. 979 ff. (Artikel Zwölften). — ²⁾ Richard Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. 1901, 326—329; Karl Wüstefeld, Eichsfelder Volksleben. Duderstadt 1919, S. 15—27 u. 247—257; Kurt Heckscher, Die Volkskunde des Kreises Neustadt am Rübenberge. Hamburg 1930, S. 169 u. 174 f; Heinrich Sohnrey, Die Sollinger. 2. Aufl. Berlin 1936, S. 209—222. Eduard Stegemann, Aus dem Volks- und Brauchtum Magdeburgs und der Börde (Magdeburg Kultur- und Wirtschaftsleben Nr. 4). Magdeburg 1936, S. 68—71; Louis Wille, Harzer Volkskunde. Teil I, Heft 8: Sitte und Brauch im Jahreslauf. Magdeburg 1937, S. 66—71, hier bes. S. 16; Kurt Heckscher, Heidmärker Volkskunde. Oldenburg 1938, S. 108 f; Die heiligen 12 Nächte in Mitteldeutschland (Montagsblatt der Magdeburger Zeitung 1929, S. 409 ff; weitere Aufsätze in den Zeitschriften „Braunschweigische Heimat“ und „Die Spinnstube“. — ³⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. IX, Sp. 95 ff. (Artikel „Wäsche“) und Sp. 101 (Artikel „Wäscheleine“). — ⁴⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. VII, Sp. 265 ff. (Artikel „Spinnen“). — ⁵⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. II, Sp. 474 ff. (Artikel „Düngerfahren“). — ⁶⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. VII, Sp. 463 ff. (Artikel „Rad“, bes. Sp. 483). — ⁷⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. IV, Sp. 463 ff. (Artikel „Hülsenfrüchte“). — ⁸⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. VII, Sp. 1470 ff. (Artikel „Schwein“, bes. Sp. 1503 f). — ⁹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. III, Sp. 1504 ff. (Artikel „Hase“). — ¹⁰⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. III, Sp. 90 ff. (Artikel „Gans“). — ¹¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. IV, Sp. 1008 ff. (Artikel „Karpfen“). — ¹²⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. III, Sp. 1776 ff. (Artikel „Hering“). — ¹³⁾ Hans Wiswe, Die Brantweinkaltschale. Studien um ein Speisebrauchtum (in: Beiträge zur deutschen Volks- und Altertumskunde, hrsg. von W. Häwernick und H. Freudenthal, Bd. 8). Hamburg 1964. — ¹⁴⁾ a. a. O. wie ¹⁾; hier Bd. III, Sp. 373 ff. (Artikel „Gebildbrote“, bes. Sp. 403 f.).

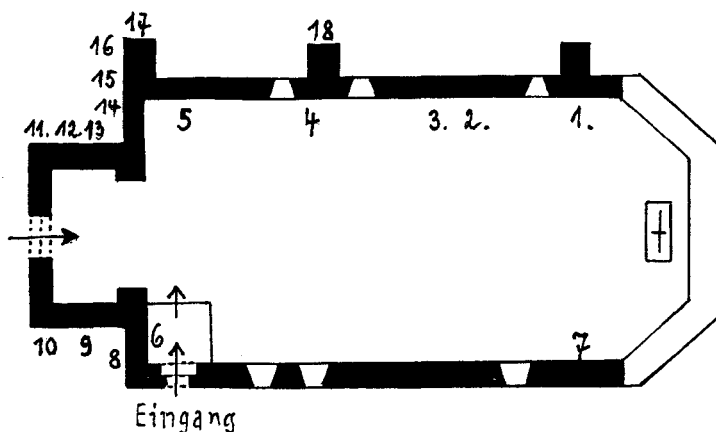
Die Grabmale der braunschweigischen Kirchen

von Kurt Kronenberg

IX. St. Georgskirche in Bad Gandersheim

I. Im Innern der Kirche

1. Grabtafel für den Maurermeister Ditz Kronen und seine Frauen Illian Schrader und Catharina Ohsen nebst vier halbwüchsigen Töchtern und zwei Wickelkinder, von 1651. Kleine Ädikula, von Ohrmuschelwerk umgeben, die neun Personen halbrund ausgearbeitet, vor einem barocken Kruzifixus kniend. Größe des Mittelstückes 70 x 100 cm. Holz. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim S. 198.
Text: Ditz Kronen, Illian Schrader, Catharina Ohsen 1651.
2. Grabstein für den Kaufherrn und Stadtkämmerer Hans Niebecker, von 1626. Das rechteckige Mittelstück zeigt den Verstorbenen lebensgroß von vorn in bürgerlicher Zeittracht. In der Linken hält er ein Buch, in der Rechten einen querovalen Schild mit den Angaben seiner Person in Antiquabuchstaben. Oben heraldisch rechts ein Wappen mit den Buchstaben H N, links das seiner Frau mit den Buchstaben C W (= Catharina Wichmann). Rechteckig umzieht der Spruch Psalm 73 V. 25 und 26: Wenn ich nur dich habe... das Mittelstück. Darüber befindet sich eine Arkade mit Ohrmuschelwerk, gekrönt von einem Engelskopf. Darunter steht ein kleiner Sockel. Größe des ganzen



Grundriß der St. Georgskirche
in Bad Gandersheim

Grabsteines 270 cm, obere Breite 100, unter 96 cm. Roter Sandstein. BuKD S. 198.

Text: „DER EHRNFEST FUHRACHTBAHR UND WOLFUHRNEHME HERR HANS NIEBECKER WEYLAND RAHTSCAMMERER ZU GANDERSHEIM IST DEN 5. JUNY AO 1626 IN GOTT SELIG ENTSCHLAFTE SEINES ALTERS IM 47. JAHR.“

3. *Grabmal für den Kaufherrn und Bürgermeister Jasper Steven, von 1632.* Olgemälde auf Holztafel, eingefast von barockem Rahmenwerk, das seltsam verschnörkelt ist. Der Verstorbene ist mit seiner Familie — vier Männer und zwei Frauen — kniend vor einem Kruzifixus dargestellt, hinter dem sich eine wildromantische Gebirgslandschaft erhebt. Größe des Mittelstückes 60 x 110 cm. Holz. BuKD S. 197.

Text: „DES ACHTBAREN UND WOLWEISEN HERRN (JASPER) STEVENS GEWESENEN BURGER MEISTERS (ZU GANDERS) HEIM CHRISTLICHER GEDECHTNIS (GEBORNEN) NACH CHRISTI GEBURT 1560 / SICH (VEREHELICHT) MIT SEINER LIEBEN HAUSFRAUEN CATHARINEN ... NIDER IN DEN HEILIGEN EHE BEGEBEN 1590 UND IN (ERBARN) UND CHRISTLICHEN (EHESAND) VON 42 JAHRE HER 3 SOHNE UND (1) TOCHTER ER(ZEUGET) UND 1 JAHR (nach seiner Hausfrau gestorben) DEN 13. JUNI ANNO CHRISTI 1632. DESSEN SELE GOTT GNE(DIG) SEI. RENOVATUM 1676 Durch S S.“

4. *Grabstein für den Schwarzfärber und Ratsherrn Jakob German von 1620.* Zwei durch ein Gesims getrennte rechteckige Platten auf hohem Sockel, gekrönt von einem dreifachen Volutengiebel. Am Giebel Engelskopf mit der Inschrift *Hodie mihi, cras tibi* (= Heute mir, morgen dir). Auf der oberen Platte neun männliche und sechs weibliche Gestalten in seltsam verbogener Haltung, expressionistisch anmutend, von denen zehn durch Kreuze als verstorbene gekennzeichnet sind. Darunter ausgeschrieben in Fraktur das Bibelwort aus dem Propheten Jesaja Kap. 25 V. 8: Und der Herr, Herr wird ... An der unteren Platte unleserlich ein Bibelwort und darunter die völlig zerstörte Gedächtnisinschrift. Gesamte Höhe 4 m, Roter Sandstein. BuKD S. 197.

In der Kirchenrechnung der St. Georgskirche von 1620 heißt es: „Mehr eingenommen von Meister Jacob German seligen Witwe, so ihr Ehemann in seinem letzten Willen der Kirche legiret 20 Gulden. Und ist der Witwen uff ihr begehren zugelassen, einen Grabstein in der Kirchen an der Mauer aufzurichten.“ Jakob Germann war mit Anna geb. Behm verheiratet, die sich 1623 mit Heinrich Wienecken wiederverheiratete.

5. *Grabstein für den Schatzeinnehmer Friedrich Julius Wettberg und seine Frau Anna Maria Freylinghausen, von 1732.* Antiquainschrift in hochovalen Blattkranzrahmen, darüber zwei von Engeln gehaltene Wappen, heraldisch rechts Ochkopf im Schilde (Wappen der Familie Wettberg), heraldisch links ein Haus (Wappen der Familie Freylinghausen). Unten Totenkopf, Knochen und Sanduhr. Höhe 171 cm, Breite 95 cm. Heller Sandstein. BuKD S. 198, Harenberg S. 435.

Text: „Nim, mein Leser, / hier ein De(n)ckmal / zwar der Sterblichkeit, / doch auch ein wahres Bild, / wie zu gehn zur seligen Ewigkeit. / Friederich Julius Wetbergk, / weiland Fürstl. Br. Lun. 46 jähriger / Schatzeinnehmer, / starb den 25. April 1732 alt 75 Jahr und 4 Monat. / Er war den 1. Jan. 1657 von Amtmann Conr. Wetbergk / und Elisabeth Niebeckern alhier geboren / und / seine werthgeschätzte Ehefrau / Anna Maria Freylinghausen / so den 2. Jul. 1669 von Burgemeister Dietr. Freylinghausen / und Catharina Elisabeth Pohl entsprossen, / hat den 9. December obigen Jahres, / nachdem sie 63 Jahr 4 Monat gelebet / im Glauben ihren Lauf vollendet. / Sie konnten beym Einnehmen irdischer Schätzen sich mit himmlischen Schätzen ergötzen. / Der verborgene Schatz im Acker / machte sie im Glauben reich, / dannenhero / Jesus, ihr edelster Schatz, / sie bald aufeinander / zur himmlischen Freude rief, / nachdem sie 45 Jahr eine vergnügte Ehe geführt / und fünf Kinder gezeuget, / wovon / noch 2 Söhne und eine Tochter am Leben / und aus kindlicher Liebe / dieses Andencken setzen.“

6. *Grabtafel für die Geschwister Georg, Catharina Elisabeth und Ilse Dorothea German von 1716.* Mittelstück enthält die Namen und Daten der verstorbenen Kinder in buntem Blumengerank, eingerahmt von hölzernen Akanthusrankenwerk, das aus Holz ausgeschnitten ist. Gesamthöhe 155 cm. Holz. BuKD S. 199.

Text: „Georg German geb. 14. Jan. 1704, gest. 14. Jan. 1704, aet. 6 St. Catharina Elisabeth German geb. 17. Nov. 1701, gest. 24. Jan. 1706, aet. 5 Jahr. Ilse Dorothea German geb. 15. Dec. 1711, gest. 7. Nov. 1716, aet. 5 J.

Lass die Kindlein zu mir kommen, / Spricht der Herr der Herrlichkeit, / Da sie aller Qual entnommen / Sind in guter Sicherheit. / In der Welt ist Angst und Noth / Sorge, Furcht, zuletzt der Tod, / Aber dort ist allezeit / Friede, Ruh und Seligkeit. / Die aus Moab sind geschieden, / Leben jetzt in Freud und Frieden.

7. *Grabtafel für Witwe Margarethe Thonan geb. Bünge, von 1611.* Olgemälde, den Kampf Jakob mit dem Engel darstellend, darunter rechteckig die Inschrift. Holz. BuKD S. 197, nennt die Darstellung Opferung Isaaks.

Text: „Zu kintlichen ehren und seligen Gedechnis seiner vielliebten Mutter Margareten Bünge, Hennich thonans seligen hinterlassenen Witwen, welche im 64. Jahr im ehstande, worin sie zweien Söhne und vier töchter gezeuget und 32 Jahr im Witwenstand gelebt den 8. August 1611 selig gestorben, hat ihr sohn Heinrich Thonan, derzeit Steinbergisch diener zu Bodenbürg dis anhero setzen lassen

II. Außen an der Kirchenwand:

8. *Grabstein für den Sattlermeister Johann Heinrich Zaps, von 1813.* Rechteckig mit geschwungenem Aufsatz, der einen Engelkopf mit Flügeln zeigt, 97 x 60 cm, roter Sandstein.

Text: „Hier ruhet in Gott Johann Heinrich Zaps. Er wurde geboren den 3. Mai 1751 und starb den 21. Februar 1813.

9. *Grabstein für Frau Louise Dauber, um 1820.* Rechteckig 79 x 187 cm hoch, eine große Urne bedeckt die obere Hälfte der Platte, Grauer Sandstein. Inschrift sehr zerstört. Nur noch zu lesen: Zu früh. Louise Dauber geb K.
10. *Grabstein für den Untervogt beim Fürstlichen Amte Gandersheim Johann Dietrich Gottlieb Elsmann, von 1790.* Rechteckig mit geschwungenem Aufsatz, der einen Engelskopf mit Flügeln zeigt, 55 x 95 cm, roter Sandstein.
Text: „HIER RUHET DER LEICHNAHM DES SEELIG VERSTORBEN JOHAN DEDRICH GOTTLIEB EHLSMANN. ER IST GEBORN D. 17. JANUAR 1721 UND GESTORBEN D. 12. JULI 1790 HAT SEIN LEBEN GEBRACHT AUF 69 JAHR...“
11. *Grabstein für die Ehefrau des Amtsmüllers Werner: Friederike geb. Pape, von 1777.* Rechteckig mit geschwungenem oberem Rand, darunter ein Engelskopf mit Flügel, 73 x 118 cm. Roter Sandstein.
Text: „HIER WARTET IN DIESER GRUFT EINE FRÖHLICHE AUFERSTEHUNG JOHANNE JULIANE FRIEDERIKE WERNERN GEBORENE PAPEN. IST GEBOREN ZU ECHTE 29. SEPT 1726 STARB D. 30. APRIL 1777. DIS GRAB IST MEINE KAMMER / WO ICH VON ALLEM JAMMER / GANTZ SELIG SCHLAFEN KANN / NICHTS WIRD MICH HIER...“
12. *Grabstein für die Ehefrau des Mühlenmeisters der Georgenmühle Ewig: Sophia Carolina Ewig geb. Papen, von 1805.* Rechteckig mit geschwungenem oberen Rand, darunter ein Engelskopf mit Flügeln, 73 x 118 cm. Roter Sandstein.
Text: „HIER RUHT DIE FRAU SOPHIA CAROLINA EWIG GEBORENE PAPEN SIE WARD GEBOREN 1759 D 2. MART UND IST GESTORBEN 1805 DEN 3. JULIUS / SANFT RUHE IHRE ASCHE / UND AUFERSTEHEN JA AUFERSTEHEN WIRST DU NACH KURZER RUH.“
13. *Grabstein für eine Kammerfrau der Dekanisse, späteren Abtissin Marie Elisabeth, geb. Herzogin von Mecklenburg, von 1700.* Der Name ist zerstört. Hohe rechteckige Platte, die eine Schrift in hochovaler Blatteinfassung zeigt, oben und unten gebunden und verziert. Darunter Totenkopf und Sanduhr. 95 cm x 2 m, grauer Sandstein. Sehr verwittert.
Text: „Geboren ... daselbst ... nachdem ... 36 Jahre in ... durchlauchtigen ... von Mecklenburg MARIEN ELISABETHEN welche Stifts Ganders. Decanisse / ins 4 te Jahr mit Ehemann und ... Jahr als Wittibe christ. gelebt... 7. April 1700 auf hiesiger fürstl. Decaney selig gestorben im 53. Jahr...“
14. *Grabstein für den Hofmeister der Äbtissin Johann Krauel, von 1692.* Hohe rechteckige Platte, die eine Schrift in hochovalen Rahmen zeigt, oben und unten gebunden und verziert, darunter Totenkopf und Sanduhr. 95 x 192 cm. Grauer Sandstein.
Text: „ANNO 1692 DEN ... STARB JOHANN KRAUEL STI ... G. Ferner Bibelspruch: Ich habe einen guten Kampf gekämpft ... bis: an jenem Tage.“
15. *Grabstein für einen Unbekannten, etwa 1800.* Rechteckig mit geschwungenem Aufsatz, einen Engelskopf mit Flügeln zeigend. 76 x 118 cm, roter Sandstein. Inschrift zerstört, nur noch zu lesen: Hier ruht in Gott...
16. *Grabstein für den Schneidermeister E. A. H. Wiegand, um 1810.* Rechteckig mit geschwungenem Aufsatz, einen Engelskopf mit Flügeln zeigend. 66 x 120 cm, roter Sandstein.
Text: „Hier ruhet E A H Wiegand Schneidermeister ... 10. Juni 181...“

17. Grabstein für D. Schünemann geb. Rötger, um 1810, rechteckig mit geschwungenem Aufsatz, einen Engelskopf mit Flügeln zeigend, 50 x 103 cm, roter Sandstein. Inschrift fast zerstört, nur Name zu lesen.
18. Grabstein für Unbekannte, um 1782. Rechteckig mit schönem mehrfach geschwungenem Aufsatz, zwei Rollen zeigend mit Engelskopf und zwei Flügeln. 46 x 114 cm, grauer Sandstein.
Text: „HIER RUHET IN GOTT ... GESTORBEN FRAU ... MANNEN GEBORENE MARMANN / GEBOREN D. 22. JANUAR 1750 GESTORBEN D. ... 1782.“

Rudolf Fricke wurde 65 Jahre alt



Am 27. Dezember 1964 vollendete in Braunschweig einer unserer treuesten Heimatfreunde, der Schriftgraphiker, Heimatpfleger und Hausforscher Rudolf Fricke, sein 65. Lebensjahr. Das ist für uns ein willkommener Anlaß, das fruchtbare Wirken dieses vortrefflichen Ostfalen einmal zusammenhängend in unserer Zeitschrift zu würdigen, zu der er selbst seit 1925 so manche Bilder und Aufsätze von heimatkundlicher Bedeutung beigesteuert hat.

Rudolf Fricke wurde am 27. Dezember 1899 in der Braunschweiger Altstadt als Sohn eines Zigarrenhändlers geboren. Aufwachsend zwischen den ehrwürdigen Baudenkmalen einer großen hansischen Vergangenheit und zwischen derb-urwüchsigen, Plattdeutsch redenden Bronswiekern von altem Schrot und Korn, entdeckte

er schon als Schüler seine Liebe zum Fachwerk, zur Topographie und Geschichte seiner Vaterstadt und zur Wesensart des ostfälischen Menschenschlages mit all seinen Lebensäußerungen. Als er, dem Wunsche des Vaters folgend, die Oberrealschule Hintern Brüdern mit dem „Einjährigen“ hatte verlassen müssen, um eine kaufmännische Lehre bei der Firma Pfeiffer und Schmidt durchzumachen, erkannte er bald, daß ein Beruf hinter dem Ladentisch nicht dazu geeignet war, die in ihm schlummernden handwerklich-künstlerischen Fähigkeiten, ein Erbe der Handwerker und Bauern unter seinen Vorfahren, voll zu entfalten und seine historisch-volkskundlichen Neigungen zu befriedigen. So begann er noch während der Lehrzeit damit, an der damaligen Kunstgewerbeschule in Braunschweig Abend- und Sonntagskurse in Zeichnen, Bild- und Schriftgraphik zu besuchen. Nach Beendigung der kaufmännischen Lehre, die 1918 durch die Einziehung zum Heeresdienst unterbrochen worden war, vervollkommnete er die bereits gewonnenen künstlerischen Fähigkeiten durch ein anschließendes Vollstudium an

der Kunstgewerbeschule, das er als Meisterschüler Günther Clausens im Jahre 1921 mit einer erfolgreichen Prüfung abschloß. Seine künstlerischen Vorbilder waren und blieben die heimischen Graphiker G. Clausen und Rudolf Sievers. Mit dem zweiten verbanden ihn außer der Kunst auch die Ideale der damaligen Jugendbewegung, denen sich Fricke schon als Lehrling durch den Beitritt zum „Wandervogel“ verschworen hatte. In den Reihen dieses Bundes lernte er wandernd und aufmerksam beobachtend Landschaft, Volkstum und Kulturerbe, Pflanzen- und Tierwelt der engeren und weiteren Heimat eingehender kennen, als es ihm das Schulwissen hatte vermitteln können. Dadurch kam er auch früh mit dem Gedankengut des Heimatschutzes in Berührung. Als er 1918 während eines Lazarettaufenthaltes die unfreiwillige Muße dazu benutzen konnte, sich mit den Bestrebungen des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz durch das Studium der Zeitschrift „Braunschweigische Heimat“ vertraut zu machen, wurde er davon so beeindruckt, daß er dem Verein sofort als Mitglied beitrat. Rudolf Fricke ist somit zwar nicht dem Lebensalter nach, wohl aber gemessen an den langen Jahren seiner Tätigkeit im Heimatschutz, eines der ältesten heute noch lebenden Mitglieder unseres Vereins. Zugleich gehörte er mit Wilhelm Börker und Helene Evers zu den Vereinsmitgliedern, die 1925 die Niederdeutsche Volksbühne in Braunschweig gründeten.

Die Bindungen zur Heimatkunde und Heimatpflege bestimmten fortan auch Frickes beruflichen Werdegang. Wo er als freischaffender Gebrauchsgraphiker in den 20er Jahren tätig wurde, übernahm er mit Vorliebe Aufträge mit ausgesprochen heimatlichem Gepräge: so als Mitarbeiter Günther Clausens bei der künstlerischen Gestaltung der Braunschweiger Notgeldscheine, für die er die plattdeutschen Sprüche auswählte, so als Mitarbeiter des Holzbildhauers Rudolf Nickel in Goslar bei der Gestaltung von Zeitungssillustrationen und Festpostkarten, Notgeld und anderen heimatbezogenen Dingen für die Tausendjahrfeier der Stadt Goslar im Jahre 1922, so als Buchgraphiker und Plakatkünstler wieder in Braunschweig nach 1922.

In der gleichen Zeit begann er sich als ehrenamtlicher Stadtführer durch Alt-Braunschweig zu betätigen und erwarb sich dadurch bei Fremden und Einheimischen, beim Verkehrsverein und bei städtischen Dienststellen im Laufe der Jahre einen solchen Ruf als hervorragender Kenner der Baudenkmale und Topographie der Stadt, daß man ihm 1935 eine Angestelltenstelle am Städtischen Museum gab, um dessen reiche stadtgeschichtliche Sammlungsbestände zu betreuen. Drei Jahre später wurde er bei Gründung der Braunschweigischen Landesstelle für Heimatforschung und Heimatpflege zum ehrenamtlichen Kreisheimatpfleger für den Stadt- und Landkreis Braunschweig bestellt. Nach der Teilnahme am Westfeldzug 1939/40 wurde er 1942 von Landrat Dr. Bergmann als hauptamtlicher Kreisheimatpfleger für den Landkr. Braunschweig in eine neugeschaffene Planstelle bei der Kreisverwaltung berufen. Lange konnte er sich des neuen Wirkungskreises jedoch nicht erfreuen, da er im April 1943 abermals zur Wehrmacht eingezogen wurde.

Als Rudolf Fricke bei Kriegsende nach Braunschweig zurückkehrte, fand er nicht nur die geliebten Fachwerkhäuser seiner Vaterstadt fast alle vernichtet, sondern auch seine wirtschaftliche Existenz bedroht. Die Landkreisverwaltung hatte nach dem Tode seines Gönners Dr. Bergmann unter dem Eindruck der ver-

änderten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse die Planstelle des Kreisheimatpflegers wieder abgeschafft, und Fricke mußte sich auf seine künstlerischen Handfertigkeiten besinnen, um den Lebensunterhalt für seine Familie bestreiten zu können. Mit Gelegenheitsarbeiten wie der Anfertigung von bemaltem hölzernen Spielzeug, von Schaufensterplakaten, handgeschriebenen Ehrenurkunden für verdiente Firmenangehörige und ähnlichen Kunstschriftarbeiten hielt er sich zunächst einige Jahre über Wasser, bis er eine regelmäßige Beschäftigung als Entwurfszeichner und künstlerischer Berater in dem Kunstschlossereibetriebe Bartels fand. In diese Zeit fällt auch Frickes Beteiligung an der Wiederherstellung des von Brandbomben im Kriege fast völlig zerstörten gotischen Altstadtmarktbrunnens. Als engster Mitarbeiter des Erzbildhauers Professor Kump hatte er an diesem bedeutenden denkmalpflegerischen Unternehmen wesentlichen Anteil, indem er archivalische Unterlagen über die Entstehung und den ursprünglichen Standort des Brunnens beschaffte, die Ornamente, Wappen und Inschriften für den Neuguß zeichnerisch rekonstruierte, die Inschriftbuchstaben in mühsamer und zeitraubender Kleinarbeit aus Bleiband aussägte und nach Kumps Übersiedlung in das Rheinland als sein Stellvertreter die Guß- und Montagearbeiten der damit betrauten Braunschweiger Firma überwachte.

Als die Kunstschlosserei Bartels nach dem Tode des Meisters ihren Betrieb einstellte, mußte Fricke sich wieder einen neuen Broterwerb suchen. Er fand ihn vorübergehend 1957—1958 als technischer Zeichner in der Bundesforschungsanstalt für Landwirtschaft Völkenrode. Da diese Arbeit aber weder zur Heimatpflege noch zur heimatkundlichen Forschung in einer inneren Beziehung stand, konnte er dort seine besonderen Kenntnisse und Neigungen nicht in einer ihn befriedigenden Weise betätigen. Darum nahm er freudig die Gelegenheit wahr, in den Museumsdienst überzuwechseln, als am 1. März 1958 die Stelle eines technischen Angestellten beim Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum durch den Übertritt des bisherigen Stelleninhabers in den Ruhestand frei wurde.

Hier am Landesmuseum fand er endlich das Betätigungsfeld, das seinen Interessen und Fähigkeiten am vollkommensten entsprach. Neben der Führung des Zugangskataloges und der Sachkarteien für die Sammlungsstücke, unter denen er eine Bildniskartei und eine Ortskartei erstmalig aufstellte, widmete er sich der zeichnerischen Erfassung neuerwerbener Gegenstände, der Beschriftung der Vitrinen und Stellwände in der Schausammlung, der Neuordnung der magazinierten Bestände, dem Führungsdienst und der Auskunfterteilung für Besucher der Schau- und Studiensammlung sowie der Mitarbeit an den Forschungsaufgaben des Museums. Die in früheren Jahren gewonnenen Kenntnisse des Materials und der Arbeitstechnik holz- und metallverarbeitender Handwerkszweige kamen ihm trefflich zugute bei der Beurteilung hölzerner und metallener Sammlungsgegenstände, seine Ausbildung als Graphiker bei der Neuordnung der graphischen Sammlung, sein gediegenes landesgeschichtliches und volkskundliches Wissen bei der Betreuung der Museumsbesucher, seine Beherrschung der Braunschweiger Mundart bei der Mitarbeit an der Sammlung und Kartierung des plattdeutschen Wortschatzes unserer Heimat für das im Museum entstehende Ostfälische Wörterbuch.

Leider konnte er nur 6 ³/₄ Jahre bis zur Erreichung der gesetzlichen Altersgrenze seine Kräfte dem Landesmuseum widmen. Erstaunlich viele grundlegende

Ordnungsarbeiten, die wegen des Personalmangels beim alten Vaterländischen Museum und nach dessen Verstaatlichung wegen der Kriegsverhältnisse jahrzehntelang hatten zurückgestellt werden müssen, hat Rudolf Fricke in den wenigen Jahren seiner Amtszeit mit größtem Arbeitseifer und ungewöhnlichem Geschick für praktische Lösungen bewältigt. Um so mehr ist es zu bedauern, daß er hier nicht schon viel früher eine Lebensstellung fand, um den ganzen Nachholbedarf an unerläßlichen Ordnungsarbeiten schaffen zu können. Er war ein *idealer Museumsman*n durch seine Besessenheit für alle musealen Aufgaben, die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse und Handfertigkeiten und seine Gewandtheit im Umgang mit dem »Publikum«. Deshalb wird es schwer sein, nach seinem Ausscheiden einen vollwertigen Ersatz für ihn zu finden. Zum Glück für das Museum will er aber noch lange nicht wirklich in den „Ruhestand“ treten, sondern, solange es seine Gesundheit erlaubt, als ehrenamtlicher Ratgeber dem Museum weiter zur Verfügung stehen. Daneben will er wieder wie in den Jugendjahren viel zeichnen und malen, als großer Naturfreund seinen blumenreichen Garten und dessen gefiederte Gäste pflegen und vor allem seine Forschungen zur Baugeschichte des Braunschweiger Bürgerhauses weiterführen, für die er schon seit Jahrzehnten so manche wertvolle Vorarbeiten geleistet hat. Bisher hat Rudolf Fricke u. a. folgende Beiträge zur Topographie, Handwerks-, Kultur- und Baugeschichte der Stadt Braunschweig veröffentlicht:

1. Der Jödebrunnen in Gefahr (Braunschweigische Heimat 1927, S. 21 f).
2. Die Michaelsburg (Braunschweigische Heimat 1933, S. 165 f).
3. Der „Große Adler“ auf dem Martinsturm (Braunschweiger Blätter 1936, Heft 3, S. 11 f).
- ✓ 4. Das wehrhafte Braunschweig (Braunschweiger Blätter 1937, Heft 2/3, S. 4 f).
5. Kulturgeschichtliche Bodenfunde aus dem Stadtgebiet Braunschweig (Braunschweigische Heimat 1939, Heft 1, S. 23 f).
- ✓ 6. Die frühen Steinhäuser der Stadt Braunschweig (Braunschweigische Heimat, Heft 2, S. 6 f).
7. Noch eine alte braunschweigische Truppenfahne (Braunschweigische Heimat 1943, S. 28).
8. Braunschweiger Fachwerk. Eine hölzerne Kunst- und Kulturgeschichte aus drei Jahrhunderten, herausg. vom Städt. Verkehrsverein. Braunschweig o. J. (1942).
9. Die Eisern Luchtenmacher 1651—1951. Zur 300-Jahrfeier der Klempner-, Installateur-, Kupferschmiede- und Zentralheizungsbauer-Innung Braunschweig.
10. Die ältesten plattdeutschen Inschriften an Bauwerken der Stadt Braunschweig und ihre richtige Lesung (Braunschweigische Heimat 1952, S. 11 ff).
11. Das späte Braunschweiger Fachwerkhaus 1665—1761 (Braunschweigische Heimat 1952, S. 47 f).
12. Tradition und Neuschöpfung im älteren Bauschaffen unserer Heimat (Braunschweigische Heimat 1952, S. 69).
13. Aus der Baugeschichte des Altstadttrathauses (Braunschweigische Heimat 1952, S. 107 f).
14. Der Bestand der Stadt Braunschweig an alten Fachwerkhäusern (Braunschweigische Heimat 1955, S. 46 f).
15. Vom ostfälischen Bauernhause und einem alten Fachwerkbau in der Stadt Braunschweig (Braunschweigische Heimat 1958, S. 44 f).
- ✓ 16. Bürgerliche Steinbauten im mittelalterlichen Braunschweig (Braunschweigische Heimat 1960, S. 38 f u. 1964, S. 97 f).

Möge es Rudolf Fricke vergönnt sein, nach der Entbindung von seinen Berufspflichten seine Untersuchungen über das Braunschweiger Fachwerkhaus in seiner konstruktiven und stilistischen Entwicklung recht bald abschließen und veröffentlichen zu können! Das wäre die Krönung seines Lebenswerkes und ein großer

Gewinn sowohl für die Braunschweiger Stadtgeschichte wie für die Volkskunde und Kunstgeschichte Ostfalens, denn kein anderer dürfte sich im Laufe eines langen Lebens eine so umfassende Kenntnis auf diesem Stoffgebiete erworben haben wie er, der die Braunschweiger Altstadt noch bis in ihre letzten Winkel durchforscht hatte, bevor sie bis auf geringe Reste im Kriege zerstört wurde.

W. Flechsig

Hai wait nich, wadd e'well!

Eine winterliche Erzählung in der Mundart von Groß Ilsede, Kr. Peine

von Otto Söchtig

Et was Winter, et snaie, wat von'n Himmel harunder wolle. Jürgen Kersten iut Bärbargen (= Bierbergen, Kr. Peine) was mit saïn'n Hunnewägen ubb'm Nähjusewäge. Hai handele mit ült Lëer un Affälle. Hai härr' sick varn ubb'm Wägen esett, smüke saïne Tünpaïpe, un dai twai Hunne härr'n swår tåa trecken. Jürgen dachte då uwer nå, dadd 'e niu wïer in 'e kule Stiuwe kamm. Op et an'n Enne nich bader würe, wenn 'e sick ene Friu naime? Hai was fufzich, un hai wußde glaik varn in'n Darp in'n irsten Hiuse 'n Mäken, dat was förzich, sai passen woll giut tåahupe. Dai ulen Darpklotjen, dai et woll alderwärts genäach gift, woll'n jo ühr'n Rachen waït upraïden. Äwer låt se man varr ühre aigene Dür fägen, då finnet se genäach Dreck!

Hai drift dai Hunne nogg-emål an, un et diuert nich lange, do sünd se an'n Darpe. Hai holt de Hunne an un gāt under't Fenster. glaik baï 'n irsten Hiuse, kloppet an un roppt: „He, Faïken!“ Dat Fenster ward uppemåket, un 'ne Stimme antwürt „Wat gift et denne?“ Jürgen kratzet sick hinder de Uren un secht: „Ick wolle man fragen, wu is et denn niu mid-üsch, Faïken?“ „Wat mainst 'e denn, Jürgen?“ „Jå, mid-üsch baid'n, mid'n Fraïen!“ Faïken Busch ward rut un secht: „Ach såa harumme mainst 'e!“ „Jå“, secht Jürgen. diu hast 'ne Kåa, un ick hewwe maïn'n Handel, då wiret-we gladde tåahupe fartich.“ „Na, denne is et mick egål“, secht Faïken, „un diu kannst glaik nå 'n Pasture gåen. Äwer getz mott ick dat Fenster tåamåken, et ward kült in 'e Stiuwe.“ Faïken slutt dat Fenster un sett't sick wïer an 'n Spinnewocken.

Hai gāt nå saïn'n Hunnewägen un foiert nå Hius. 'ne Stunne späder gāt 'e nå 'n Pastür, dai fröcht: „Na, Herr Kersten, Sie wünschen?“ Jürgen antwürt: „Harr Pastür, Faïken Busch un ick, waï willt fraïen!“ „Ist gut, mein Lieber. Am nächsten Sonntag biete ich Sie zum ersten Male auf. Ich freue mich sehr, daß Sie sich nun endlich entschlossen haben, in den Ehestand zu treten.“

Waï dai Sönndach kummt, gāt Jürgen uck nå 'r Kerke. Waï de Pastür nå de Prie dai Upgebute bekannt gift, secht 'e täalest noch formhalwer: „Wer aber etwas dawider hat, der melde sich beizeiten!“ Dån andern Dach gāt Jürgen nå 'n Pasture un fröcht: „Hat sick kainder emellt, dai se uck hebb'm well?“ „Wen?“ secht de Pastür. „Na, Faïken Busch“, secht Jürgen. „Nein, Sie können beruhigt sein, es hat niemand Einspruch erhoben.“ Jürgen schüddelt dån Kopp un gāt wech. Dån andern Sönndach is hai wïer in 'e Kerke, dat twaite Upgebut. 'ts åbends gåd-e wïer hen na 'n Pastür un fröcht: „Hat ümmer noch nemmes wat dågigen?“ „Nein, lieber Kersten.“

De dridde Sönddach kummt, Järgen is wier in 'e Kerke, kickt sick ofde umme, et suit iut, ar wenn 'e an'n laiwersten frägen möchde: „Is denn van dän Mannsluien kainer waier dā, dai Faiken Busch uck hebb'm möchde?“ 'ts ābends gād-e wier nā'n Pastūr un fröcht: „Ick woll' man frägen, Herr Pastur, is ümmer noch kainer ekumen, dai se uck hebb'm well?“ „Nein, lieber Kersten. Also die Trauung kann am nächsten Sonntag um 2 Uhr sein.“ Dā recket sick Jürgen in 'e Höchde un secht: „Na, Herr Pastur, denne seggen Sai ühr man: Wenn se kainer waier well, denne wüll' ick se uck nich!“ Hai gunk wech un wurd nich mihr esain.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Wer die Heimat liebt wie du . . .

Oberamtmann Albert Nehr Korn zum Gedächtnis



Bevor am 2. November 1964 der Sarg aus dem Riddagshäuser Gutshause getragen wurde, in dem schon vor 94 Jahren die Wiege des Verstorbenen gestanden hatte, sagte Pastor Froese in seiner Ansprache, daß mit dem Tode Albert Nehrorns ein Blatt im Buche der Geschichte Riddagshausens endgültig umgeschlagen sei. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz muß seinem alten und treuen Mitgliede, dem langjährigen Beschützer der Riddagshäuser Landschaft Dank sagen für das Leben, das ganz im Dienste seiner Heimat stand. Mit dem Tode Albert Nehrorns endet eine Zeitspanne von 132 Jahren, in der die Familie Nehr Korn im Riddagshäuser Amtshause wohnte und von hier aus die Geschichte des Kloster-gutes und der Gemeinde beeinflußte, die Landschaft betreute und im wirt-

schaftlichen und kulturellen Leben des Braunschweiger Landes eine Rolle spielte.

Am 27. Juni 1832 wurde die Domäne Riddagshausen vom Amtmann Johann Adolf Ludwig Nehr Korn, dem Urgroßvater des Verstorbenen, übernommen. Er starb 1836. Sein Sohn Friedrich Wilhelm Adolf Nehr Korn trat in den Pachtvertrag ein, der ihm später verlängert wurde. 1866 folgte Adolf Nehr Korn. Die Naturliebe seines Hauslehrers und die Freundschaft mit der Braunschweiger Zoologen-Familie Blasius ließ den späteren Amtsrat Adolf Nehr Korn zu einem begeisterten Anhänger der Ornithologie werden. Die vielseitige Landschaft Riddagshausens bot die ersten günstigen Voraussetzungen für seine große Vogelbalgsammlung

und die noch berühmtere Eiersammlung, die 5822 Arten umfaßte. Seit dieser Zeit bestehen enge Beziehungen zwischen den Nehrorns und dem Naturhistorischen Museum in Braunschweig.

Am 4. August 1870 wurde Albert Nehrorn geboren. Das große Riddagshäuser Amtshaus beschirmte seine ersten Lebensjahre. Das Leben auf dem Gutshofe mit seinen Tieren und in der Freiheit der benachbarten Wiesen und Felder ließen ihm Blumen und Tiere zu Gefährten eines Kinderparadieses werden, das er mit Schwester und Bruder, aber auch mit den anderen Kindern des Hofes und Dorfes teilte. Schon in diesen glücklichen Jahren entstanden gemüthafte Bindungen, die die Kinderseelen prägten und die sich in den Raum, in dem sie reiften, lokalisierten und so zum ersten Erlebnis der Heimat wurden.

Noch vor wenigen Montaten berichtete mir der alte Herr mit gütigem Schmunkeln von den pädagogischen Methoden der Riddagshäuser Dorfschule, die er in den Jahren vor 1880 besuchte. Wo einst die „Lausebank“ stand, um die man immer einen geheimnisvollen Bogen schlug, verkauft heute der Schlachtermeister Ortlieb seine mit Recht so beliebten Brägenwürste.

Seit 1880 ging Albert Nehrorn auf das humanistische Gymnasium Martino-Katharineum in Braunschweig. Am 27. Oktober 1885 finden wir ihn als stolzen Obertertianer unter den ersten Schülern des Neuen Gymnasiums, des heutigen Wilhelm-Gymnasiums. Ihm blieb er bis 1889 treu.

Vielleicht hat ihm bei seinen Studien schon Horaz mit seinen Versen: „Beatus ille, qui procul negotiis Ut prisca gens mortalium Paterna rura bobus exercet suis“, zu deutsch: „Glücklich, wer fern von dem geschäftigen Treiben sein das erste Geschlecht der Sterblichen die väterlichen Äcker mit seinen Kindern bestellt,“ den durch Familientradition vorgezeichneten Berufsweg als Landwirt schmackhaft gemacht! Sicherlich hat man auch damals dem jungen Humanisten den tieferen Sinn der klassischen Sage vom Riesen Antäus gedeutet, der unüberwindlich blieb, solange er mit beiden Füßen fest auf der müttlerlichen Erde stand. In seinem späteren Leben hat Albert Nehrorn diese Kraft der Heimat, von der schon Griechen und Römer wußten, selbst dankbar erfahren dürfen.

Der Weg in die praktische Landwirtschaft führte über Lehrjahre in Luthe im Hildesheimischen und Verwalterjahre auf der Burg Vienenburg. Lagen auch diese beiden Orte in unserer näheren niedersächsischen Heimat, so sehnte sich doch Albert Nehrorn immer wieder nach seinem Riddagshausen zurück. Es hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, als der alte Herr Oberamtmann mir vor wenigen Jahren erzählte, wie dankbar er sei, daß er fast alle Weihnachtsfeste seines langen Lebens im väterlichen Hause habe erleben dürfen. Nur zweimal war es ihm in 94 Jahren nicht vergönnt, Weihnachten zu Hause zu feiern. Einmal hielt ihn der Kriegsdienst fern, ein zweites Mal weilte er mit seiner Genesung suchenden Frau in Ägypten.

Zum Wesen des jungen Deutschen gehört aber auch als Gegenpol zum Heimweh das Fernweh. Die Rauchschnalben in den Ställen, die Mehlschnalben am Amtshause und der Storch auf seinem Dache zogen ja auch in jedem Herbst nach Süden und nahmen die Gedanken der Jugend mit auf ihre Reise. Auch Albert Nehrorn ist noch zweimal ausgeflogen, um sich einen anderen Wind um die Nase wehen zu lassen. In Bockenheim diente er bei den Husaren, und nach Berlin begleitete

er seinen jüngeren Bruder Alex, als der dort Medizin studierte. Um auch einmal einen Blick in das Hochschulleben zu werfen, widmete er sich in Berlin dem Musikstudium. Daneben hörte er auch Vorlesungen über Landwirtschaft.

Schon in seinem Vaterhause diente man der Musik mit großer Liebe. Albert Nehr Korn setzte die Tradition der Riddagshäuser Gutskonzerte fort. Er selbst sang mit gut geschulter Stimme. Er erfreute aber mit seinem Gesang nicht nur die kunstverständigen Besucher der Musikabende. Manch alter Riddagshäuser erinnert sich auch heute noch gern der Stunden im Landwehrverein, denen Kamerad Nehr Korn mit seinem Gesang eine besondere Note gab.

Aber so schön es am Main und Rhein war, so interessant das Leben in der Reichshauptstadt erschien, es zog Albert Nehr Korn doch, wie die Schwalben und den Storch bald wieder nach dem heimatlichen Riddagshausen zurück, und nach der Hochzeit mit einer Tochter des Amtsrats Köchy in Jerxheim übernahm er schon 1899 die Verwaltung des Klostersgutes, von der er erst 1947 zurücktrat. 1909 wurde ihm der Titel „Oberamtmann“ verliehen. Am ersten Weltkrieg nahm er als Rittmeister teil.

Leider lernte er das Glück, eigene Kinder auf dem Hof, der nun schon seit Generationen von der Familie Nehr Korn bewirtschaftet wurde, aufwachsen zu sehen, nicht kennen. Seine erste Frau starb früh. In zweiter Ehe heiratete er eine Tochter des Rittergutspächters Braune-Westdorf. Sie half ihrem Mann, die große Gutsfamilie zu betreuen.

Fehlten zur weihnachtlichen Bescherung auch die eigenen Kinder, so mußten dann alle die anderen, die zum Gute gehörten, ins Amtshaus kommen. Sie wurden mit Geschenken bedacht und freuten sich über den prächtigen Baum, der sich unter den feierlichen Klängen einer Spieluhr drehte und die Schönheit seines Schmuckes auf allen Seiten zeigte. Es fiel den Müttern nicht leicht, die häusliche Christfeier so zu gestalten, daß sie nicht neben der Gutsfeier verblaßte. Außer den Kindern wurden auch die Witwen am Heiligen Abend besonders bedacht.

Doch nicht nur in der Weihnachtszeit spürte man die Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft. Erkrankte die Frau in einer Familie, kam sofort das Essen aus der Gutsküche. Den schönsten Beweis der dankbaren Anerkennung finden wir darin, daß viele Riddagshäuser heute noch, wenn sie von ihrer Frau Oberamtmann sprechen, einfach „Tante Lotte“ sagen.

Albert Nehr Korn wußte, daß es nur gute Ernten gab, wenn er sich jederzeit auf seine Mitarbeiter verlassen konnte. Er hat ihnen gegenüber, aber auch gegenüber Außenstehenden nie mit der Anerkennung ihrer Leistungen gegeizt. Nach ländlicher Sitte wurde das beim Erntedankfest, das die ganze Belegschaft in gemeinsamer Runde vereinte, besonders deutlich. Einmal aber hat man ihn betrübt und das war für mich recht peinlich. Von meinem Vater in die Kirche geschickt, um Noten von der Orgel zu holen, hatte ich nur einmal probiert, wie schwer es sei, den Betglockenstrick zu ziehen. Obwohl die Glocke nur einmal schlug und es zum „Vesper“ hätte dreimal „brummen“ müssen, kamen alle Arbeiter zwei Stunden zu früh nach Haus! Aber der Herr Oberamtmann und ich haben uns trotzdem wieder vertragen. Er trug nicht nach. Selbst kinderlos, hatte er bis in sein hohes Alter hinein für Kinder ein großes Verständnis.

Für den Riddagshäuser Gutsbetrieb war es kennzeichnend, daß sich nicht nur die Nehrkorns hier durch Generationen gehalten haben. Auch von vielen anderen Familien haben Großvater, Vater, Sohn und Enkel nach- und nebeneinander auf dem Klostergut Arbeit und Heimat gefunden. Eine Heimat, die ihre Nachkommen auch heute noch nicht vergessen können. Ließ im höheren Alter die Kraft der Arme und des Rückens nach, so fand sich in der Regel doch noch ein Platz an der Futterkiste oder an einer anderen nicht so anstrengenden Stelle, der auch dem Alten das Gefühl gab, daß er noch dazu gehöre. Für Albert Nehrkorn gilt: Heimat hat vor allem der, der auch seinen Mitmenschen Heimat schafft.

Die Arbeit der Nehrkorns bestand aber nicht nur in der Bestellung des Bodens, der ihnen anvertraut war. Das ausgeglichene Gefüge der natürlichen Kräfte der ursprünglichen Riddagshäuser Bruchlandschaft war schon durch die Kultivierungsarbeit der Zisterzienser Mönche gestört. Die Aufgabe, eine „Kulturlandschaft“ zu nutzen und gleichzeitig zu schützen, erfordert Demut vor dem Schöpfer und den Gesetzen seiner Schöpfung. Wir sind heute Albert Nehrkorn und seinen Vorfahren zu Dank verpflichtet, daß sie uns mit großer Naturliebe und feinfühligem Verständnis die Riddagshäuser Kulturlandschaft erhalten haben, bis uns die neuzeitliche Naturschutzgesetzgebung dieses landschaftliche Kleinod am Rande der Großstadt hoffentlich auch für die Zukunft sicherte.

Als die Jägerhofstiftung Albert Nehrkorn als Ersatz für Riddagshausen die schönsten anderen Domänen anbot, antwortete er: „Lebend bekommt ihr mich nicht aus Riddagshausen heraus!“ Man mußte diese Einstellung respektieren und ihm die Verwaltung des Klostergutes lassen.

Doch nicht nur die Bindung an den Geburtsort und das Gefühl des Geborgen-seins gaben den Riddagshäuser Gutsangehörigen ihr starkes Heimatgefühl. Zu ihrer Heimat gehörte auch die geistige Gemeinschaft. Der Herr Oberamtmann, den die große Welt mit ehrenvollen Ämtern bedacht, der als Vorsitzender den Braunschweiger Landbund von seiner Gründung bis zum Jahre 1932 leitete, der der stellvertretende Präsident der landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft und auch der erste Vorsitzende des Verwaltungsrates der Braunschweiger Staatsbank war, in dessen gastfreiem Hause der greise Reichspräsident von Hindenburg einkehrte, er verkehrte mit seinen Gutsmitarbeitern in der alten, von ihm so geliebten plattdeutschen Muttersprache. Ihrer hatten sie sich ja auch schon bedient, als sie als Kinder miteinander spielten. War der Chef aber mal genötigt, was in einem großen Betriebe gelegentlich vorkommen soll, seiner Meinung bestimmt Ausdruck zu verleihen, so nahm man das nicht allzu tragisch, solange es plattdeutsch geschah. Schimpfte er hochdeutsch, konnte es gefährlich werden.

Albert Nehrkorn war als heimatgebundener Mensch konservativ, aber in dem guten Sinne des Wortes, das auf gar keinen Fall mit „rückständig“ verwechselt werden darf. Er hatte fest Fuß gefaßt in der natürlichen und geistigen Welt seiner Heimat. Er hatte das große Glück, in der mit Schönheit so reich ausgestatteten Landschaft Riddagshausens arbeiten zu dürfen. Seinen Feierabend verbrachte er im Bannkreis der gewaltigen Klosterkirche. Er lebte so in der beglückenden Einheit, in der sich Natur und Baukunst in einer echten Kulturlandschaft gefunden haben. Er wurzelte fest in dieser geistigen Welt seiner engeren Heimat. Von ihr aus assimilierte er das Neue, dem er stets sehr aufgeschlossen gegenüberstand. So war er trotz der patriarchalischen Verhältnisse auf seinem Hof, die er von seinen

Vorfahren übernommen hatte, einer der ersten Vorkämpfer für die soziale Gesetzgebung, die die Stellung der landwirtschaftlichen Arbeiter sichern sollte. Ohne die Brücken zur Vergangenheit abzubrechen, versuchte er, das Neue aus der geschichtlichen Notwendigkeit seiner Heimat zu bewältigen.

In einem Raume, der vom technischen Fortschritt beherrscht wird, hat Albert Nehr Korn versucht, seinem Riddagshausen eine isolierte Igelstellung zu geben, um so seine Landschaft zu erhalten. Sein Vater, der alte Amtsrat Adolf Nehr Korn, schützte das Vogelparadies seiner Teichdämme, indem er ihr Betreten verbot. Das war der sicherste Schutz. Naturfreunde, die darum baten, bekamen allerdings damals schon eine Berechtigungskarte. Albert Nehr Korn erkannte aber die soziale Aufgabe der Heimatlandschaft für den modernen Großstädter, dessen Elend es ist, daß er nicht so tief in den Boden einwurzeln kann, um aus dem belebenden Kraftaustausch mit der Heimaterde, wie einst Antäus, neue Kräfte zu gewinnen. Er öffnete die Teichdämme für die erholungsuchenden Braunschweiger. Er arbeitete aber mit dem Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz und den Naturschutzstellen eng zusammen, um den Schutz der Teichlandschaft auf anderen Wegen zu sichern.

Fast 50 Jahre hat Albert Nehr Korn das Kloostergut bewirtschaftet. Dann schenkte ihm ein gütiges Geschick noch 17 Jahre der wohlverdienten Ruhe. Die Zeiten haben sich geändert. Man pflügt nicht mehr mit Ochsen wie Horaz und der junge Albert Nehr Korn. Drei Treckerführer erledigen heute alle Arbeit. Von seiner Frau liebevoll betreut hat er in erstaunlicher geistiger Frische ein sehr hohes Alter erreicht. Für seine letzten Jahre müssen wir nun statt Horaz Eichendorff zitieren, der in seinem Taugenichts Prager Studenten singen läßt: „Beatus ille homo qui sedet in sua domo, et sedet post fornacem et habet bonam pacem“, auf deutsch: „Glücklich der Mensch, der in seinem Hause hinter dem Ofen sitzt und guten Frieden genießt“.

Nach dem zweiten Weltkriege hat er in den Frieden des Amtshauses Vertriebene aufgenommen, denen er Riddagshausen zu einer zweiten Heimat werden ließ. Auch sein Bruder, Professor Alex Nehr Korn, wohnte mit seiner Frau damals wieder in dem Hause seiner Väter.

Je älter Albert Nehr Korn wurde, um so bewußter wurden ihm auch die Bindungen an seine Heimat. Auf Reisen hat er viele schöne Landschaften sehen dürfen. Oft hat er dann gesagt: „Schön ist es hier, sehr schön! Aber Riddagshausen ist es nicht.“

Vom Gutshof führt ein Weg über die Landstraße hinweg in die Riddagshäuser Feldmark. Links am Wege liegen die Teichdämme, rechts die Felder vor der Buchhorst, wenden wir den Blick zurück, beherrscht die Kirche die Landschaft. Neben ihr liegt das Amtshaus. Dieser Weg heißt „Nehr Kornweg“. Er soll uns immer erinnern an den Mann, von dem wir Abschied nehmen mußten.

Wer die Heimat liebt wie du, den läßt sie sich selbst finden und über sich hinauswachsen, den versorgt sie mit Kraftströmen, mit denen er sein Schicksal meistert.

Gerhard Schridde

Neues heimatliches Schrifttum

Theodor Müller: Stadtdirektor Wilhelm Bode. (Bd. 29 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig, hrsg. v. B. Bilzer u. R. Moderhack.) Braunschweig 1963.

Dieses neue Buch des erstaunlich schaffensreichen Verfassers der „Ostfälischen Landeskunde“ handelt von einer Persönlichkeit, die wie wohl keine andere ihrer Zeit durch die Vielfalt ihres Wirkens mit dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Stadt und des Landes Braunschweig im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts aufs engste verbunden war. Obwohl nur ein verhältnismäßig kurzer Zeitraum, war es doch eine entscheidend wichtige Epoche der neueren Stadt- und Landesgeschichte unserer Heimat, in der sich ein durchgreifender Wandel in den verschiedensten Bereichen des öffentlichen Lebens anbahnte. In sie fallen die Neuordnung der Stadtverwaltung, die Reform des städtischen Schulwesens, die Revolution und der Thronwechsel von 1830, die Schaffung einer neuen Landschaftsordnung, Städteordnung und Landgemeindeordnung, der Zollverein und die Anfänge des Eisenbahnverkehrs, neue Einrichtungen der Armen- und Krankenpflege und die Revolution von 1848, ferner die Anfänge des Musikfest- und Ausstellungswesens in der Agidienkirche, die Vorarbeiten für die Schaffung der Stadtbibliothek und eines wissenschaftlich geordneten Stadtarchivs und vieles andere mehr im Bereich des kulturellen Lebens.

Eine führende Persönlichkeit wie Wilhelm Bode, der nicht nur Politiker und weitsichtiger Verwaltungsfachmann, sondern auch ein begeisterter Freund und Kenner der Geschichte und ihrer Altertümer und ein warmherziger Förderer der Künste und Wissenschaften seiner Zeit war, hat natürlich in allen genannten Bereichen des öffentlichen Lebens die Spuren seines Wirkens hinterlassen, und so ergab sich eine ungeheure Fülle von archivalischen Quellen, die der Verfasser des vorliegenden Buches zu durchforschen hatte, um ein abgerundetes Bild vom Lebensgang und Wirken Bodes geben zu können. Theodor Müller hat mit der ihm eigenen Gründlichkeit nicht nur diese gewaltige Forschungsarbeit geleistet, sondern ihre Ergebnisse auch sinnvoll geordnet zusammengefaßt und in einem erfreulich flüssigen Stil wiedergegeben, wie er leider bei historischen Werken anderer

Gelehrter nicht immer zu finden ist. Dabei hat er in Anmerkungen nebenbei noch eine Fülle von Nachrichten über andere Persönlichkeiten untergebracht, die mit Bode in Berührung gekommen sind, und so über den eigentlichen Zweck seines Buches hinaus noch zahlreiche Beiträge zu braunschweigischen Biographien geliefert, die nur dem Kenner verraten, wieviel mühevoller Kleinarbeit der Verfasser in seinem Streben nach erschöpfender Behandlung des untersuchten Zeitraumes zu leisten hatte. Erfreulicherweise sind alle in dem Buch vorkommenden Namen in einem alphabetischen Personenregister nachgewiesen, so daß auch derjenige, der sich nicht gerade mit Bode beschäftigen will, mühelos reiche Aufschlüsse auch über Bodes Zeitgenossen und deren Wirkungsbereiche in Politik, Verwaltung, Wirtschaft, Schulwesen, Kirche, Wohlfahrtspflege, Musik, bildender Kunst oder Wissenschaft finden kann.

Wegen dieser Reichhaltigkeit des Buches ist es nur schade, daß sein allzu bescheiden gewählter Titel nichts von seiner außerordentlichen Stofffülle verrät. Es hätte heißen sollen „Stadtdirektor Wilhelm Bode und seine Zeit“, damit der heimische Geschichtsfreund von vornherein ahnte, was alles er in dem Buche finden könnte, und nicht achtlos daran vorbeiging. Denn recht viele aufmerksame und dankbare Benutzer möchte man dem vorzüglichen Werke zur weiteren Förderung der heimischen Geschichtsforschung wünschen! W. Flechsig

Ursula Schelm - Spangenberg: Die Deutsche Volkspartei im Lande Braunschweig. (Bd. 30 der Braunschweiger Werkstücke, Veröffentlichungen aus Archiv, Bibliothek und Museum der Stadt Braunschweig, hrsg. v. B. Bilzer und R. Moderhack.) Braunschweig 1964.

Viele schriftliche und bildliche Dokumente, die uns als Geschichtsquellen für die Erforschung der letzten Jahrzehnte hätten dienen können, sind bei den Umstürzen der Jahre 1933 und 1945 aus politischen Gründen vernichtet worden oder im Kriege den Brandbomben zum Opfer gefallen. Zu den Beständen, die glücklicherweise von den Stürmen der Zeit verschont blieben und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht werden konnten, gehören die Akten der Deutschen Volkspartei des Landes Braunschweig im Braunschweiger Stadtarchiv. Diese zeitgeschichtlich wichtigen Quellen und einige

in Privatbesitz befindliche kleinere Quellengruppen sind neben den sämtlichen Braunschweiger Tageszeitungen aus den Jahren 1918—1933 von der Verfasserin gewissenhaft durchgearbeitet und ausgewertet worden. Dadurch ist es ihr gelungen, ein klares Bild der Bestrebungen, der Organisation und der politischen Tätigkeit der Deutschen Volkspartei hierzulande von ihrer Gründung bis zu ihrer Auflösung zu zeichnen. Aber mehr noch: Da jede Partei der Weimarer Republik bei ihren Verlautbarungen und Unternehmungen auf das Kräftespiel mit den anderen Parteien im Lande wie im Reiche Rücksicht zu nehmen hatte, wurde die Geschichte der Deutschen Volkspartei im Lande Braunschweig zugleich ein Bestandteil der allgemeinen Landes- und Reichsgeschichte.

So bringt denn das vorliegende Buch über die interne Parteigeschichte hinaus Aufschlüsse über Dinge, die in dieser Deutlichkeit bisher noch nicht historisch beleuchtet waren, wie etwa die sehr bewegte Schulpolitik der 20er Jahre in Braunschweig, die damalige Lage des Mittelstandes und der Bauern hierzulande, die Entwicklung der NSDAP vor der Machtübernahme und anderes mehr, was sich damals in Stadt und Land Braunschweig in Wechselwirkung mit den Verhältnissen und Ereignissen im Reich begeben hat.

Gerade wegen dieser Verflechtung der Parteigeschichte mit der allgemeinen Geschichte wäre es zweckmäßig gewesen, den Titel des Buches etwas allgemeiner zu fassen, um auch solche Geschichtsfreunde zu einem Studium zu ermuntern, die nicht gerade an einer einzelnen Partei interessiert sind.

Möge diese verdienstvolle Veröffentlichung andere Forscher dazu anregen, in gleicher Weise auch die Geschichte der anderen Parteien im Lande Braunschweig zu bearbeiten, soweit die Quellen dazu ausreichen, damit das Bild der Landesgeschichte nach 1918 immer weiter abgerundet werden kann!

W. Flehsig

H.-Henning Borchhardt: Heitere Wanderung durch die bewegte Geschichte der Harzer Lande. Ein Bilderbuch. Verlag Jobst Borchhardt, Bad Harzburg o. J. (1964).

Heimatgeschichte muß nicht immer mit erhobenem Zeigefinger ernsthaft doziert werden, um das Verständnis für die Vergangenheit einer geschichtsträchtigen Landschaft bei Einheimischen und Fremden wachzuhalten oder neu zu wecken. Gerade heutzutage, wo viele unserer Zeitgenossen,

durch Lichtbildervorträge, illustrierte Zeitschriften und Fernsehen verwöhnt, keine Geduld zum Lesen mehr aufbringen können und ihre „Bildung“ vorwiegend aus Bildern schöpfen, scheint es gar nicht mehr so abwegig, in einer Folge heiterer, karikaturenhafter Zeichnungen mit ebenso heiteren Kurztexen auf 35 Doppelseiten die wechselhafte Geschichte der Harzlande von den Mammutjägern der Eiszeit bis zur Fremdenverkehrswerbung der heutigen Wirtschaftswunderzeit darzustellen.

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, ein junger Jurist, scheint gleich begabt im Karikaturenzeichnen wie in der witzigen Formulierung von Schlagzeilen über Zustände und Ereignisse vergangener Zeiten mit teilweise bewußt anachronistischen Pointen, sei es nun der Fremdenverkehrsstrom der Völkerwanderungszeit in die Harzlande, der Vergleich der Reichsversammlung 973 zu Quedlinburg mit dem neuzeitlichen Tagungsrummel der Harzstädte, die Verquickung der sagenhaften venezianischen Gold- und Edelsteinsucher mit den italienischen Gastarbeitern unserer Tage, der Gedankensprung von der heimlichen Entbindung einer vornehmen Dame des 18. Jahrhunderts auf der Harzburg bei der „Burgmieke“ zum Begriff eines neuzeitlichen „Babyhotels“ und vieles andere mehr.

Dabei sind es nicht nur anspruchslose Späße, die uns in Bild und Wort vorgesetzt werden. Sowohl die mit wenigen flotten Strichen hingeworfenen historischen Gebäude, Waffen, Kleidungen und Gebrauchsgegenstände wie die Auswahl der Themen und die Unterschriften verraten eine erstaunlich genaue Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse wie der kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnisse der behandelten Epochen. Diese bis auf geringe Schnitzer zuverlässigen Kenntnisse offenbart auch die vorwiegend ernsthafte Zeittafel am Ende des Büchleins. Wie Verlag und Autor im Nachwort erklären, möchten sie mit dieser Veröffentlichung und ähnlichen weiteren, die ihr folgen sollen, dem Schwinden des Geschichtsbewußtseins unter den heutigen Menschen entgegenarbeiten. Ich glaube, daß es ihnen wirklich gelingen wird, mit humorigem Augenzwinkern viele Zeitgenossen wieder an die Geschichte heranzuführen, die sich einer ernsthaften Belehrung zunächst verschließen würden. Ist so erst einmal das Eis gebrochen, dann wird hoffentlich beim Betrachter das Bedürfnis nach weiterer Vertiefung in die Geschichte geweckt sein.

W. Flehsig